

# Kulturgeschichte der Deutschen

im Mittelalter

VON

G. Steinhilber

Wissenschaft



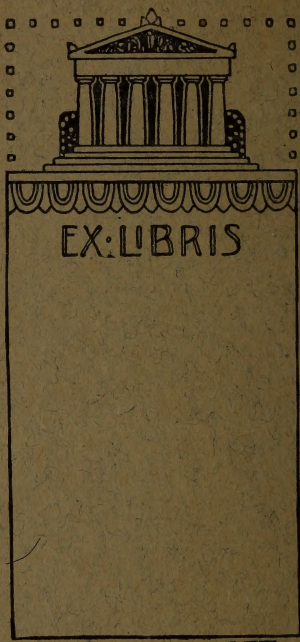
und Bildung

DD  
St 35K

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

DD  
St 35K

Feb 25+



G. STETZ



Wissenschaft und Bildung  
Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens  
Herausgegeben von Privatdozent Dr. Paul Herre

88

# Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter

Von

Prof. Dr. Georg Steinhausen  
Bibliotheksdirektor in Cassel



1910

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

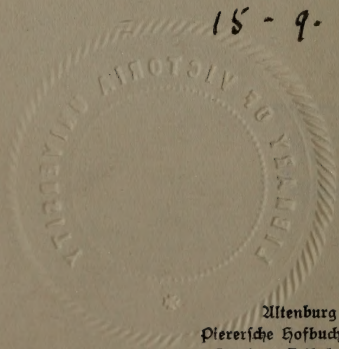
DD

St 35k

Alle Rechte vorbehalten.

24820,

15 - 9 - 13.



Altenburg  
Pferische Hofbuchdruckerei  
Stephan Geibel & Co.



## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung: Kultur und Volkstum . . . . .	1
Erstes Kapitel: Primitives Leben wenig eigenartigen Charakters . . . . .	3
Zweites Kapitel: Zusammenstoß und erste Auseinander- setzung mit der Weltkultur . . . . .	17
Drittes Kapitel: Erste Fortschritte deutschen Lebens im Rahmen deutscher Eigenart unter wachsender Führung der Herrenschicht (Agrarisch-kriegerische Kultur). . .	33
Viertes Kapitel: Die stärkere Durchdringung deutschen Lebens mit der anti-kirchlichen Kultur unter zu- nehmender Beeinflussung durch die Romanen: Aristo- kratische Epoche . . . . .	70
Fünftes Kapitel: Ausbildung einer allgemeineren Laien- kultur volkstümlichen Charakters: Bürgerlich=demo- kratische Epoche . . . . .	128

---



## Einleitung.

### Kultur und Volkstum.

Eine nationale Kulturgeschichte muß vor anderen Gesichtspunkten das Verhältnis von Kultur und Volkstum in den Vordergrund stellen. Kaum einem Volke ist es beschieden gewesen, eine Kultur ganz aus sich heraus zu entwickeln, am wenigsten aber den Nationen, die als jugendlich-barbarische Völker in den Bann der antiken, d. h. der orientalisches-griechisch-römischen Weltkultur gerieten. Je zäher und kräftiger das Volkstum, je ausgeprägter seine Eigenart ist, um so schwieriger wird die Auseinandersetzung mit einer siegreichen fremden, überragenden Kultur. Insbesondere ist das deutsche Volk schwerer und später als andere Völker zu einem solchen Ausgleich und damit zu einer einheitlichen höheren Kultur gelangt. Die Entwicklung des Volkstums, dessen Wurzeln zu einem guten Teile in den natürlichen Bedingungen des Bodens und des Klimas liegen, dem aber weiter durch langdauernde wirtschaftliche und soziale Verhältnisse frühzeitlichen Lebens ein Stempel für spätere Zeiten aufgedrückt wird, ist mit jenem natürlichen Grundstock und den in frühester Zeit erworbenen Zügen nicht abgeschlossen. Ich habe kürzlich in dem von mir herausgegebenen „Archiv für Kulturgeschichte“ (Bd. VIII, Heft 2), in dem ich das Verhältnis von Kultur und Volkstum überhaupt näher beleuchtet habe, ausgeführt, wie das Volkstum auch durch die äußere Geschichte, durch die äußere politische Zusammenfassung selbst ganz verschiedener Volksteile, durch die Gemeinsamkeit der Geschehnisse ebenso wie der kulturellen Verhältnisse in seiner Entwicklung infolge der Neubildung bestimmter Wesenszüge, der Änderung oder des Schwindens anderer bestimmt wird. Werden auf der einen Seite die fremden Elemente höherer Kultur durch das Volkstum aufgenommen und verarbeitet, und bewirkt die Verbindung beider Faktoren wie das Sichdurchsetzen des Volkstums das Entstehen einer eigenen nationalen Kultur, so wird wieder das Volkstum durch die angeeignete Kultur beeinflusst. Aber der



Prozeß der Auseinandersetzung wird eben mit dem größeren oder geringeren ursprünglichen Abstand der beiden Faktoren, mit der größeren oder geringeren Anpassungsfähigkeit des Volkes, mit der größeren oder geringeren Neigung, seine Eigenart zu bewahren, ein sehr verschiedener. Er kann überaus wechselvoll und mannigfaltig, in seinem Verlauf vielfach besonders charakteristisch werden. Und das ist bei der Kulturentwicklung der Deutschen der Fall. Man versteht diese nicht, wenn man nicht als bestimmende Faktoren die nationale Eigenart, das bodenständige Volkstum mit seinen Anlagen, Trieben und alten Lebens- und Kulturtraditionen einerseits und „die mit allen Mitteln zum Siege strebende Weltkultur“, deren Eindringen auch wieder durch einen jener zähkonservativen Art entgegengesetzten Trieb der Deutschen zu höherer Kultur, durch einen überaus bezeichnenden Erneuerer gefördert wird, andererseits ansieht. Wie das Verhältnis beider Faktoren den Gang der Kulturentwicklung und sein Tempo bestimmt, wie sich aber aus diesem Verhältnis gerade auch die deutsche Kultur der einzelnen Zeiten selbst als Produkt ergibt, das ist ein Haupt Gesichtspunkt der nachfolgenden Darstellung, die durchaus nicht etwa einen Auszug aus meiner großen „Geschichte der Deutschen Kultur“ darstellt. Gerade die Geschichte der deutschen Kultur im Mittelalter ist von jenem Gesichtspunkt aus besonders interessant. Am Schluß des Mittelalters war dann ein Ausgleich beider Faktoren bis zu einem gewissen Grade erreicht. Aber mit dem Einbruch neuer Wellen der höheren Kultur ergab sich ein neues Aus- und Nebeneinander, bis das bewußte Streben nach höherer und feinerer Kultivierung den Sieg davontrug und zu einer Kulturblüte führte, die dem lange kulturell abhängigen Deutschland die Führung im Reigen der Völker gab. Das wird uns später in einer Darstellung der Geschichte deutscher Kultur in der Neuzeit beschäftigen.

---

## Erstes Kapitel.

### Primitives Leben wenig eigenartigen Charakters.

Das Gebiet des heutigen Deutschen Reiches ist bekanntlich keineswegs von jeher von germanischen Menschen bewohnt gewesen. Den Hauptteil des Westens, den Süden und den Südosten hatten vielmehr, von den Germanen durch die Gebirge Mitteldeutschlands geschieden, lange die Kelten inne, die bei ihrer Ausbreitung über weite Teile Europas vermutlich sogar von ihren Sitzen im heutigen Deutschland ausgegangen sind. Das Vorrücken der Germanen im einzelnen chronologisch festzulegen, sei hier unterlassen. Die Weser haben sie, zuerst an der Mündung, etwa im 9. Jahrhundert v. Chr. überschritten. Jedenfalls hatten sie zu Cäsars Zeit die Lande bis zum Rhein besetzt und drängten die gleichzeitig von den Römern bekriegten Kelten auch zum Teil darüber hinaus zurück, so zunächst über den Niederrhein, aber auch über den Mittel- und Oberrhein. Den Osten scheinen andererseits Letten und Slawen innegehabt zu haben, aber sehr frühzeitig zurückgedrängt zu sein. Die ersten Sitze der Germanen selbst sucht man, nicht ganz ohne Widerspruch einzelner, in den Gebieten der westlichen Ostsee und auch der östlichen Nordsee. Mächtige Völkerbewegungen, hervorgerufen u. a. durch die Übervölkerung infolge der Beschränktheit des Kulturlandes, sind also auf dem Boden unseres Vaterlandes bis kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung vor sich gegangen, und auch später zeigt sich deutlich eine außerordentliche kriegerische Beweglichkeit der Stämme, bis zur Völkerwanderungszeit eine zweite, noch gewaltigere Durcheinanderrüttelung und Wanderung einsetzt. Erst nach dieser Zeit, deren Endresultat im Verhältnis zu den heute deutschen Gebieten auch ein gewaltiger Verlust im Osten durch das Vordringen der Slawen war, beginnt eine kontinuierliche Entwicklung des späteren „Deutschland“.

Immerhin darf eine Kulturgeschichte der Deutschen in ihren Vorstadien wenigstens mit einem früheren Zeitpunkt ein-



setzen als mit der Epoche nach der Völkerwanderung oder, wie es eigentlich berechtigt wäre, erst mit der Konsolidierung eines „deutschen“ Volkes in Staat und Kultur. Zwar die einst germanischen Gebiete im Osten können hier erst seit ihrer späteren Kolonisierung in Betracht kommen; denn an die einstige Siedelung der Ostgermanen kann die spätere deutsche Kulturgeschichte nirgends anknüpfen. Aber im Westen und Süden waren doch die früher keltischen Gebiete bis zum Rhein und über den Main hinaus bei dem Zusammenstoß mit den ein weiteres Vordringen zunächst verhindernden Römern schon mehr oder weniger lange von Germanen besetzt, die ziemlich frühe den Niederrhein, gegen die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. auch den Mittelrhein überschritten, später nach Böhmen und Ungarn drangen. Vor allem ist aber das „alte Volksland“ zwischen Weser und Elbe immer germanisch gewesen. Auch hier hat zwar die Völkerwanderung, die nur wenige Stämme, wie die Friesen, nicht mitgemacht haben, störend eingegriffen, aber im ganzen haben wir doch in diesem Gebiet eine ununterbrochene Entwicklungslinie. Für unsere Betrachtung müssen dagegen gerade die kulturell vorgeschrittensten Germanen im Westen und Südwesten, die zu dem römischen Okkupationsgebiet gehörten oder mit ihm in kultureller Berührung standen, ausscheiden. Einerseits handelt es sich hier nur zum Teil um germanische, vielmehr um keltische Bevölkerung, andererseits fielen diese Gebiete in der Völkerwanderungszeit der Zerstörung anheim, und nur ganz mittelbar wirkten die einstigen entwickelteren Zustände des römischen Germaniens in ihren Resten später nach.

Die innergermanischen Zustände seit der Zeit Cäsars sind nun natürlich auch schon keineswegs gleichartig gewesen. Die Kelten waren den Germanen kulturell zum großen Teil voran, und ohne Zweifel haben die letzteren, soweit sie in die Sitze jener drängten, mancherlei übernommen, wie überhaupt auch sonst keltische Einflüsse sie früh berührt haben werden. Derartiges läßt sich aber um so schwerer herauschälen, als die Kelten und Germanen durch Stammesverwandtschaft doch überhaupt vieles Gemeinsame besaßen, auch in ihrer körperlichen Art, und vor Cäsar von den Alten auch gar nicht unterschieden worden sind. Gleichwohl werden die mehr keltisch-germanischen Stämme vor den reingermanischen manches voraus gehabt haben. Die See-germanen ferner in ihrer uralten Eigenart unterschieden sich sicherlich von den Binnengermanen, und ziemlich für sich, auch



sprachlich, stehen die den Nordgermanen ähnlicheren Ostgermanen, die schon zu größeren Stammesbildungen kamen und vielleicht stärker von höheren Kultureinflüssen aus dem Südosten berührt wurden.

Die Anschauungen über die Kultur der Germanen, wie sie gang und gäbe sind, leiden meist an zwei Grundfehlern. Man mißt ihr einerseits eine viel zu große Eigenart bei, und man unterschätzt doch andererseits wieder die bereits erreichte Höhe. Die oft verkannte große Gleichartigkeit der Erscheinungen des menschlichen Lebens äußert sich am stärksten auf den niedrigen Stufen. Hier kann man in der Tat, wenigstens für die primitivsten Stadien, von einer „keimhaften Ununterschiedenheit“ (Breyfig) reden; eine stärkere Differenzierung tritt erst bei entwickelteren Völkern ein. Man darf freilich nicht übersehen, daß selbst die sogenannten Naturvölker keineswegs ein völlig ursprüngliches Dasein führen. Auch bei ihnen haben unendlich lange Zeiträume bereits Entwicklungsfortschritte gezeitigt, und noch mehr gilt das von den „jugendlichen“ geschichtlichen Völkern. Nur so viel ist richtig, daß diese anfänglichen Entwicklungen einen überwiegend gleichartigen Verlauf nehmen. Bereits in meiner „Germanischen Kultur“ habe ich die Allgemeingültigkeit vieler Züge des germanischen Menschen an zahlreichen Stellen betont und auch im einzelnen festgestellt. Schon jene äußere Beweglichkeit, die auf der bei fruchtbaren Völkern sich bald ergebenden Unzureichendheit des ursprünglichen Kulturlandes (das man nicht zu erweitern versteht) sowie auf dem Anreiz höher kultivierter entfernterer Gebiete beruht, jene Erscheinung der großen Wanderungen, ist für die Urzeit vieler Völker, was schon Thukydides gesehen hat, charakteristisch; man darf — um von den Kelten nicht erst zu reden — z. B. auf die Griechen hinweisen. Dem entspricht der rücksichtslose Eroberungsgeist solcher Zeiten. In meinem Büchlein wurde bereits gesagt, daß es eigentliche Kriegervölker nicht gibt, und daß mehr oder weniger jedes Volk eine kriegerische Entwicklungsstufe, deren Grundlage wirtschaftliche Nöte und natürliche Beutelust sind, erlebt; freilich ist betont, wie voll die Germanen sich auf dieser Stufe ausgelebt haben. Die wild-egoistische Raublust, auch durch wirtschaftliche und soziale Motive bedingt, zeigt sich nicht bloß im Vieh-, sondern auch im Frauenraub, dessen bekanntestes Beispiel der Raub der Sabinerinnen ist. Er ist noch für die Deutschen der späteren Zeit belegt, erscheint freilich bereits als Rechtsbruch, und spätere Hochzeits-

bräuche sowie die Bezeichnung Brautlauf deuten auf die frühere Raubehe. Die Feinden des beleidigten Stammes oder der Sippe, die aus dem Frauenraub entspringen, finden sich auch überall, und ebenso tritt überall bei den damals leicht vorkommenden Totschlägen die Sippe des Getöteten als Rächerin an der Sippe des Mörders auf. Dem zerrütteten Zustande, der sich aus dem Institut dieser Blutrache ergibt, ist bei den Germanen übrigens durch Beschränkung und Ersetzung derselben ziemlich früh entgegengearbeitet worden. Aus dem kriegerisch-räuberischen Zug ergibt sich natürlich auch die überall verbreitete Sklavenhaltung. Ursprünglich verfielen diese erbeuteten Menschen dem Tode, was aber mit sakralen Motiven zusammentraf: das feindliche Leben wird Gott geopfert. Menschenopfer sind auch für die Germanen nicht zu leugnen, bei den Sachsen findet sich das Opfern von Gefangenen noch im 5. Jahrhundert. Dieses Töten von Gefangenen (nach der Schlacht im Teutoburger Walde z. B.) entspricht dem Opfern (Vernichten) der Beute überhaupt, der Rüstungen, Pferde usw. (Kimbern bei Arausio), und auch dieses findet sich anderswo, so bei den Israeliten des Alten Testaments. Menschenleben, fremde wie eigenes, spielen auf dieser Stufe überhaupt keine Rolle, daher die Todesverachtung des Kriegers, die Tötung von Greisen, das Aussetzen von Kindern, die Grausamkeit des Vaters gegen ein zu strafendes Kind, die blutige Härte des primitiven Strafrechts: alles findet sich bei den meisten Völkern gleichermaßen. Wie diese Züge, sind in meinem Buche auch gewisse innere, psychische Zeugnisse der ungebändigten Naturkraft als Gemeingut der primitiven Völker hingestellt, so der Mangel an Selbstbeherrschung (im Trunk, im Spiel), weiter die Unbeständigkeit, das Fallen von einem Extrem ins andere, aus „wilder Bewegtheit“ in „starre Ruhe“, in die vielberufene „Trägheit“. Dem entspricht überhaupt eine große Wankelmütigkeit, ein rasches Aufflammen im Zorn, eine schnelle Beruhigung. Groß ist sodann die Übereinstimmung auf religiösem Gebiet — von solcher auf geistigem Gebiet wird später die Rede sein. Der an die Totenfurcht anknüpfende Ahnenkult wie überhaupt der Seelenglaube eignet den Germanen so gut wie anderen Völkern, entsprechend die Abwehr der Dämonen (Seelengeister) durch Zaubersagen bei Krankheit usw. Die Verehrung von Bäumen, Hainen, Bergen, Gewässern findet sich wie bei Germanen, so bei Slawen, Griechen, Römern, Semiten usw. Aus dem Seelenglauben ergeben sich die übereinstimmenden Totenbräuche, die Gräber-

beigaben, die Totenopfer und Totenschmäuse, ergibt sich aber auch das Weissagungswesen, das Befragen der beschworenen Seelen. Gewisse sittliche Züge entspringen ebenfalls allgemein den primitiveren wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen, so die Gastfreundschaft. Auch die germanische Achtung vor der inneren Überlegenheit der Frauen, die immerhin als eigenartig gelten darf, ist doch nicht ganz ohne Parallelen bei den klassischen Völkern (Frauen bei Homer). Andererseits ist bei vielen primitiven Völkern und so auch bei den Germanen die Frau die Hauptträgerin der Arbeit, nicht nur im Hause, sondern auch neben den „Skaven“ auf dem Felde. Überall gilt auch die selbstherrliche Macht des Hausvaters, der Frau und Kinder in einer bei den Germanen schon etwas gemilderten Rechtlosigkeit unterstehen. Die Vielweiberei der Naturvölker bestätigt Tacitus für die germanischen Vornehmen, und sie konnte auch nur ein Vorrecht der wirtschaftlich besser Situierten, der „Reichen“, der „principes“ sein. Diese „principes“ sind auch keineswegs allein bei den Germanen die maßgebenden Führer, die, ohne einen wirklichen Adel zu bilden, durch Besitz, Ansehen und Beuteruhm hervorragen. Auch ihr Hauptmachtmittel, die keltisch-germanische Gefolgschaft, findet sich in wenigstens vergleichbarer Form bei den Griechen (die *εταῖροι* der Großen). Feste Formen haben die staatlichen Verhältnisse bei allen Völkern auf dieser Stufe noch nicht angenommen. Herrscher mit bestimmten Rechten gibt es bei den Germanen nicht: die versammelte Masse der Freien ist souverän. Noch äußert auch, wie überall, der Verband der Sippe, der auch Kriegs- und Wirtschaftsverband ist und im Rechtsleben als ausschlaggebender Faktor an Stelle des Individuums tritt, seine große Bedeutung, wenn auch bei den Germanen bereits die Anfänge locker-staatlichen Lebens diese Bedeutung einschränken. Auch für die wirtschaftlichen Verhältnisse, die vielumstrittenen Agrarzustände der Germanen vor allem, ließen sich, je nach dem Standpunkt, bei anderen Völkern genug Parallelen finden. So vor allem bezüglich des Gemeineigentums am Boden. Dagegen hängt die Frage, ob man die wirtschaftliche Kulturstufe der Germanen mit diesen oder jenen Zuständen von Natur- oder weniger kultivierten Völkern vergleichen darf, davon ab, wie hoch man diese Stufe einschätzt.

Die Ansichten haben in dieser Beziehung schon öfter gewechselt: heute ist man über eine verhältnismäßige Höhe des Ackerbaus bei den Germanen im ganzen einig. Von Nomaden



ist jedenfalls keine Rede, und auch von „halbnomadischen“ Zuständen, wie sie noch Meitzen und v. d. Goltz annahmen, kann nur in sehr bedingtem Sinne gesprochen werden. Bekanntlich ist heute die Meinung, daß Germanien außer von Wasser und Sumpf fast ausschließlich von starrendem Urwald bedeckt gewesen sei, als irrig erkannt: vielmehr haben die in der Eiszeit vergletscherten Flächen, die dann aus einer Tundren- zur Steppenlandschaft wurden, in gewissen Strichen gegenüber dem bei zunehmender Erwärmung wieder vordringenden Walde aus natürlichen Gründen den Steppencharakter bewahrt, bildeten große Heiden oder bedeckten sich bei Wasserreichtum mit üppigem Gras, soweit sie nicht überflutet oder versumpft waren. Diese waldlosen oder waldarmen Steppenstriche sind die Ausgangspunkte der Siedelung, der Viehzucht und des Ackerbaus gewesen, nicht etwa die Wildnis der „Sohlen der Stromtäler“. Nachweislich der Funde blieben die Siedelungen „bis an die Schwelle der Römerzeit“ auf jene ursprünglichen Steppenbezirke beschränkt. Da man nicht zu roden verstand, wurden bei der immer dichteren Siedelung die Auswanderungen in noch vorhandene waldarme Gebiete oder die Eroberungszüge in bereits bewohnte Gegenden zur Notwendigkeit. Der vorwiegende Charakter der Siedlungsstriche als „Waldsteppen“, d. h. dem Walde benachbarte Flächen, begünstigte kulturelle Fortschritte. Denn wenn die Steppe „für die niederen Kulturstufen“ „die geeigneten Lebensbedingungen“ ergibt, so bot der Wald unererschöpfliche Hilfsmittel für die Nahrung, die Wohnung, die Bewaffnung, selbst für die Kleidung (Felle), vor allem der Laubwald, weswegen sich auch besonders in dessen Nähe die früheren Siedelungen finden. Auch überwog ja der Laubwald (d. h. als Mischwald) zu Beginn der historischen Zeit wie noch im eigentlichen Mittelalter gegenüber dem Nadelwald bedeutend, und zwar hatte in frühester Zeit noch die Eiche die Vorherrschaft vor der Buche. Im übrigen kamen für den Menschen nur die lichtereren Grenzbezirke des Waldes in Betracht. Der eigentliche Urwald ist unzugänglich, undurchdringlich, wildarm, kulturfeindlich. Er trennte auch die Stämme scharf voneinander, und die Absonderung mag die Ausbildung des Stammesindividualismus begünstigt haben. — Die nicht zu überschätzende, aber verhältnismäßig große, die Römer oft in Schrecken setzende Menschenmasse, die auf jenen doch beschränkten kulturfähigen Strichen ihre Nahrung fand, spricht nun weiter dafür, daß diese schon in frühgeschichtlicher Zeit in etwas fortgeschrittenerer Weise kultiviert

waren. Das Alter des Ackerbaus ist ja überhaupt viel höher, als man früher glaubte. Für unsere Gegenden dürfen wir lebhaften Anbau der gleichmäßig uralten Getreidearten: Weizen, Hirse und besonders Gerste schon für die Steinzeit annehmen. Während nun weiter nach Hoops der Hafer, auch der Flachs erst in der Bronzezeit, die Gemüse (Erbsen, Linse, Bohne) erst in der Eisenzeit und der Roggen (aus sprachlichen Gründen) erst nach 400 v. Chr. zu uns gekommen sein sollen, sind nach Gradmann Hafer und Roggen kein fremdes, sondern altes germanisches Gut, das erst der Norden an den Süden abgegeben hat, ebenso der später spezifisch alemannische Dinkel. Jedenfalls sind alle diese Getreide und Gemüse, bevor die Römer ins Land drangen, von den Germanen angebaut worden, ebenso noch Zwiebel und Rübe, Hanf, Waid und Mohn und als einzige Obstart der Apfel. Zu jenem aus der starken Bevölkerung genommenen Beweis für einen frühen Anbau — denn die Viehzucht, die für die Nahrung freilich wichtig genug ist, kann allein jene Massen nicht ernährt haben — kommen noch andere, so der, daß die Römer mit Vorliebe zur Erntezeit in das Innere zogen, weil sie dann auf Verproviantierung rechnen konnten. Charakteristisch ist ferner, daß schon die Kimbern (und Teutonen) um Land und Saatkorn bitten. Endlich ist der früh anzunehmende große Bierkonsum von Belang. Alledem entspricht die verhältnismäßige Höhe des Betriebes. Der Pflug mit breiter Schar ist kein römisches Lehngut, sondern „urdeutsche Erfindung“, Zugtiere (Rinder) wurden beim Hakenpflug schon zur Bronzezeit verwandt, und der Räderpflug ist vermutlich schon um Christi Geburt den Germanen bekannt gewesen. Funde bestätigen ferner das hohe Alter der Sichel. Alt ist auch die Egge, alt weiter die bedachte Tenne zum Dreschen des Getreides; schon Pytheas kennt sie für die Bewohner der Nordseeküste. Früh kommen vierräderige Wagen vor (Funde in Jütland). Germanisch-keltisch ist endlich das Hufeisen. Die Dreifelderwirtschaft kann man nicht in die germanische Zeit zurückverlegen: es bestand vielmehr eine nicht mehr ganz rohe Feldgraswirtschaft, bei der Teile des Weidelandes in gewisser Folge zum Anbau benutzt wurden.

Eine Schwierigkeit bietet bei alledem der von Cäsar bezugte Wechsel der Wohnsitze, der über den auch sonst vor kommenden jährlichen Wechsel von nur roh bestellten Äckern bei noch genügender Menge anbaufähigen Landes hinausgeht. Daher hat man eben häufig die Germanen als Nomaden oder doch als

Halbnomaden angesehen und diesen Charakter vor allem durch das Überwiegen der Viehzucht bestätigt gefunden. Nun hat allerdings zu Cäsars Zeit die Viehzucht eine wichtige Stelle bei den Germanen eingenommen. Als Nahrungsmittel spielt die Milch des Viehs eine Hauptrolle: es gab eine gar nicht niedrige Milchwirtschaft; man hatte als feinere Speise auch bereits die Butter und genoß allgemein den freilich als Quarkmasse zu denkenden Käse. Für die Fleischnahrung kommt das Vieh weniger in Betracht, eigentlich nur das Schwein und das Schaf. Man kannte auch geräuchertes Fleisch, der Schinken ist uralte. Fleischnahrung bot den Vornehmeren aber mehr die Jagd (Hirsch, Bär, Wildschwein), die indessen auch aus dem Motiv der Sicherung gegen wildes Gethier hervorging. Weiter bevorzugte man an der See oder an Gewässern natürlich die Fischnahrung. Das Herdenvieh hat im übrigen seine Hauptbedeutung durch die Nutzung (Milch, Wolle usw.) und als Besitzgegenstand, als Besitzmaßstab, was Tacitus ebenso wie den Viehreichtum bestätigt. Als veräußerlicher Besitz vertritt das Vieh auch das spätere Geld und hat seine Bedeutung für den Handel. Aber nach den Bedürfnissen der Viehzucht, so wichtig sie ist, richtet sich nun jene nicht zu leugnende Beweglichkeit der Germanen offenbar nicht. Diese muß andere Gründe haben. Die Verfechter der Nomadentheorie können schon einen antiken Autor für sich anführen, Strabo, der die Germanen direkt mit Nomaden vergleicht. Man hat wohl gemeint, daß Strabo, wenn seine Äußerung nicht überhaupt auf einen Autor vor Cäsar (Polybios) zurückgeht, nur die bekannte Wendung Cäsars von dem geringen Eifer der Germanen für den Ackerbau schroffer ausgedrückt habe: aber man schafft doch die Tatsache der großen Beweglichkeit selbst nicht fort. Wahrscheinlich war diese aber nur ein zeitweiliger Zustand. Man meint sie heute, wie schon Waitz, am besten als Begleiterscheinung kriegerischen Vorwärtsdringens auffassen zu sollen. Auch die Zustände der späteren „Völkerwanderung“ wurden wieder unvollkommener als diejenigen der vorhergehenden Zeiten, auch bei ihnen war aus militärischen Gründen eine feste Wirtschaftsweise ausgeschlossen. So wird man mit Hoops u. a. „den jährlichen Wechsel der Feldmarken und Wohnsitze innerhalb der Sippen eines Gaus zur Zeit Cäsars als einen kriegerischen Ausnahmezustand“, als eine bewußte Maßnahme zur Verhinderung friedlichen Daseins auffassen dürfen. Im übrigen war aber „schon seit dem Bronzealter ruhige, sesshafte Lebensweise



die Regel". Der Übergang zu größerer Sesshaftigkeit von der Zeit des Cäsar bis zu der des Tacitus würde also keinen neuen Fortschritt, sondern die Rückkehr zum alten Wesen bedeuten. Für eine in grauer Urzeit anhebende Sesshaftigkeit, für kontinuierliche feste Siedelungen spricht auch neben dem hohen Alter des Ackerbaus und eines besseren Betriebes die langdauernde Benutzung derselben Gräberstätten in vorgeschichtlicher Zeit, ferner jene durch Funde erwiesene Besiedelung ein und derselben Stätten von der Bronzezeit und früher bis in die historischen Zeiten gerade auch im altgermanischen Volksland. Selbst Cäsar kennt ja feste Siedelungen und spricht sogar von den „oppida“ der Sueven. So konnte jedenfalls bei der seit ihm eingetretenen Verhinderung der weiteren Ausbreitung der Germanen die Siedelungsweise rasch und allgemein wieder fest, die Wirtschaftsweise eine geordnete werden. Die runden Wohnbauten, die auf der Markussäule abgebildet sind, entsprechen nur den geflochtenen Zelthütten der kriegerischen Ausbreitungsperiode, wohl auch den Hütten niederer Leute, Vorrathshäusern u. dgl. Seit alters erhob sich sonst inmitten der festen, von jeher umzäunten Hofstatt ein viereckiger Holzbau, der bei den principes auch schon stattlich war. Es war im Süden ein Blockhaus, im Norden der uralte Fachwerkbau. Je nach den natürlichen Bedingungen lagen die Höfe als Einzelhöfe, die keineswegs eine keltische Eigenart sind, verstreut umher oder bildeten, freilich auch unregelmäßig und voneinander gesondert daliegend, ein Dorf (Sippendorf). Ob man das eigenartige Flurssystem der „Gemengelage“ die Ackerfläche wird in verschieden gute Teile (Gewanne) geschieden und jeder dieser Teile wieder für sich unter alle Genossen in langen rechteckigen Streifen verteilt — schon in die Urzeit zurückverlegen darf, steht dahin. Außer der Gewannflur gehörte die gemeinsame Nutzungsfläche (Allmende) zum Dorf. Als Zufluchtsstätten für die Gaubevölkerung und als Sammelplätze für das Volksaufgebot dienten die Fluchtburgen, die anscheinend meist über dem Hof des Gauhäupters lagen. Alles dies gilt natürlich nur für jenes immerhin beschränkte Kulturland. Wald und Sumpf waren sonst das Charakteristische.

Solchen Zuständen entspricht nun eine nicht mehr ganz primitive Lebenshaltung und eine etwas entwickeltere gewerbliche Tätigkeit. Man darf sich zunächst die Kleidung der Germanen, deren Schilderung bei den antiken Autoren zum Teil den Barbaren erkennen lassen soll, zum Teil die Kampftracht als maßgebend

erscheinen läßt, nicht zu dürftig vorstellen. Man sah die Germanen ja auch größtenteils nur im Sommer, und darauf beruhte die Anschauung von den halbnackten Wilden gewiß mit. Tatsächlich kämpften ferner die Germanen den bildlichen Darstellungen zufolge mit nacktem Oberkörper, d. h. wohl mit abgeworfenem Mantel. Im übrigen aber war den Germanen, ihrer nördlichen Heimat entsprechend, eine auch durch Funde belegte Wollkleidung zu eigen, deren charakteristische Hauptstücke für Mann und Weib die große Tuchhülle (Mantel) und ein langer, ärmelloser, zu umgürtender Rock waren. Die Männer trugen noch die vielleicht aus dem Lendenschurz entstandene Bruch (badehosenartig) und wohl auch, wengleich vielfach die Beine unbedeckt blieben, die Beinlinge, Wadenstrümpfe. Früh kommen aber auch lange, enge, wollene Hosen vor, ebenso weite Leinenhosen. Neben den Wollstoffen ist eine bei der alten Flachskultur altheimische Leinwandtracht namentlich für die Frauen schon durch Tacitus bestätigt. Cäsar wie Tacitus berichten endlich von der Pelzkleidung der Germanen, die der auch sonst bei Naturvölkern bestätigten Fellkleidung entspricht. Sie war im Norden und Osten häufiger und besser; in den übrigen Teilen diente erhandeltes Pelzwerk mehr zur Verbrämung.

Ähnliches gilt von der sonstigen Lebensausstattung. Das Holz der ausgedehnten Wälder war zunächst das sich von selbst bietende Material für den Hausbau, weiter für den Hausrat und die Wirtschaftsgeräte, für die Waffen. Man hatte Tische und Bänke, Stühle — auf einem solchen saß der Angesehenste —, auch Gestelle für das Ruhelager, hölzerne Teller, Näpfe und Löffel, Wagen und Schleifen, Pflug und Egge. Es gab auch wohl große Holzbehälter für das Bier, selbst Fässer mit Dauben. Alle solche Geräte werden im Hause, aber doch auch zum Teil gewerbsmäßig hergestellt sein, ebenso wie ein stattlicheres und mit Schnitzwerk geschmücktes Haus wohl geübterer Hände bei seiner Errichtung bedurfte. Wir hätten also den Schnitzer, den Bötticher, den Zimmermann (Schreiner), wenn auch nicht als ausgeprägte Handwerker. Wesentlich Sache der Hauswirtschaft, die ja noch lange die überwiegende und zwar in den Händen der Frauen ruhende Form der Produktion ist, war die Herstellung der Nahrung, also das Mahlen, die Brei- und Brotbereitung usw., und die der Kleidung, das Weben, Spinnen und Nähen, auch das Färben der Stoffe. Indessen scheint in Friesland auf Grund der Schafzucht früh die Weberei eine Art Gewerbe geworden zu sein; bunte

Wollmäntel sind von dort früh ausgeführt. Ferner ward die Töpferei zwar vielfach hauswirtschaftlich von Frauen betrieben, ohne Verwendung der Töpferscheibe. Indessen weist schon das Vorkommen gewisser gleichartiger Formen auf einen mehr gewerblichen Betrieb, zumal ja Tonerde nur an bestimmten Orten vorkommt. Die Beschaffenheit der aus den Funden stammenden Tongefäße ist übrigens insofern ein guter Maßstab für die Höhe der einheimischen Technik, als die Hauptmasse der zerbrechlichen Gefäße wegen der Schwierigkeit weiten Transports kaum aus weiter Fremde stammen kann. Heute sieht man gut und gleichmäßig gearbeitete Tongefäße durchaus nicht mehr als römisch an, sondern schätzt die einheimische Keramik selbst hoch genug ein. Diese Töpfe, Schalen, Schüsseln, Näpfe, Teller, Becher, Urnen sind aber naturgemäß häufig genug noch sehr wenig kunstvoll und sorgfältig gearbeitet, schwach gebrannt, häufig auch unverziert. Die Verzierung primitiver Gefäße geschah zunächst durch Eindrücken des Fingernagels oder Ritzen mit demselben, ferner durch Kratzen und Streichen mit zusammengebundenen Ruten, also einer Art Besen. Wenn sich übrigens daraus auch eine forbähnliche Verzierung, die häufig vorkommt, ergab, so hat dabei zweifellos der wirkliche Korb als Muster gedient. Nach Schuchhardt wären die Formen direkt aus dem mit Lehm beworfenen Korb entstanden. Eine keineswegs niedrige Stufe nahm nun endlich auch, wobei von der reichen Bronzekultur des skandinavischen Nordens ganz abgesehen sei, die Metalltechnik ein. Wie weit sie bodenständig, wie weit sie keltisch und römisch beeinflusst war, sei nicht weiter erörtert: eine große Eigenart zeigt sie jedenfalls, und gerade die Art, wie später die heimische Technik sich den direkten Einflüssen der massenhaften römischen Importindustrie anzupassen, sie zu verarbeiten und in der Herstellung wie der Verzierung sich selbständig zu bewähren verstand, spricht für das Alter der technischen Übung überhaupt. Bronze hat selbstverständlich eingeführt werden müssen, aber die Bearbeitung geschah in Anlehnung an die eingeführten Bronzegeräte selbständig. Eisenbearbeitung und zum Teil auch die Eisengewinnung war zu Anfang unserer Zeitrechnung den Germanen altbekannt, und gerade die Schmiedekunst, der man eben wegen der anfänglichen Metallarmut und der Freude an den nun erlangten vollkommeneren Waffen früh große Wertschätzung beimaß, wird schon wegen der besonderen Arbeitsvorrichtungen sowie wegen des Materials zuerst gewerbliche Formen angenommen haben, namentlich die



mehr spezialistische Herstellung von Beschlägen, Geräten, Rüstungsstücken, auch besonders von kunstreichen Schwertern.

Wir werden so zu einer gewissen künstlerischen Betätigung der Germanen geleitet. Sie zeigt sich schon in den erwähnten Schnitzarbeiten wie in den Verzierungen der Tongefäße. Freilich gerade diese mit sichtlicher Liebe vorgenommene, aus dem Überfluß an Zeit hervorgehende Verschönerung zeigt auch, daß solche Fertigkeit doch sehr allgemein verbreitet gewesen sein muß und jene gewerblichen Ansätze, die ja ohnehin vor der Hausarbeit zurücktreten, nicht überschätzt werden dürfen. Man darf überhaupt die künstlerische Betätigung nicht zu sehr preisen; sie ist bei durchaus primitiven Völkern überall zu finden, und auch der Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Ornamente ist für solche Stufen ebenso zu betonen wie die Eigenart derselben. Die Schmuckfreude macht erfinderisch. Es sei, da es sich hier ja auch nicht um die Nordgermanen handelt, darauf verzichtet, eine „künstlerische“ Eigenart der Germanen in gewissen Einzelheiten und Elementen der bronzezeitlichen Ornamentik aufzuweisen, zumal diese Elemente sich zum Teil auch anderswo finden. Auch für die spätere Zeit läßt sich dergleichen herausstellen, wie die Bandverschlingung ohne Anfang und Ende oder die möglichst vollständige Ausfüllung der Fläche mit Verzierungen. Dagegen ist als altes nationales Hauptgebiet der Betätigung die Holzschnitzerei und die Holzbemalung hervorzuheben. Wie der Holzbau noch lange der in unserem Waldland natürliche, typische Bau ist, so bieten seine Balken, die Türpfosten vor allem und die große Säule in der Mitte des Hauptraumes, die Firstbretter am Dache ebenso wie die Holzgeräte und Holzgefäße dem Verzierungstrieb ein reiches Feld. Dem Holzschnitzwerk sind auch manche Formen, wie der Kerbschnitt, in der Metalltechnik nachgeahmt: vielleicht ist das dem antiken Stilgefühl so entgegengesetzte Flecht- und Verschlingungswerk, das später noch für den Völkerwanderungsstil als charakteristisch gilt, gleichen Ursprungs.

Es gibt nun Forscher, die, wie Dehio, das Vorhandensein eines „ureigenen germanischen Formenschatzes“ durchaus leugnen und nur „barbarisiertes Lehngut“ annehmen, auch bei den Nordgermanen. „Über ein bescheidenes Begehren nach Schmückung ihres Leibes und ihrer Behausungen“ seien die Germanen nicht hinausgekommen. Sie seien eine „Rasse ohne Kunst“ gewesen, hätten noch gewisser seelisch-sinnlicher Voraussetzungen der bildenden Kunst ermangelt, trotzdem ästhetische Begabung und poetische

Phantasie, wie Sprache, Recht und Religion zeigen, nicht fehlten. Dehio will es sogar für möglich halten, daß die Deutschen ohne Berührung mit älteren Kulturvölkern gänzlich ohne Kunst geblieben wären! Auch die spätere deutsche Kunst habe immer „etwas von dem Charakter eines empfindlichen Fremdlandgewächses“ behalten. Zum Teil geht das gewiß zu weit.

Vom geistigen Leben der Germanen ist nicht allzu viel zu sagen. Daß sie ein begabtes Volk waren, haben sie später gezeigt: aber in die Frühzeit darf man nicht allzu viel hineindeuten, am wenigsten auf Grund der viel späteren Blüte des nordischen Geisteslebens mit seiner gewaltigen Vorstellungswelt. Die Formfülle der Sprache, deren Klang den Römern naturgemäß höchst barbarisch und rauh erschien, ist nichts eigenartiges. „Im ganzen,“ sagt Burckhardt mit Recht, „zeigt sich die Sprache je früher desto reicher; die hohe Geisteskultur mit ihren Meisterwerken tritt erst ein, wenn sie schon im Abblühen ist . . . Am Anfang, in ihrem Aufblühen muß die Sprache ein höchst anmutiges Spiel gehabt haben: alle Organe scheinen feiner gewesen zu sein, besonders das Ohr, auch bei Griechen und Germanen.“ Auch die poetisch-sakrale Pflege der Sprache in rhythmischer Form bei feierlichen Akten ist primitiven Völkern gemeinsam. Auf der einen Seite kennen sie alle jene mit Tanz, d. h. feierlichem Schreiten im Kreise verbundenen sakralen Chorgesänge. So zogen auch die Germanen tanzend, d. h. rhythmisch schreitend, und singend, d. h. mehr plärend, um die Opferspende, z. B. auch bei Beginn der Schlacht, oder um die Leiche des Führers herum. Aber früh gab es wohl auch „Vorsänger“ und „Vortänzer“, und diese mochten z. B. die Taten eines Verstorbenen in feierlichen Rhythmen preisen. Aus diesen wieder auch bei anderen Völkern vorkommenden Totenklagen entwickelten sich episch-balladenartige Gesänge einzelner, wie denn die Taten des Arminius noch lange nach seinem Tode in solchen gefeiert wurden. Damit sind auch die „sehr alten Lieder“ zusammenzubringen, in denen nach Tacitus die Abkunft der Stämme von göttlichen Helden besungen wurde. Episch eingeleitet wurden auch wohl die Zaubersprüche, die Beschwörungen, episch gefärbt auch die sonstige Spruch-, vor allem die Rätseldichtung, deren uralte Übung jedenfalls auf kein niederes geistiges Leben hindeutet. Eigenartig ist vor allem die rhythmische Form der poetischen Rede bei den Germanen gewesen, die Alliteration, die wir mit Sicherheit für eine sehr frühe Zeit annehmen dürfen. — Ein Zeichen etwas vorgeschritteneren Geistes-

lebens wäre sodann der Besitz und die Übung einer Schrift, und tatsächlich haben die Germanen wohl schon in verhältnismäßig früher Zeit die bekannten Schriftzeichen, die Runen, besessen. Gewiß werden diese dem lateinischen (d. h. im Grunde dem phönizisch-griechischen) Alphabet entsprechenden, durch das Einritzten in Holz eckig umgestalteten Zeichen nicht nur als Zauberzeichen beim Losorakel, wie die schon von Tacitus erwähnten, auf Holzstäbchen eingeritzten notae, die vielleicht von ihnen allmählich verdrängt wurden, verwendet sein. Vielmehr ist sicherlich früh, wohl durch die Goten in den Donauegengen, die Verwertungsmöglichkeit der Zeichen zu Schriftzwecken den Römern abgesehen, wenn wir auch Denkmäler von Inschriften (auf Metallgerät usw.) zuerst aus dem 3. und 4. Jahrhundert besitzen. Aber auch dann war die Übung der Schrift mehr oder weniger ein Geheimgut einzelner. —

Trotz der oben besonders betonten starken Gleichförmigkeit der Menschen und ihrer Einrichtungen auf primitiven Stufen haben sich uns für die Germanen doch auch manche eigenartigen Züge ergeben. Auch was über den deutschen Menschen im allgemeinen gesagt werden kann, darf vielfach schon auf Züge aus germanischer Zeit zurückgreifen, insbesondere muß der Individualismus bereits für die Germanen, wenn auch nur eine rohe und unausgeglichene Form desselben, hervorgehoben werden. Für diesen individualistischen Zug seien noch einige Belege hinzugefügt. Cäsar (D. b. g. IV, 1) schon hat ihn besonders betont; er spricht von der „Ungebundenheit des Lebens, da sie, von Kindheit an an keine Pflicht oder Zucht gewöhnt, nichts gegen ihren Willen tun“. Und Tacitus (Ann. XIII, 54) fügt, als er von zwei Häuptlingen spricht, die die Friesen „regierten“, ironisch hinzu: „soweit Germanen überhaupt regiert werden.“ Ein andermal (Hist. IV, 76) heißt es bei ihm: „Die Germanen lassen sich nichts befehlen noch sich regieren, sondern tun alles miteinander rein nach ihrem Belieben.“ Stärker kann der neben der Innerlichkeit wichtigste Zug der späteren Deutschen nicht gut betont werden.



## Zweites Kapitel.

### Zusammenstoß und erste Auseinandersetzung mit der Weltkultur.

Wie sich die Germanen entwickelt haben würden, wenn sie über ihre Frühzeit hinaus ohne stärkere fremde Beeinflussung geblieben wären, ist müßig zu fragen. Es war ihr Geschick, früh auf eine weit überlegene Kultur zu stoßen und in ihren Bann zu geraten.

Es kamen die Zeiten der näheren Berührung mit den Römern, die unter Drusus, Tiberius, Germanicus sogar weit in das Innere Germaniens drangen, bald aber das rechtsrheinische Land im Norden räumten und sich auf die okkupierten, überwiegend keltischen Grenzlande, die erst später zu Provinzen gewordenen beiden Germanien, beschränkten und diese wie das fast ganz keltische Dekumatenland (Neckargebiet) gegen die ausbreitungslüsternden Germanen sichern mußten. Neben weiten Ödstreifen am Niederrhein hatte Rom als Sicherung die große Grenzbefestigung des Limes vom Mittelrhein bis zur oberen Donau eingerichtet. Aus den romanisierten Gebieten strömte durch Handel und Verkehr im Laufe längerer Zeiträume natürlich mancherlei äußerliches Kulturgut zu den anstoßenden Germanen. Es folgten die Zeiten der friedlichen Invasion der Germanen in das Heer und schließlich den Beamtenstaat der Römer, weiter die Ansiedelung germanischer Stammesteile in dem entvölkerten Römerreich, endlich der kriegerische Ansturm gegen dasselbe und dessen Zertrümmerung, die sogenannte Völkerwanderung, deren Anstoß aus dem fernen Osten kam. Für die Entwicklung der späteren deutschen Kultur ist es nun von größter Bedeutung, wie weit die Innergermanen — nur um diese handelt es sich für uns — in diesen Jahrhunderten von der römischen, d. h. der Weltkultur bereits beeinflusst wurden.

Hierbei ist zunächst festzustellen, daß südliche, italische Einwirkungen durch den Handel schon lange vorher bestanden. In der La Tène-Zeit überwog dann der keltische Einfluß: hatte man in der Bronzezeit sich bereits zu eigenen Schöpfungen emporgearbeitet, so wurde man in der Eisenzeit wieder abhängiger, eben von den Kelten, die aber ihrerseits wieder vielfach südliche und südwestliche Einflüsse (von Massilia her) den Germanen vermittelten. So folgte man z. B. bei der Herstellung der Fibeln in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten früheren keltischen Mustern, die indessen ihrerseits auf römische zurückgehen. Jetzt soll es sich aber um direkte römische Einflüsse handeln. Da sind einmal die Jahrhunderte schärfer als bisher auseinanderzuhalten. Es ist ferner wohl zu beachten, ob es sich um Übernahme rein äußerlicher, durch den Handel eingeführter Dinge oder um innere, wirklich kulturelle Beeinflussung handelt. In der That waren die Einwirkungen anfänglich recht gering, die Beeinflussung des eigentlichen Germaniens rein äußerlich. Die frühen Römerzüge in das Innere blieben ohne Nachwirkung. Folgenreicher war die germanische Reisläuferei, mancher Söldner mochte allerlei Römisches später in die Heimat bringen. Das wichtigste bleibt aber der Handel. Man darf sich schon den ältesten vorgeschichtlichen Handel Europas nicht gering vorstellen. Der Händler wird frühzeitig durch das Gastrecht geschützt, ist also willkommen. Die Bedürfnisse waren ja im allgemeinen sehr gering, aber es gab solche, die im Lande selbst gar nicht oder nur mangelhaft befriedigt werden konnten. So mußte sehr früh das Salz herbeigeführt werden. Schon in der jüngeren Steinzeit scheinen ferner beinahe gewerbsmäßig hergestellte schön gearbeitete Steingeräte nach Gegenden mit minderem oder weniger geeignetem Material (Feuersteine gibt es nicht überall, Nephrit in Deutschland gar nicht) verhandelt zu sein; in der Bronzezeit kam, wie die Bronze und das Gold nach Norden, so der begehrte Bernstein in das südliche Europa auf alten, häufig durch reiche Depotfunde feststellbaren Handelswegen, die meist den Lauf gewisser Flüsse entlang über Land Europa durchquerten. Dazu kam ein früher Seeverkehr zwischen Skandinavien und der Ostsee wie der Nordseeküste. Der Handelsverkehr zwischen Römern und Germanen scheint sich früh besonders auf den Menschen-(Skaven-)handel erstreckt zu haben; dafür wurde Wein eingeführt. Natürlich haben die römischen, uns auch durch Cäsar und Tacitus bezeugten Händler, die kühn sogar weit nach Norden drangen — selbst in

Skandinavien kannte man römisches Geld —, bald auch andere Dinge gebracht, wie die Funde zeigen, vor allem Metallgeräte und -gefäße, Schmucksachen, Waffen, vielleicht auch Pfeffer.

Eben die Funde helfen uns besser über die Einzelheiten des römischen Imports unterrichten als die Lehnwörter, auf die man sich sonst stützt. Bei diesen bleibt einmal die Altersbestimmung der Übernahme schwierig. Wir gewinnen nur daraus, daß die Wörter die zweite Lautverschiebung mitgemacht haben oder lateinisch c noch als k gesprochen zeigen, einen Spielraum bis zum 6. Jahrhundert, oder daraus, daß gewisse angelsächsische Lehnwörter aus sprachlichen Gründen noch aus der kontinentalen Zeit der Angelsachsen stammen müssen, einen solchen bis 450 n. Chr. Weiter aber beweisen die Lehnwörter durchaus nicht immer die Neuheit, sondern oft nur eine andere Form der betreffenden Sache (vgl. z. B. Käse oder Wall). Von den Funden hingegen zeigen uns zunächst die Münzen, daß stärkerer römischer Handel vor Nero nur bis an die Ems drang und nach dem eigentlichen Innergermanien erst gegen Ausgang des 2. Jahrhunderts einsetzt. An importierten römischen oder provinzialrömischen Gegenständen kommen in Betracht: Bronzegefäße (italische [kapuanische Bronzeeimer und Kasserollen], später gallische, besonders vom Niederrhein stammend), Gläser, Tongefäße (Terra sigillata), daneben seltener und meist erst später Gürtelschnallen, Fibeln u. dergl., möglicherweise auch Trinkhornbeschläge, die aber ebenso wie die Hängezierate unter römischem Einfluß in Germanien selbst hergestellt sein können. Daß derlei im germanischen Norden und auch im inneren Deutschland begehrt wurde, bestätigt uns wieder, was im vorhergehenden Kapitel über die nicht zu unterschätzende Lebenshaltung und Kulturstufe der Germanen gesagt wurde. Die Gefäße scheinen übrigens durchweg mit dem Weinhandel zusammenzuhängen. Was wir sonst von Entlehnungen wissen, betrifft die römischen Okkupations- und Grenzgebiete an Rhein und Donau, von denen sie erst viel später durch Vermittlung des fränkischen Staates und der Kirche ins Innere drangen. Dahin gehören die römisch gearteten Bezeichnungen der Wochentage (zum Teil nur Übersetzungen): Sonntag von Solis dies, Montag von Lunae dies, Donnerstag von Jovis dies, Freitag von Veneris dies, auch Dienstag von Martis dies, nämlich schwäbisch-alemannisch Zistag: Tag des Ziu, nordwestlich Dienstag, Dings-tag: Tag des neuerdings nachgewiesenen Thingisus (= Mars), nach Kluge auch bayrisch-österreichisch Ertag = Ἄρως ἡμέρα



(durch gotische Vermittlung donauaufwärts), endlich Saterdag (niederrheinisch für Sonnabend, englisch saturday) von Saturni dies. Dahin gehört die Übernahme der römischen Zeitrechnung; die Germanen zählten sonst nach Nächten (noch im 16. Jahrhundert Briefschlußformel: Hiermit viel guter Nacht) und hatten das Mondjahr. Dahin gehört alles, was mit der Weinkultur (vinum, mustum [Most], acetum [Essig], miscere [mischen], lagena [Lägel], Kelter, Presse usw.), mit der feineren Obst- und Gemüsekultur (Kirschen, Pflaumen, Pfirsich, Kastanie, Kürbis usw.), der Kochkunst (Küche, Koch, Kessel, Pfanne, Pfister [Bäcker], Semmel), auch schon mit dem Steinbau (Kalk, Ziegel, Mauer, Pfosten, Fenster, Keller, Söller) zusammenhängt; dahin die Reihe der Münz- und Gewichtsbezeichnungen (Münze [moneta], silihha, althochdeutsch, [siliqua]; Pfund, Unze) u. a. In jenen Gegenden wird aber infolge der innigen Berührung auch eine wirkliche Romanisierung des ganzen Lebens bis zu einem gewissen Grade behauptet werden können, und das Fundmaterial soll sogar zeigen, daß gerade die wenigen germanischen Stämme dieses Gebiets derselben viel geringeren Widerstand entgegensezten als die keltischen. Wie der Saterdag nur in niederrheinischen Landen vorkommt, so ist dieses den Römern (Plinius) am besten bekannte Gebiet überhaupt eine Hauptstätte römischen Einflusses, wie sich diesem ja schon früh die Ubier oder, wie sie sich lieber nennen hörten, die Agrippinenser gern hingaben. Im übrigen sind hier aber die Träger dieses Einflusses weniger Germanen als Kelten; von ihnen kam durch Händler manches Römische auch zu den Friesen und weiter zu den übrigen Küstengermanen, viel mehr als zu den anscheinend allem Römischen und Keltischen mehr abgeneigten Germanen am rechten Ufer des Niederrheins.

Wohl zu unterscheiden von dieser römischen Einflußsphäre ist aber Innergermanien, vor allem Nordwestdeutschland. Hier ist, wie gesagt, in den ersten beiden Jahrhunderten n. Chr. von wirklichem römischen Einfluß keine Rede, auch noch kaum von römischer Handelsware. Auch Tacitus bestätigt für seine Zeit, daß nur die Grenzgermanen allerlei Römisches annehmen und erhandelten, nicht die Innergermanen. Der Überlandverkehr im Osten (Bernstein) hat dorthin allerdings namentlich seit Neros Zeiten schon viel römisches Handelsgut gebracht; ebenso mag der Seehandel den Küstengermanen mancherlei eher vermittelt haben als denen im Binnenlande. Vor allem zeigt dies die fehlende Beeinflussung der heimischen Keramik. Im Laufe

der Zeit aber wuchsen die Einflüsse infolge der Beziehungen zu den römischen Provinzen und des wachsenden Einströmens von Germanen in römische Dienste. In spätrömischer Zeit muß z. B. die Wein- und Obstkultur schon weiter nach Osten gedrungen sein. Man hat in Pfahlbauten in Fulda aus dieser Zeit Trauben- und Pfirsichkerne gefunden. Stärker wirkten sodann Einflüsse von der Donau her. Die die Grenzen bedrängenden Markomannen mochten auch von friedlichen Berührungen mannigfache Einwirkung erfahren. Am meisten gewannen in dieser Beziehung die Goten, zumal in der von ihnen besetzten dazischen Provinz, von der höheren Kultur, bekanntlich auch bereits vom Christentum, und vermittelten hier mancherlei donauaufwärts. Im Westen aber waren es die neuauftretenden großen Stämme der Franken und Alemannen, die immer heftiger die römischen Grenzlande bedrängten und sie weiter und weiter okkupierten oder sich durch Einwanderung festsetzten. Franken und Alemannen stellten auch das Hauptkontingent als Söldner für das römische Heer, das zu Ende des 4. Jahrhunderts überhaupt überwiegend germanisch war. Trotzdem nun die Alemannen als die typischen Barbaren, als rohe, wilde Zerstörer galten, zeigen sie ebenso wie die Franken bald erheblichere römische Einwirkungen. Beide wurden nun zu wirklichen Bauernvölkern; die Lebenshaltung nahm mancherlei Römisches an. Die Alemannen hatten nach Ammianus Marcellinus um die Mitte des 4. Jahrhunderts nach römischer Art erbaute Dörfer, d. h. sie wohnten z. T. schon in Steinhäusern oder verwendeten bei ihren Häusern wenigstens schon stärker die Steine. Ganz anders steht es aber noch immer bei den Stämmen des Nordwestens, den Friesen und den jetzt ältere Stämme vereinigenden Sachsen. Immer bleibt es zwar bei dem erwähnten römischen Importgut: sonst ist aber weder von höherer Landwirtschaft, Obst- und Weinkultur, Steinbau noch sonstigen vorgeschritteneren Kultureinrichtungen wichtiger Art die Rede. Indessen ist auch für die zum Teil stärker romanisierten Westgermanen, insbesondere die Franken, festzuhalten, daß die germanische Eigenart trotz aller äußerlichen Entlehnungen durchaus bewahrt wird. Das zeigt im Kunsthandwerk vor allem jener sogenannte „Völkerwanderungsstil“, auf den hier nicht näher eingegangen sei.

Das zeigt aber auch Art und Wesen der Franken selbst dann noch, als sie nach den Stürmen der Völkerwanderung, die ja für die Mehrzahl der Germanen ein Zurücksinken in die

wirtschaftlichen Zustände beinahe der Zeit Cäsars bedeutete und wiederum Wanderverhältnisse herbeiführte, ihr großes Reich gegründet hatten. Es sollte von all den Reichsgründungen auf römischem Boden — von dem Sonderreich der Angelsachsen abgesehen — allein dauernden Bestand haben und für die späteren Deutschen eine grundlegende kulturelle und staatliche Bedeutung gewinnen. Vom Standpunkt der Weltkultur aus gesehen bedeutete die Zeit der Völkerwanderung, der Zertrümmerung des römischen Reiches, zweifellos eine schwere Erschütterung. Höchste Kulturgüter haben in langen Zeiträumen erst wieder neu errungen werden müssen, von der Zerstörung einer hochgesteigerten städtischen Zivilisation ganz abgesehen. Die Einfügung des frischen und begabten Germanentums in den bisherigen Entwicklungsprozeß ist also teuer erkauft. Immerhin ist von einer Vernichtung der bisherigen Kultur nicht die Rede. Die Zeitgenossen empfanden nichts von einem Abschneiden der bisherigen Entwicklung. Das römische Reich ist in den Augen der Völker nicht zugrunde gegangen: Kaisertum und Christentum blieben lebendig. Die kulturellen Traditionen lebten vor allem in der Kirche fort, abgesehen von Byzanz, dem eigentlichen Rückzugsort der Kultur und des staatlichen Wesens der Antike. Für den neuen Entwicklungsabschnitt des Abendlandes war eine eigenartige Mischung von Römertum, dem mit ihm schon verbundenen Christentum und germanischem Barbarentum bezeichnend. Aber als kriegerisch-politische Macht von urwüchsigter Kraft hat gerade das Frankenreich die Verhältnisse des gesamten Abendlandes neu gefestigt: als karolingisches Universalreich trat es auch äußerlich an die Stelle des römischen Reiches. Für die romanische Welt bedeutete das Frankenreich die Fortdauer der Barbarenherrschaft, die Franken selbst aber wurden gelehrige Schüler der Romanen, ohne doch ihre Eigenart aufzugeben. Die von ihnen selbst empfundene Barbarei suchte noch Karl der Große zu beseitigen. Als sich später ein östliches, eigentlich deutsches Reich bildete, blieb wieder bei diesem die militärisch-politische Hegemonie, und die Idee der Fortdauer des römischen Reiches haftete auch an ihm: aber für Franzosen und Italiener blieben die Deutschen die „Barbaren“, und diese suchten von jenen immer wieder zu lernen, als den Erben der auch in ihren Trümmern überlegenen alten Kultur.

Schon im Frankenreiche selbst bestand ein ähnliches Ver-



hältnis. Der kulturelle Schwerpunkt lag in seinem romanisierten Westen, aber der politisch wirksame Teil war der schon ganz germanisch gewordene Osten mit seiner frischeren Volkskraft. Dazu kam nun die Richtung der kulturell-politischen Betätigung des Frankenreichs nach Osten, wodurch auch die auf altem Germanenboden gebliebenen Stämme, zuletzt die urwüchsigsten von allen, die Sachsen, dem Frankenreich einverleibt wurden. Für diese Stämme bedeutete das eine (nach Osten immer geringere) Annäherung an die höhere römisch-germanische, fränkische Kultur, ein neues Stadium der Entwicklung. Das fränkische Reich wurde der Vermittler der von ihm aufgenommenen Elemente der römisch-christlichen Kultur. Freilich handelt es sich um eine aus den verschiedenen Elementen neu schaffende, eigenartige fränkische Mischkultur. Trotz der Durchdringung römischen und germanischen Wesens ist es aber nützlich, kurz die römischen Elemente, die zunächst dem Frankenreich, dann durch dieses und vor allem später durch die Kirche den Deutschen vermittelt wurden, für sich zu überblicken, wie ich das ausführlicher in meiner „Geschichte der deutschen Kultur“ (S. 37 ff.) getan habe. In der äußeren Lebenshaltung handelt es sich da zunächst um den (übrigens auch im Frankenreich noch sehr beschränkten) Steinbau, um Hausgerät (Tafeltuch, Kissen, Sack, Flasche, Kelch, allerlei Metallgeschirr, Metallspiegel, Schlüssel, Kette u. a.), Beleuchtungsgerät (Kerze, Öllampe), von Trachtstücken nur um das Hemd und die Socke und gewisses Schuhwerk, um allerlei Schmuck und Zierat, um den Kopfsputz der Frauen, den Siegelring, weiter um neue oder modifizierte Waffen (Hakenlanze, Langschwert), um Verfeinerung der Körperpflege (Haar- und Bartpflege) und des Badewesens, um die Bekanntschaft mit einer vorgeschritteneren ärztlichen Kunst, um neue Musikinstrumente (Pfeife, Fiedel) und Spiele (Brettspiel). Man lernte sodann eine feinere Kochkunst, namentlich auch die bald übertriebene Verwendung neuer Gewürze — vom Pfeffer war schon die Rede —, eine feinere Backkunst, gewöhnte sich 3. T. auch an leichtere Kost (Gemüse, Früchte, Fische), worauf später auch die Kirche hinwirkte, und an größere Mäßigkeit im Essen, namentlich bezüglich des Frühmahls. Am Wein, den man auch würzte, fand man immer mehr Geschmack; das Bier galt seit der Christianisierung zunächst als heidnisches Getränk. Die Weinkultur drang immer weiter vor, im 7. Jahrhundert in die Pfalz, nicht minder die gleichfalls von den Römern übernommene Obst- und Gemüsekultur, auch das Okulieren und Pelzen. Man lernte zu den

früher erwähnten Arten noch die Mandel und Aprikose, später die Birne und von Gemüsen usw. Kohl, Spargel, feineren Rettich, Pastinake, Gurke, Melone, Sellerie, Petersilie, Kerbel, Anis, Fenchel, Senf, weiter als Futterkraut die Wicke kennen. Von den Römern übernahm man ferner die Wiesenkultur, die Düngung des Bodens, die Wassermühle, bessere Butter- und Käsebereitung, die Wollschur. Weiter beruhte der Handel vielfach auf römischen Elementen; zu den schon angeführten Gewichtsbezeichnungen sei als römisches Maß der Scheffel hinzugefügt. Für das fränkische Münzwesen war Rom selbstverständlich das Vorbild: von einer wirklichen Geldwirtschaft konnte bei den wieder ganz naturalwirtschaftlichen Zuständen sonst keine Rede mehr sein. Zu den heimischen, übrigens jetzt vielfach vervollkommeneten Gewerbsarten kamen neue hinzu, die der Maurer, der Glaser, der Schlosser.

Gewisse Elemente höherer Technik, etwa beim Straßenbau (strata), und auch der großen Kunst retteten sich aus der Antike in die spätere Tradition. Letzteres geschah wesentlich durch die Kirche. Schon der Kirchenbau geht in seiner Grundform, der Basilika, auf die Antike zurück, und selbst in den eigenartig entwickelten späteren Kirchenstilen, dem romanischen vor allem, ist doch an römische Grundelemente angeknüpft. Aber eben nur die von der Kirche übernommenen Kunstelemente konnten noch wirken, nicht mehr die eigentliche Antike. Ganz treffend weist Dehio darauf hin, wie verständnislos die Barbaren die römischen Baudenkmäler in den Rheinlanden anblickten. Aber immerhin wirkte die antike Kunst auch in der kirchlichen Vermittlung doch eben noch als lebendige, wenn auch beschnittene und verkümmerte Antike. So erhob sie sich zu einem letzten Aufblühen in der sogenannten karolingischen Renaissance, die aber zugleich davon zeugt, wie sie sich schon in das Verständnis höherstrebender barbarischer Menschen eingefügt hatte.

In sozialer Beziehung blieben bei der sich nunmehr bildenden Grundherrschaft — die eindringenden Germanen setzten sich von Anfang an als große und kleine Grundherren fest — die Abhängigkeitsverhältnisse der Zinsleute nicht ohne römische Beeinflussung (durch die Domänenwirtschaft und die Übertragungsformen der Precarei [von der Kirche ausgebildet] sowie die eigentliche Kommendation, durch die sich einer in den Schutz eines Mächtigen begab). Aus der römischen Immunität entwickelten sich später die Hoheitsrechte der damit beliebten Großen (I. S. 54). Das Staatswesen, die Verfassung und die Auffassung der öffentlichen Ämter

blieben im Grunde germanisch, aber, soweit es die sich doch immerhin entwickelnden Verhältnisse erforderten, waren römische Einrichtungen doch nicht ganz ohne Einwirkung. Dem entwickelten Finanz- und Steuerwesen waren die Franken, wie ja in Westeuropa nun allgemein ein naturalwirtschaftlicher Rückschlag hereinbrach, nicht gewachsen, aber das später so wichtige Zollwesen behielten sie dauernd. Aus der Verwendung im öffentlichen Leben vor allem übernahmen sie die römischen Monatsnamen. Die Verwaltung der späteren Zeit zeigt in manchen Dingen Spuren römischen Einflusses, vor allem die Kanzlei. Gewisse Einzelheiten des Beamtenstaats ferner, die man aber auch noch umgestaltete, wurden übernommen (Grafenamt) oder mit germanischen Dienstverrichtungen verknüpft. Das seit der Wanderungszeit viel fester ausgebildete Königtum wurde nun römisch gefärbt, vor allem durch die absolutistische Auffassung der Romanen; die Ausübung der Regierungsgewalt ähnelte mehr und mehr dem Wesen des Imperiums, dem man auch gewisse Titel entnahm. Die Salbung und die Insignien wie Zepter und Krone kamen später auch hinzu. Schließlich ist dann der Begriff des universalen Kaisertums selbst wieder aufgetaucht, wohl durch den Einfluß der Kirche, und als eine sehr hochgehaltene Erbschaft von den Germanen dauernd bewahrt worden. Das römische Recht war zu entwickelt und fremdartig, als daß es auf die Germanen übergehen konnte. Das geschah erst im ausgehenden Mittelalter. Die Kirche lebte aber natürlich nach römischem Recht, und in Italien war es überhaupt nicht nur einigermaßen lebendig geblieben, sondern auch weiter entwickelt. Aus dem Strafrecht gingen übrigens das Gefängniswesen (Kerker, Kette) und die Folter früh auf die Franken über. Die entwickelteren Verhältnisse erforderten ferner die Aufzeichnung des heimischen Rechts, d. h. der einzelnen Stammesrechte. Sie erfolgte unzweifelhaft nach römischem Beispiel — wie denn auch die Zeitfolge der Aufzeichnungen der stufenmäßigen Annäherung der Stämme an die höhere Kultur entsprach, von der noch unter Chlodwig (Ende des 5. Jahrhunderts) niedergeschriebenen Lex Salica bis zu der erst unter Karl d. Großen erfolgten Aufzeichnung des friesischen und sächsischen Rechts. Sie erfolgte auch durch lateinisch gebildete Leute und in lateinischer Sprache.

Das war insofern kaum anders möglich, als schreiben noch lange nur lateinisch schreiben bedeutete. Dieses Schriftwesen mit dem damals so wichtigen Urkundenwesen war eine der wichtigsten Kulturerrungenschaften, die die Franken und die späteren Deutschen



dem Römertum verdankten, aber es blieb lange ein fremder, bald mit Respekt, bald mit Scheu betrachteter Bestandteil im deutschen Leben, wie die gesamte höhere Bildung und die völlig römisch-romanische Wissenschaft überhaupt. Schrift-, Schul- und Bildungswesen wie die Gelehrsamkeit waren unter gründlicher Minderung des in Gallien erreichten Hochstandes auf den eigentlichen Träger der Romanisierung, auf den Klerus, als ein Monopol übergegangen und wurden in elementaren Formen weiter überliefert. Der Klerus pflegte allein die Sprache, die das Mund- und Ausdrucksstück für alle diese höheren Dinge war und das Fundament aller Bildung und Kultur darstellte, das Latein, das sich freilich immer mehr den neuen Ansprüchen anpaßte und von Klassizität weit entfernte. Da das entwickeltere Leben die Beurkundung so vieler Vorgänge erforderte, wurde der Klerus als Handhaber der Schrift auch der Beherrscher der weltlichen, der staatlichen Verwaltung, der Kanzlei. Aber das unerhörte Joch dieser fremden Sprache war vor allem deshalb dauernd aufgerichtet, weil sie die Sprache derjenigen Macht war, die als ein fremdes, orientalisches Element schon der Antike siegreich eingefügt war, die nun als durchaus romanisch von vornherein zu dem germanisch gebliebenen Staat wie erst recht zu dem eigentlichen Volksleben im Gegensatz stand, gleichwohl, wenn auch ihrerseits beeinflusst und „barbarisiert“, auf beide einen immer stärker beherrschenden Einfluß ausübte, der christlichen Kirche. Sie war das Gefäß des neuen Glaubens, der freilich schon wie der Steinbau vor der Gründung des Frankenreichs von den Römerstädten am Rhein und in Noricum aus sich ein wenig verbreitet hatte und zum Teil in der Form des Arianismus, wie manche griechische Lehnwörter (Kirche, Engel, Pfingsten, Samstag u. a.) zeigen, von den christianisierten Goten her donauaufwärts bis zu den Bayern gewirkt haben mochte, der nun aber allgemein, wenn auch zunächst nur äußerlich, auf die Franken und Deutschen überging. Seine Verbreiter, die Geistlichen, schon durch ihre römische Tracht vom Volk geschieden, waren überhaupt die Vertreter des fremden Kulturgeistes, der später auch über das zunächst bei seiner Art bleibende deutsche Volk kommen sollte, Erzieher zu höherer Religion und Sittlichkeit, zu geistiger Kultur, aber auch Träger antiker künstlerischer Traditionen, vor allem auch jener segensreichen wirtschaftlichen Fortschritte und Bereicherungen. Aber diese Geistlichen, anfangs aus Romanen ergänzt, waren schließlich auch Deutsche, und so färbte

denn wieder deutsche Volksart auch sie, und man kam miteinander aus.

Bei der Übermittlung der Elemente der höheren Kultur, also bei der Romanisierung, war die Kirche überhaupt sehr bald die eigentlich treibende Kraft geworden, nicht um der Kulturmission selbst, vielmehr um der Ausbreitung des Christentums willen, bei der jene Mitteilung der absichtslos bewahrten Kulturgüter sich ganz von selbst ergab. Das erste ist also immer die Christianisierung, und so haben denn auch die späteren „deutschen“ Stämme aus dem Frankenreich von all dem genannten römischen Gut zuerst nur gerade das am wenigsten antike, aber um so mächtigere Element des Christentums übernommen, trotzdem ihrem jugendlich-frischen Geist der starr-fanatistische orientalische Gottesglaube, das formalistische, metaphysische Gedankengewand, das ihm der hyperkultivierte hellenistische Geist in seinem Absterben, die Kulturmüdigkeit des späteren Altertums, gegeben hatte, das hierarchische Organisations- und Machtsystem, das Rom hinzugefügt hatte, geradezu entgegengesetzt waren. Aber wie der frankenkönig Chlodwig das Christentum wesentlich nur aus äußeren Gründen annahm, so konnte auch die später vom Frankenreich ausgehende Christianisierung der innerdeutschen Stämme nur äußerlich sein. Die stark barbarisierte und korrumpierte fränkische Kirche wurde eine Trägerin der Christianisierung auch erst durch das ins Abendland gedrungene Mönchswesen, vor allem seit dessen Reform durch die schwärmerischen Iroschotten (Regel Columbas), dann durch die der Kultur förderlicheren Anhänger der Regel des hl. Benedikt, die Angelsachsen. Der langsame äußere Fortgang der Christianisierung bleibe hier beiseite. Unter Karl d. Gr. erreichte sie endlich auch die Sachsen. War das Christentum der unteren Schichten im fränkischen Osten nur äußerlich verbrämtes Heidentum, so galt das Gleiche für die übrigen Stämme, die, wie Pirmin z. B. für die Alemannen bezeugt, an ihren Opferfesten und ihrem Baumkult durchaus festhielten und, wie Gregor II. von den Thüringern urteilt, das Christentum nur als Deckmantel für ihren heidnischen Kult benutzten. Daneben stehen dann freilich die leidenschaftlichen Anhänger und Verbreiter des neuen, zum guten Teil aber unverstandenen Glaubens. Auf die Art des Christentums der Deutschen kommen wir im nächsten Kapitel noch zurück.

Die Christianisierung ist also in ziemlich früher Zeit für das spätere Deutschland äußerlich vollendet, von sonstiger Romani-

sierung kann man aber noch auf lange hinaus nicht sprechen. Mit Ausnahme gewisser Äußerlichkeiten waren die Stämme eben doch für die höheren Kulturelemente, so greifbar und überzeugend sie ihnen durch die Kirche, zum Teil auch durch die Großen ihres Volkes entgegentraten, einfach noch unempfänglich: so schädeten jene wenigstens ihrer inneren Entwicklung nicht. Beim Christentum lag es ähnlich, aber das war ihnen aufgezwungen. Die Romanisierung machte schon im Osten des eigentlichen Frankenreichs, der selbst ziemlich weit links des Rheines überwiegend germanisch geworden war, nur langsame Fortschritte. Der Hauptteil der Franken blieb überhaupt nicht nur städte-, auch bildungsfeindlich. Es waren Bauern geworden auf eigenen Höfen mit eigenen Äckern, Bauern, die nun auch schon Wein, Obst und Gemüse bauten, aber noch ihre Waffen nicht abgelegt hatten; sie lebten in der Markgenossenschaft als Nachbarn in gemeinsamer, alle bindender Ausübung der Wirtschaft mit gemeinsamen Rechten an der Allmende. Der Sippenverband hatte mit den Zeitverhältnissen freilich schon an Bedeutung verloren, aber fest stand das alte Gefüge der eigentlichen Familie. Schon hatte aber größere soziale Ungleichheit durch vermehrten Besitz, Verleihung von Königsland usw. Platz gegriffen. Schon suchte der neue Adel kleine Leute zu Zinsbauern herabzudrücken, oft mit Gewalt. Andererseits trieben wirtschaftliche Nöte oder Kriegslasten manchen in den Schutz eines Mächtigen oder der Kirche. Eine Sonderung der Stände ist indes noch nicht eingetreten. Von der souveränen Macht der Gesamtheit der Freien ist freilich nicht mehr die Rede: außerordentlich ist die Königsmacht, die auch die Mitwirkung des Volkes im Rechtsleben in gewisser Weise schmälerte<sup>1)</sup>, gewachsen, aber auch schon die der Großen. In deren Lebenshaltung ging auch mehr Römisches über als in die der übrigen Franken, die auch in der Tracht trotz einiger Zutaten (dem leinenen Hemd), der Ausbildung des Gürtels und mancher Vervollkommnung germanisch blieben, freilich nicht mehr, wie jetzt nur noch der König, das Haar herabwallen ließen und nur einen Lippenbart trugen. Der Luxus im Gürtelschmuck, in Spangen, Ringen, Halschmuck, beim Hausrat und bei den Waffen, die Verwendung von Perlen, Edelsteinen, Silber und Gold bleibt auf die Vornehmeren beschränkt. Dergleichen Zierat verstanden aber die Franken bereits selbständig herzustellen; und in der Ver-

<sup>1)</sup> Vgl. Steinhausen, Gesch. d. d. Kultur, S. 46.



zierungsweise bewahrten sie durchaus germanische Eigenart (Flecht- und Verschlingungswerk). Echt volkstümlich war die alte Gelagefreude, war die alte Übung der Chorgesänge, die Bewahrung der Zauberlieder, war die Freude an epischen Vorträgen. Gerade aus den sturmreichen Zeiten der Völkerwanderung heraus war erst bei den Goten und dann bei den übrigen Stämmen der Heldenfang erblüht, getragen von einer Art Sängerstand.

Alles dies gilt wesentlich von den östlichen Franken: die westlichen, die unter einer viel stärkeren romanischen Bevölkerung saßen, haben sehr rasch viel mehr von romanischer Art angenommen, ähnlich den Goten usw. Wenn nun aber von dieser Art schon durch die Zugehörigkeit zum Frankenreiche allmählich vieles auch auf die östlichen Franken überging, so folgten diesem Prozeß die übrigen östlichen und nördlichen Stämme doch viel, viel langsamer. Anders liegt die Sache naturgemäß nur im Süden, im einstigen Noricum und Raetien, also auch in Teilen, die die Bayern jetzt besetzt hatten. Hier war von der romanisch-keltischen Bevölkerung, trotzdem Odoaker große Teile nach Italien hatte bringen lassen, doch viel sitzen geblieben, so in den „Walchenorten“ (mit Walch-, Wal- zusammengesetzte Ortsnamen), so in dem wesentlich von Romanen bewohnten Regensburg, das ganz als römische Stadt weiter bestand. Vieles von der römischen Kultur blieb so ungestört erhalten. In den eigentlichen Alpenländern, in Oberbayern, dem heutigen Tirol und der rätschen Schweiz, steigt der romanische Anteil und damit die romanische Beeinflussung der Lebenshaltung, die sich in manchen Resten (wie in der Sprache) noch heute zeigt. Die Allwirtschaft ist wesentlich romanisch; ebenso trieb man den Weinbau in den Talgegenden in römischer Weise weiter und verbreitete ihn auch nach Norden. Romanische Einflüsse zeigt weiter nördlich überhaupt die Landwirtschaft, aber auch Handwerk und Kunstgewerbe, wie die weiter blühende Waffenindustrie in Regensburg. Römische Münzen liefen noch lange um. Auch in den nunmehrigen Sitzen der Alemannen (Schweizer Vorlande, Schwaben, Baden, Elsaß) wirkte zum Teil die Kultur der einst keltischen, dann romanisierten Bevölkerung einigermaßen nach (vgl. schon oben S. 21). Diese Alemannen, ein einheitlicher Stamm, wie ihr Recht und wie die nur ihnen eigene Kultur des Dinkels zeigen, kamen den Franken am nächsten, aber waren durchaus die Empfangenden ebenso wie die Bayern. Wieder etwas mehr zurück standen die Thüringer, die im übrigen von den Franken besonders beeinflusst wurden, noch mehr zurück die

zuletzt dem fränkischen Reich angegliederten Friesen, die trotz ihres frühen Seeverkehrs, ihrer Wollproduktion und ihres Tuchhandels, trotz ihrer ständigen Berührung mit den Franken und ihrer frühen Bekanntschaft mit den Produkten höherer Kultur zäh am Alten hingen, und die Sachsen, die Antipoden der fränkischen Kultur. Auch bei den vorgeschrittensten Stämmen ist aber von einer Romanisierung nicht die Rede. Folgenreich war nur, daß sie alle, die Sachsen unter Trennung von den mit ihnen enger verbundenen, noch länger ihre volle Eigenart bewahrenden Nordgermanen<sup>1)</sup>, zu einem politischen Ganzen, zunächst gewaltsam, vereinigt und an den jetzigen Ausgangspunkt höherer Kultur angegliedert wurden. Damit waren die Möglichkeiten, die die starken Stammesgegensätze, die wenig beschränkte politische Selbständigkeit z. B. der Bayern, Alemannen usw. und die große kulturelle Verschiedenheit in sich bargen, beseitigt und auch die Grundlage zu einer späteren, zunächst nur christlichen, noch nicht nationalen Kulturgemeinschaft gegeben. Andererseits war ja auch der politische Charakter des Frankenreichs überwiegend germanisch geworden, nur die Kirche stellte das Romanentum dar. Das Werk Karls d. Gr. war dann noch jene Angliederung der Sachsen. Die nunmehr im Frankenreich vereinigten großen Teile germanischer Herkunft konnten freilich auf die Dauer mit den romanischen Teilen im Westen nicht vereinigt bleiben. Aus dem fränkischen Reich und der karolingischen Universalmonarchie, die bald zerfiel, blieb aber die dauernd wirksame Grundanschauung bestehen, daß die später im ostfränkischen, dann im deutschen Reich vereinigten „Barbaren“ bezüglich der höheren Kulturelemente auf den romanischen Westen bzw. Süden angewiesen waren.

Bewußt nahm diese Aufgabe der „Kultivierung“, d. h. der Romanisierung Karl d. Gr., der als Ostfranke weit mehr als einst die romanisierten Merowinger seine eigene Zurückgebliebenheit empfand, trotz aller Vorliebe für das germanische Volkstum in Angriff. Die von ihm geförderte Bildungsbewegung, die man nicht ganz treffend als karolingische Renaissance bezeichnet — denn noch war die Antike eine von selbst wirkende Kraft, und es handelt sich um ein letztes Zeichen dieser direkten Wirkung —, ist insofern besonders geartet, als Karl durch die Verbindung mit Italien wieder auf die reineren Elemente der Antike zurückging. Besser als in

<sup>1)</sup> Das ist ein wichtiger Vorgang. Bis dahin hängen das skandinavische und das südliche Germanentum noch eng zusammen.

Gallien, wo allerdings die Kirche die Reste der verfallenden römischen Bildung rettete, hatte sich diese bei den Angelsachsen gehalten; auf sie, die überhaupt auf die Franken einen bedeutenden kulturellen Einfluß übten, stützte sich auch Karl. Aber es war doch eine rein auf der Person des großen Herrschers beruhende, durchaus höfische Bewegung. Und der wichtigste Faktor dieser karolingischen Kulturpolitik war doch die mächtiger gewordene orthodoxe Kirche, die schon Pipin viel zu verdanken hatte und von Karl äußerlich und innerlich gestärkt, freilich selbst in rein kirchlichen Fragen noch völlig beherrscht wurde. Seine wesentlich formalen Bildungsbestrebungen (Neubelebung des Lateinischen) waren auch durchaus von christlichem Geiste erfüllt und sollten vor allem dem Klerus zugute kommen. Die Kirche sah andererseits, was auch für die spätere Aufnahme des Kaisertums durch die Ottonen, überhaupt für das ganze Mittelalter bestimmend wurde, im fränkischen Reich ihre Stütze, wie ja gerade das Papsttum erst durch die Verbindung mit den „nordischen Barbaren“ groß geworden ist, und zugleich das berufene Organ für die Durchführung ihrer Ideen. Karl sah wieder im Christentum das gegebene Mittel, seine Völker zu höherer Gesittung und Bildung zu bringen; seine Schulbestrebungen gehen nur auf christliche Unterweisung aus. Und wenn Karl, dessen Renaissancestreben später rasch vergessen wurde, gerade durch seinen persönlichen Eifer die kulturelle Betätigung der Kirche förderte, stärkte, ja diese Betätigung ihr als selbstverständliche Aufgabe ein für allemal einprägte, überhaupt die eigenartige Verquickung des Christlichen mit dem Weltlichen im Mittelalter begründete, so kam die Zeit, wo alle höhere Kultivierung und damit eben die Romanisierung allein von der Kirche ausging. Selbst die auf romanische Vorbilder zurückgehende Hebung der wirtschaftlichen Kultur, für die Karl eifrig tätig gewesen war, wenn auch seine Musterwirtschaften im wesentlichen nur für Westfranken in Betracht kommen, wurde nun wesentlich Sache der Kirche, insbesondere der Klöster, die z. B. von den Agilulfingern in Bayern geradezu wegen der Rodung und Kolonisierung des Wildlandes gefördert wurden. So war es auch mit den romanischen Traditionen der äußeren Zivilisation, z. B. mit dem Steinbau. Wesentlich von der Kirche und dem Hofe des Herrschers gerettet, beeinflussten sie zunächst nur die Herrenschicht. Dem Volke blieben diese Dinge noch lange fremd und gingen nur sehr langsam auf weitere Kreise über, zu allerletzt die geistigen Kulturgüter. Die spätere Übertragung dieser wie der



wirtschaftlichen römischen Kulturgüter sollte, vor allem durch das Klosterwesen, das Werk der Kirche sein, die durch ihren internationalen Charakter, durch ihre römische Spitze ja auch fortwährend innige Berührungen mit dem französischen und italienischen Klerus und so mit den besser erhaltenen antiken Traditionen der romanischen Länder hatte, im übrigen aber auf das Volk als Inbegriff alles Höheren einen überwältigenden Einfluß üben mußte.

---

## Drittes Kapitel.

### Erste Fortschritte deutschen Lebens im Rahmen deutscher Eigenart unter wachsender Führung der Herrenschiht.

(Agrarisch-kriegerische Kultur.)

In dem großen fränkischen Reiche war der einstige Gegensatz zwischen „Römern“ und fränkischen Barbaren zu einem kulturellen Gegensatz des überwiegend romanischen, kultivierteren Westens (Neustriens) zu dem rückständigeren germanischen Austrasien, dem nun die innerdeutschen Stämme angegliedert waren, geworden. Nationale Gefühle spielten dabei noch nicht mit. Die Germanen selbst empfanden zwar ganz dumpf eine gewisse Verwandtschaft, aber der Franke sah den Sachsen doch keineswegs als Glied eines gemeinsamen Gesamtvolkes an, und die Angliederung und Christianisierung der Sachsen vollzog sich so blutig und grausam, wie später etwa die Sachsen gegen die Slawen vorgingen. Man empfand nur den Gegensatz zwischen Christen und Heiden. Das nationale Moment war auch nicht für die Abtrennung des ostfränkischen, später deutschen Reiches entscheidend: aber es war doch nicht bedeutungslos, daß in ihm sprach- und stammverwandte Völker, wenn auch nur äußerlich, vereinigt und im wesentlichen von den Romanen geschieden waren. Freilich bestand auch ein Sprachgegensatz der Franken zu den Sachsen, die ebenso wie die Friesen und Niederfranken die sogenannte Lautverschiebung nicht mitgemacht hatten, also der für die Zukunft so wichtige Sprach- (überhaupt Kultur)gegensatz zwischen Ober- und Niederdeutschen, aber er wurde doch weniger empfunden als der nun deutlich werdende Sprachunterschied von den Romanen, der bei der Eidesleistung zu Straßburg 842 schon beachtet wurde. Karl der Kahle schwor in teudisca lingua. Von der Volkssprache her kam man denn auch zu der Bezeichnung der „Deutschen“. Das Wort, zuerst 786 vorkommend, bezeichnet zunächst nur den Gegensatz zur

lateinischen Sprache. Es bezeichnet die „volkstümliche“ (thiudisc) Mundart, zunächst auch nur die des betreffenden Stammes. Hrabanus Maurus verwendet es aber auch schon zur Bezeichnung der Sprachgemeinschaft der Stämme. Als Gesamtname wird „Teutisci“, das Walahfrid Strabo schon 840 für deutschsprechende Leute anwendet, zuerst bei den Romanen, so 845 in einer Trienter Urkunde, gebraucht. Erst im 10. Jahrhundert beginnen die Deutschen in ihrer Gesamtheit selbst sich als „Deutsche“ (Teutonici), jetzt z. B. auch im Gegensatz zu den Slawen (961), zu bezeichnen. 968 hören wir von einem regnum Teutonicum. Mitte des 11. Jahrhunderts sind die Bezeichnungen Teutonia, partes Teutoniae allgemein üblich geworden.

Der Ausgangspunkt war also wieder ein kultureller, der Gegensatz der Volkssprache zur lateinischen Kultursprache, des Volkstums zur höheren Kultur. Wie diese Volkssprache sich nicht besiegen läßt, so ist es mit dem ganzen Leben. Das romanische, internationale Kulturelement ist dem deutschen Volke eingefügt; man empfindet seine Übermacht und läßt es in seiner höheren Sphäre wirken: aber ebenso bleibt man, für die Aufnahme jener Kultur in weiterem Maße noch gar nicht reif, in Wesen und Art durchaus bei der eigenen Kultur und entwickelt diese, meist nur äußerlich (und besonders im Westen) romanisch beeinflusst, langsam weiter. So wenig gestört und so eigenartig germanisch verlief diese Entwicklung nicht wie im skandinavischen Norden, wo trotz der später auch dahin gelangten christlichen und antiken Einflüsse Poesie und Mythologie eine Welt großartig-gewaltiger Eigenart widerspiegeln. Auf der anderen Seite schloß die Bodenständigkeit der deutschen Stämme ein Erliegen gegenüber der höheren Kultur wie bei den in das römische Reich eingedrungenen Germanen aus. In der Hauptsache müssen wir also für die nun sich kräftig entwickelnden deutschen Stämme von einer eigenen Kultur reden. Die später so bezeichnende Bildungskluft freilich bestand schon. Ein Teil des Volkes, damals der Klerus, lebte in einer ganz anderen Kultursphäre als der andere, so wenig seine Glieder sich von ihrem eigentlichen Volkstum völlig emanzipieren konnten. Viele Elemente der romanischen Lebensverfeinerung gingen sodann immer stärker auf die Herrschicht, die sich dadurch wieder in einen Gegensatz zu der unteren Schicht setzte, über; an der höheren Bildung aber nahm auch diese Herrschicht, abgesehen von ihren weiblichen Gliedern, die meist im Kloster erzogen wurden, nicht teil, dachte und fühlte vielmehr im wesentlichen wie das Volk.



So entwickelte sich in der großen Masse der Laien bis etwa zu den Kreuzzügen im wesentlichen alles aus dem Alten heraus, wenn auch der Pfahl im Fleisch saß und der geistige, sittliche, künstlerische, wirtschaftliche Einfluß des Klerus langsam auf eine Erziehung zu höherer Kultur hinwirkte. Freilich war der großen Masse des Volkes gegenüber der Frühzeit vieles genommen. Von einer Mitwirkung im öffentlichen Leben war nicht mehr die Rede; König und Herren, gestützt auf den Klerus, waren allein ausschlaggebend. Die große Masse beschränkte sich auf ein agrarisches Dasein, das sich im Rahmen der Markgenossenschaft abspielte. Agrarisch war auch die Grundlage des Lebens der Herren, freilich mit einem starken Einschlag kriegerischer Interessen. Mit den rasch fest gewordenen Sitten hatte nach der Völkerwanderung, der letzten großen Störung organischer Fortentwicklung, eine lange Periode des Ausbaus der deutschen Stammesgebiete begonnen, vom 6. Jahrhundert bis zum 13. reichend und vor allem durch gewaltige Rodungen charakterisiert, durch die Erschließung immer neuen Kulturlandes für die immer zunehmende Bevölkerung. Man rodete in der Sucht nach Neuland auch auf solchen Gebieten, die sich zum Ausbau nicht eigneten und daher später wieder zu Wüstungen wurden. Allmählich hielten sich Wildland und Kulturland etwa die Wage, aber die Waldmasse bleibt lange noch stark und schreckend genug. Im übrigen litt der Wald auch unter rücksichtslosester Nutzung (Weide, Holzverbrauch usw.). Von der Bruchlandschaft der Flusstäler blieb das Kulturland noch ziemlich lange fern. Das Gesamtergebnis war aber eine außerordentliche Vermehrung dieses Kulturlandes.

Zunächst hatte nun das junge „deutsche“ Leben noch große äußere Krisen zu bestehen. Das ostfränkische Reich bedrohten die Normanneneinfälle, weniger freilich als das westfränkische, weiter das Vorstößen der Slawen, die zerstörenden Ungarneinfälle, die vor allem in Bayern auch die Bevölkerung dezimierten. Dazu kam die dauernde Schwächung der Zentralgewalt durch die einst von Karl d. Gr. unterdrückten, jetzt neuerstandenen Stammesherzogtümer. Aus dem Chaos rettete Reich und Volk eigentlich erst die Übertragung der Königswürde an den Sachsenherzog Heinrich. Gerade dadurch wurde der deutsche Charakter von Staat und Kultur recht befestigt; von einem ostfränkischen Reich ist nicht mehr die Rede, so sehr auch Hof, Kanzlei und Verwaltung an die fränkische Grundlage anknüpften.

Jenes Übergewicht der Stammesherzöge hängt mit der Bedeutung der Stämme überhaupt zusammen. Die neue deutsche Volkskultur ist zunächst Stammeskultur. Politisch ist weder von einem Nationalbewußtsein noch von einem Einheitsstaat die Rede. Franken und Sachsen, einst gleichsam zwei feindliche Völker, sind nur äußerlich vereinigt. „Das Reich der Sachsen und Franken“ hieß jetzt das Reich. So haben auch die fremden Völker des öfteren die mittelalterlichen Deutschen je nach dem Stamm bezeichnet, der ihnen gegenübertrat, als Alemannen (Allemands), als Sachsen (so im Norden), als Schwaben. Der Unterschied der Stämme beruhte zum Teil auf der schon hervorgehobenen Verschiedenheit des Kulturgrades. Im ganzen glichen sie sich freilich in jener einfachen agrarischen Haltung. Überall hatte sich nun der Eigenbesitz des einzelnen völlig durchgesetzt; es herrschte Naturalwirtschaft, und von irgendwie bedeutendem Handel und Verkehr ist noch keine Rede. Aber je weiter nach Westen und auch nach Süden, um so weiter war man. Vom Westen her kamen vor allem, wie schon erwähnt, Obstkultur und Weinbau, von Westen her schritt der Steinbau fort, von dort kamen allerlei Fortschritte und Verfeinerungen des Lebens sowie die von der Kirche gepflegten Elemente geistiger Bildung und künstlerischen Schaffens, kamen die Formen der staatlichen Verwaltung.

Dieses wichtige westliche Vermittlungsgebiet, das neben der materiellen namentlich auch seine geistlich-geistige Kultur dauernd an das Innere Deutschlands weitergab, war jetzt in dem künstlich entstandenen Herzogtum Lothringen, das ja zum Teil mehr westfränkischen Charakters war, begriffen; Köln, Aachen, Trier, Metz gehörten dazu. Dagegen stellte das neugegründete jetzige Herzogtum Franken mit den Hauptorten Mainz, Frankfurt, Worms, Speier sowie Würzburg im Osten nur einen Teil des fränkischen Gebiets dar und war schon mehr von der unmittelbaren Berührung mit dem romanischen Westen abgedrängt. Allmählich machten sich nun aber auch stärkere Beziehungen zu dem italischen Süden bei den ohnehin z. T. auf altem Römerboden sitzenden Schwaben (Alemannen) und Bayern (s. S. 29) geltend. Freilich traten die Schwaben zunächst vor den Bayern, die ja schon im ostfränkischen Reich auch eine kräftigere politische Rolle gespielt hatten, zurück. Wichtiger als dieser, die spätere Handelsgröße des Südens langsam vorbereitende Verkehr über die Alpen waren aber in dieser Periode die Beziehungen der Bayern nach Südosten. Die Donau verband sie mit der überragenden Handels- und Kulturstätte Byzanz,

und Regensburg gewann besondere Bedeutung. Das Wesentliche war aber natürlich auch in Bayern die agrarische Atmosphäre, und der Stand des Ackerbaus und der Viehzucht wird schon in einer Quelle des 8. Jahrhunderts sehr gerühmt. Die wirtschaftliche Kultur machte auch durch zahlreiche frühzeitige Klostergründungen Fortschritte. Gerade in Bayern bildete sich auch ziemlich früh die große Grundherrschaft aus, während bei den Alemannen die Siedelungen vollfreier Bauern weit länger prävalieren. Immerhin sind es neben den noch zu nennenden Sachsen gerade die Bayern, die nationale Eigenart am meisten bewahren, trotzdem sie 3. T. früh von der römischen Kultur beeinflusst sind. Aus Sachsen und Bayern stammt, wie Vogt hervorgehoben hat, unser Besitz an deutscher Alliterationspoesie, bei Sachsen und Bayern-Ostreichern lebt in der mittelhochdeutschen Zeit die alte nationale Epik wieder auf. Es ist daher auch nicht wunderbar, daß den Westdeutschen wie die Sachsen, so auch die Bayern später als rückständig galten. Selbst ein Bayer, Wolfram von Eschenbach, hat ironisch den „Preis“ („Lob“) der Bayern einmal auch den „Wäleisen“ zuerteilt: „die sint toerscher (noch einfältiger) denne beiersch her.“ In unserer Periode lebten auch große Teile namentlich der nördlichen Bayern in sehr einfachen Verhältnissen. Dasselbe gilt von den Schwaben im Schwarzwald und anderswo, während im Bodenseegebiet und im Westen (Straßburg) wie auch im Osten (Augsburg) sich alte Kulturstätten befanden. Erst viel später sollten die Schwaben in politischer wie in kultureller Beziehung eine Zeitlang an die Spitze der Stämme treten. Ziemlich primitiv waren sodann die Zustände der mitteldeutschen Stämme der Hessen und der Thüringer, von denen jene, mit diesen zum Teil gemischt und am wenigsten von den Stürmen der Völkerwanderung berührt, einen Teil des fränkischen Herzogtums bildeten, diese aber jetzt zu dem sächsischen, dem größten und eigenständigsten aller, gehörten. Die Sachsen hatten immerhin trotz ihrer zähservativen Art, mit der sie die früheren Zustände bis ins 9. Jahrhundert bewahrten, einige Fortschritte gemacht. In fränkischer Zeit hatten sie auch äußerlich in ihrer weiten Leinetracht mit dem langwallenden Haar noch der Frühzeit nahegestanden, hatten ohne Könige unter einer alten Führeraristokratie ziemlich zerplittert und nur durch den Kult zusammengehalten gelebt, treu der alten Sitte und trotz der (nur äußeren) Christianisierung treu dem alten Glauben an Wotan und Donar und Sagnot, überaus stolz und unbändig. Römerreste, Städte und



Castelle, gab es im Lande nicht. Ihre großen Fluchtburgen waren besonders eigenartig ausgebildet. Der Ackerbau hatte seit germanischer Zeit nicht allzu große Fortschritte gemacht, die Viehzucht war noch vielfach bevorzugt. Vom Meer waren sie, seit Karl d. Gr. ganze Stämme aus ihren Küstensitzen fortgeführt hatte, fast ganz abgedrängt. Das Herzogtum, das sich bei ihnen über jener Aristokratie erhoben hatte, war durchaus bodenständig und kraftvoll. Aber es war ein besonders begabter Stamm, und als die Berührung mit der fränkischen Kultur lebhafter wurde, vor allem jedoch, als die deutsche Königswürde an die Sachsenherzöge überging, da erblühte in diesen sächsischen Landen eine nicht zu verachtende Kultur, die indes weit mehr als die des Westens durchaus jenen eigenständigen Charakter, freilich auch eine gewisse Spröde und Herbheit bewahrte. Ja, diese sächsische Frühkultur wurde nun vielfach maßgebend für den jetzt feindlich gesinnten germanischen Norden; vor allem aber trat sie, wie die bayrische in der südlichen Ostmark, den Slawen überlegen entgegen und beeinflusste sie. Weitaus am rückständigsten von den deutschen Stämmen waren die Friesen, die jetzt fast die ganze Küste der Nordsee besetzt hatten und zum Teil in ihrem alten kühnen Seefahrer- und Strandräuberleben aufgingen — schon im 9. Jahrhundert waren sie zu gut gebauten, hochbordigen Segelschiffen (Koggen) ohne Rudereinrichtung gekommen —, die aber auch als Bauern ihre Unabhängigkeit und Freiheit gegenüber dem im Binnenlande immer auffälligeren Prozeß der Herabdrückung der Freien durch die Grundherrschaft tapfer aufrecht erhielten. Es war ein rohes und trotziges Volk, das sich um die Kirche nicht viel und immer weniger auch um das Reich kümmerte. Die Friesen standen noch viel später in bösem Rufe. Der westliche Teil hatte sich freilich früh über das rein agrarische Dasein erhoben. Diese Friesen verhandelten die selbstproduzierten groben und die feineren englischen Tuche weit in die Lande, trieben daneben auch früh sonstigen Handel, z. B. Weinhandel. Vermittler mit England, aber auch mit Skandinavien, gingen sie ihrerseits den Rhein hinauf und sonst in die aufkommenden westdeutschen Städte, wo es zum Teil besondere Friesenquartiere gab.

Es sind nun nicht nur die kulturellen Unterschiede, die die wichtige Verschiedenheit der einzelnen Stämme ausmachen: es ist auch eine besondere Art und Veranlagung, die aus langem Zusammenleben anfangs nur äußerlich vereiniger Gruppen entsteht, aber auch an Himmel und Boden gebunden und aus dem

Urgrund des Volkstums entsprungen ist (vgl. S. 1). Die Verschiedenheit der äußeren wirtschaftlichen Verhältnisse, weiter der Stammesart und vor allem der Landschaft, des Bodens, auch vielleicht z. T. römische Beeinflussung bringen dann die Mannigfaltigkeit der später zäh festgehaltenen Haustypen hervor, die hier nicht im einzelnen besprochen werden können und deren Ausbildung in unserer Epoche doch schon weiter fortgeschritten sein muß. Sie sind gewissermaßen das äußere Hauptmerkmal der gerade damals so wichtigen Stammesunterschiede, obwohl die Benennung der Haustypen nach Stämmen mit gutem Recht angefochten wird.

Diese Stammesunterschiede, namentlich bezüglich der größeren oder geringeren Annäherung an romanisch-fränkische Traditionen, sind nun immer im Auge zu behalten, wenn jetzt im Allgemeinen dargelegt werden soll, daß trotz der erwähnten Einflüsse das nun erblühende deutsche Kulturleben — gerade die äußere Zusammenfassung ergibt, abgesehen von dem überhaupt Gemeinsamen, auch wieder Annäherung und Ausgleich — eine große Eigenart bewahrte. Die Art der Menschen zunächst hatte noch immer viel Ursprüngliches. Die alte individualistische Unbändigkeit ward freilich mehr und mehr für die Herrenschaft bezeichnend, von deren Unbotmäßigkeit und gegenseitigem ewigen Hader die Geschichte genug Belege gibt. Und mochte es ähnlich in kleinen Kreisen gelegentlich zugehen, so war für die niederen Schichten doch jene Herabdrückung der kleinen freien ebenso ein beschränkendes Moment wie die Gebundenheit durch den gesellschaftlichen Charakter nicht nur des wirtschaftlichen, sondern auch des sozialen Lebens. Gewalttätige Übergriffe der Herrenschaft gegen die Niederen wurden immer häufiger. Freilich hatte die Gewalttat unter diesen natürlich auch ihre Stätte, und selbst den Herren gegenüber fehlte trotziger Widerstand und Rachedurst nicht. Die freien trugen noch alle Waffen, auch sonst die besseren Abhängigen, und nur der ganz Niedere mußte sich schon waffenlos ducken. Blutige Szenen waren nirgend selten, namentlich durch die alte Trunksucht hervorgerufen. Der rohe Barbar, bei dem die natürlichen Leidenschaften zum offenen Ausdruck kommen, ist noch vollkommen erkennbar, im Westen freilich weniger. Der Lothringer urteilte über den Sachsen schon nach Art der Romanen. Wie man sich etwa im geschlechtlichen Leben unbefangen und naturwüchsig gab, so herrschte auch sonst keinerlei Sentimentalität, sondern kräftige Derbheit. Ein rauher, fast brutaler Zug ging

durch das Dasein. Auf Menschenleben legte man wie früher keinen besonderen Wert, auch auf das eigene nicht. Den persönlichen Feind schlug einer nieder, wo er ihn traf. Man griff noch immer leicht zur Selbsthilfe, kannte auch kaum ein Billigkeitsgefühl. Die unsicheren Zeiten des ostfränkischen Reiches hatten ferner eine starke Neigung zu gewalttätigen Räubereien, namentlich bei den Herren, hervorgerufen. Auch niedere Räuber fuhren zahlreich umher. Hier griff die unter den Sachsen erstarrte Königsgewalt, von der man vor allem eine gesicherte Rechtspflege erwartete, schärfer durch, namentlich unter Otto d. Gr. und Heinrich II., der streng strafte. In den Strafen war man noch grausam wie in der Urzeit, ebenso im Behandeln der Kriegsgefangenen, die man zuweilen erst folterte und dann hinhing. Solche Wildheit war naturgemäß mit der alten Kampfesfreude eng verbunden, und unbändige Tapferkeit war ein Zug, den die anderen Völker, vor allem die sich überlegen dünkenden Italiener, den Deutschen als hervorstechendsten zugestanden. Nach dem nunmehrigen christlichen Schutzpatron der Kämpfer, dem heiligen Michael, dessen Namen die Mannen im alten Schlachtgesang, ähnlich wie im germanischen Barditus, brüllten, nannte man die Deutschen selbst. Von sonstigen barbarischen Zügen mag die alte, häufig belegte Treulosigkeit hervorgehoben werden, die neben sympathischen Eigenschaften, Treuherzigkeit und Gutmütigkeit, durchaus einherging. Selbstverständlich ist, den noch immer primitiven Verhältnissen entsprechend, die Gastlichkeit, die in weitgehendem Maße nunmehr vor allem auch von den Klöstern geübt wurde.

Wie stand im übrigen eben die Kirche zu diesem von Naturtrieben erfüllten deutschen Menschen? Unzweifelhaft hat sie bereits eine gewisse Milderung des barbarischen Wesens herbeigeführt, zum Teil freilich nur mittelst Formen, die das gewaltige Naturmenschentum auf andere Weise sich übertrieben ausströmen ließen. Aber vorher ist zu fragen: hat das Christentum überhaupt eine innere Umwandlung des deutschen Menschen bewirkt? Schon das oben Angeführte zeigt, daß davon nur in geringem Maße die Rede sein kann. Es ist andererseits eine überaus starke Beeinflussung des geistigen und des Gemütslebens ganz selbstverständlich, ohne daß jedoch alte, tiefgewurzelte Vorstellungen und Gemütsregungen vernichtet wurden. Es kam vielmehr zu einer ganz eigenartigen Mischung, ohne die wir das ganze spätere Geistesleben des Volkes nicht verstehen können. Wenn noch im Italien der Renaissancezeit das antike Heidentum innerhalb der



katholischen Kirche in allerlei mehr oder weniger abergläubischen Formen und Auffassungen fortlebte, wenn man dasselbe noch zum Teil von der heutigen Volksreligion im romanischen Süden sagen kann, so wird man nicht erwarten dürfen, daß die Christianisierung der deutschen Stämme die wirkliche Annahme eines Glaubens, für den jene noch lange nicht reif waren, bedeutete. Das erwartete die Kirche damals selbst nicht. Getreu der Anweisung Gregors d. Gr. an einen Missionar der Angelsachsen begnügte man sich vielfach mit einer christlichen Verbrämung heidnischer Bräuche, mit einer äußerlichen Umwandlung alter Kultstätten in christliche Gotteshäuser, der Verquickung heidnischer Natur- mit christlichen Festen, der Göttergestalten mit christlichen Heiligen. Man darf in solcher Identifizierung freilich nicht zu weit gehen. Dem alten Volksglauben an Seelen und Dämonen, deren schädigende Macht man durch Zauberspruch und Opfer bannen oder zum Heil, zur Wohltat wenden könne, kam ferner der schon von der fränkischen Kirche ausgebildete Wunderglaube und Heiligenkult geradezu entgegen und hatte die Heiligen schon damals volkstümlich gemacht. So sah man auch jetzt im Gebet, im Bekreuzigen, im Besprengen mit Weihwasser treffliche Zaubermittel. Die Wundersucht zeigt jetzt natürlich eine rein kirchliche Beeinflussung in Anlehnung an die biblischen Wundererzählungen: zugleich nimmt sie außerordentlichen Umfang an. Die Tätigkeit der Heiligen wird in der Hauptsache als Wundertun insbesondere zur Heilung der Gebrechen und Krankheiten aufgefaßt, ihre Reliquien dienen nur diesem Zweck. Dabei erhalten die Wundergeschichten einen jugendlich rohen, stark übertriebenen Charakter. Die Geistlichen förderten die ganze Sache, trieben den bösen Dämon aus, suchten durch Handauflegen und Gebet eine Heilwirkung zu erzielen, priesen die geschehenen Wunder der Reliquien usw. Wenn aber die Kirche andererseits streng ein Abschwören der heidnischen Götter verlangte, ja diese mit dem Schimmer des Bösen, des Teuflichen umgab, so blieb in Sinn und Brauch des Volkes doch noch lange Zeit vieles auch von dem Heidentum bewahrt, das die Kirche nicht verchristlicht hatte oder sonst nicht duldete. Man ersetzte auch wohl in einem alten Zauberspruch Götternamen durch Christus oder Maria, bewahrte aber ebenso oft entstellt auch jene Namen (z. B. Wodan). Freilich brachte jene Verfluchung das Scheuverborgene, Unheimlich-Düstere in den nicht christlich verbrämten alten Volksglauben, und wer den christlichen Zauber nicht kräftig genug erachtete — trotzdem im ganzen eben der Zauber des neuen Gottes und seiner

Heiligen in den Augen des Volkes die Kraft der alten Gestalten übertraf —, der begab sich heimlich-nächtlich zu den Bewahrern oder, entsprechend den weisen Frauen der Germanen, den greisen Bewahrerinnen heidnischen Zaubergutes, die die Kirche nun ihrerseits heftig verfolgte und grausam strafte. Manche wieder machten gerade diese heidnischen Zauberer für Schädigungen und Übel verantwortlich und feindeten sie, ganz im Sinne der Kirche, obwohl diese solchen Glauben verwarf, ingrimmig an. Im übrigen herrschte ja bereits in vorchristlicher Zeit der Glaube an zauberisch schädigende Menschen (Weiber), und man verbrannte sie schon damals. Umgekehrt ging wieder auf den Geistlichen der Nimbus des mit geheimnisvollen Kräften Begabten über, und ebenso ist es im Grunde das Vertrauen auf die Zauberkraft der Kirche, wenn man ihr Schenkungen machte, d. h. opferte. Diese Opferung erweiterte sich jetzt vor allem zur Hingabe von Landbesitz, der eigentlichen Machtquelle jener Zeit. Dazu trieb nun aber jetzt besonders auch der neue Gedanke an das Jenseits. Man stimmte die dämonische Macht nicht nur wie einst für das irdische Leben günstig, bannte Schädigungen usw., man erkaufte sich jetzt auch den Himmel. Der Sporn dazu war die von der Kirche als wirksames Mittel namentlich später benutzte Sorge um das Seelenheil, die Furcht vor der Verdammnis.

So war also die Christianisierung zunächst kein so ungeheures Erlebnis der Deutschen, vielmehr blieb dabei wieder die alte Eigenart zum guten Teil bewahrt. Wenn nun weiter die Geschichte des Heilandes den von jeher auf das Hören alter Geschichten erpichten Deutschen in einfachen Formen erzählt wurde, so fesselte sie solche Rede sicherlich. Aber ihrem Geschmack entsprach sie nicht: da wurde nicht von Helden aus edlem Geschlecht gesagt, nicht von kriegerischen Taten, rauher Härte und ruhmvollem Ende, sondern von Menschenliebe, von demütiger Ergebung und Duldung und ungerächtem, bitterem Leidenstod. Aber man machte wohl durch manche Zutaten diese Kost schmackhafter. Davon zeugen die von Geistlichen getragenen ersten dichterischen Gestaltungen des Lebens Christi in deutscher Sprache, Otfrieds Dichtung und der niederfächsischen Heliand, in denen deutlich nationale Töne anklingen, kriegerischer Geist noch lebendig ist. Aber selbst diese Dichtungen entsprachen nur dem Verständnis der schon mehr geistlich geschulten Deutschen, nicht etwa dem der Masse überhaupt. Auch Heiligenlegenden wurden wohl also zugestuzt, die Heiligen selbst gewannen zum Teil in der Vorstellung des Volkes

die Gestalt von Helden und wurden so, wie St. Michael und St. Georg, Lieblingsfiguren des Volkes.

Daß die Kirche nun überhaupt ihre Macht im Volke immer mehr befestigte, das lag an ihrer praktischen Wirksamkeit, an ihrem fördernden Einfluß in wirtschaftlicher Beziehung, an ihrem humanitären Charakter, an ihrer Fürsorge für die Armen, der Organisation der Krankenpflege, an dem Schutz, den sie Bedrängten lieb, der größeren Wertung des Menschenlebens, an der Zurückdrängung der Todesstrafe und der Sklaverei u. a. Ebenso festigten natürlich der äußere Pomp, der feierliche Apparat das Ansehen der Kirche, deren Machtgeheimnis aber vor allem ihre feste Organisation und die unbeirrbare Konsequenz ihres Vorgehens waren. So konnte von einem Widerstand gegen die eigentliche Lehre, deren Elemente namentlich seit Karls d. Gr. „volkserzieherischen“, d. h. lediglich christianisierenden Bestrebungen auch weiter in die Masse gedrungen waren, um so weniger die Rede sein, als das Dogma und dogmatische Erörterungen damals und später eine sehr geringe Rolle spielten. Man nahm die Lehre gläubig hin, unklar aufgenommen oder unverstanden. Eine selbständige Erfassung derselben war ausgeschlossen. Praktisch sie zu betätigen, daran dachte man wenig, wie ja noch heute. Aber die Kirche hatte im Zusammenhang mit ihrer auf eine hohe Kulturstufe gegründeten Sittenlehre, überhaupt ihren kulturellen Traditionen noch jene andere, kulturgeschichtlich sehr wichtige und in der Verbindung von Sittlichkeit und Religion ganz neue Aufgabe, die Sittigung des noch immer wenig gebändigten, halbbarbarischen Menschen. Und mit dieser zunächst durch Lehre und Predigt, weiter durch das Beispiel des Klerus erstrebten inneren Umwandlung kam der härteste Konflikt mit der nationalen Eigenart. Hier griff die Kirche auch durch ihre Strafmittel, durch die Kirchenzucht ein. Und wirklich erreichte die Kirche viel, im wesentlichen freilich nur eine gleichförmige äußerliche Handhabung gewisser Ausdrucksformen für eine im Grunde wenig vorhandene neue Gesinnung. Mit einem gewissen Erfolg bekämpfte sie die Gewalttaten (Mord und Raub) und auch die tiefeingewurzelte Selbsthilfe durch schwere Bußen; sie drängte die Polygamie stark zurück, mäßigte etwas die Habgier durch Erziehung zur Opferwilligkeit für die Kirche usw. Vergeblich war ihr Kampf gegen die Trunksucht. Die am meisten ungermanische Anforderung der Kirche war die Demut. Hochfahrender Stolz und Leidenschaftlichkeit sollten verschwinden,



Heldenruhm und Glanz nichts mehr gelten, Rache am Feinde ein Frevel und Wehrlosigkeit kein Übel sein. Solche Anschauungen konnten unmöglich durchdringen. Aber schon im 10. Jahrhundert begann man bei bestimmten Akten auch außerhalb der geistlichen Kreise Formen gewohnheitsmäßig anzuwenden, die unterwürfige Demut, etwa wenn man Verzeihung oder Hilfe heischte oder Reue zeigte, oft übertrieben ausdrückten. Wichtig ist dabei, daß auf Stufen früher Entwicklung überhaupt alle Empfindung überkräftig ausgedrückt und von lebhaften Gesten begleitet wird, ohne daß eine seelische Erschütterung vorliegt. Man denke an die Klageweiber an der Leiche. So flossen die Tränen damals überaus häufig als ganz stereotypes Ausdrucksmittel nicht nur der Geistlichen, auch der hochgemuten Helden. Auch ein Akt der Barmherzigkeit wird von den Tränen des Helfers begleitet. Höchst ausgebildet ist die Sprache der Hände; der Kuß spielt ebenfalls eine große Rolle. Die äußeren Formen haben damals und später eine um so größere Wichtigkeit, als sie das Mittel der „Zucht“ waren, als die Wildheit der Menschen durch strenge Beachtung vor allem bestimmter Verkehrsformen gezähmt werden sollte. Aber jene starken Ausdrucksformen zeigen doch immerhin wieder die sonst mühsam bekämpfte jugendliche Leidenschaftlichkeit der Hingabe an eine Sache.

Dasselbe gilt von der zur Askese gesteigerten Frömmigkeit, die damals viele Menschen ergriff. Auch die Askese sollte der Bändigung der natürlichen Leidenschaften dienen, aber war doch selbst ein Produkt fanatischer Hingabe. Der Durchschnitt der Deutschen lebte nur in einem äußerlich erfaßten Christentum; es hielt sich z. T. noch das reine Heidentum, so in Sachsen; man hat noch im 11. Jahrhundert Spuren von Baumkult, von Verehrung heiliger Steine. Auf der anderen Seite hatte aber die Jenseitsrichtung des Christentums allmählich weitere Kreise gemächlich erfaßt, wie es schon die Ergänzung der Geistlichen z. T. voraussetzt. Diese Hingabe nahm seit dem 9. Jahrhundert eben jene jugendlich-leidenschaftliche Form an. Eine von der älteren orientalisches-antiken Askese verschiedene naive-massive Art derselben griff ansteckend um sich. Es war das erste Stadium einer tieferen Annahme des neuen Glaubens, aber doch auch noch äußerlich; es war das Streben, Frömmigkeit so kräftig-grell zum Ausdruck zu bringen, als es der Kraft und Naivetät des damaligen Menschen entsprach. Dieser übrigens wieder erst von Westen kommende asketische Geist spornte im

10. Jahrhundert vor allem die Klostergeistlichen zu immer schärferer Betätigung, zu Bußübungen und peinvollen Entfagungen an: aber er veranlaßte auch immer mehr Leute, der Welt zu entsagen und in ein Kloster zu treten. Ja, auch unter der großen Masse der Laien verbreitete sich zum Teil asketischer Geist, ein Aufsihnehmen besonderer Fasten und Bußübungen, geschlechtlicher Enthalttsamkeit. Besonders charakteristisch wird die Klausner- und Klausnerinnenmode, die gegen das Jahr 1000 sehr zunahm, namentlich in Lothringen, aber auch z. B. in der Nähe St. Gallens. Es ist kein Zufall, daß gerade Frauen sich diesem Geist zahlreich und mit besonderer Wärme hingaben. Die gemüthliche Seite des Christentums hat schon früh auf die Frauen am meisten gewirkt, und in der Zeit der Christianisierung mag manche Frau ihren Gatten dem Heidentum abspenstig gemacht haben, wie schon die Burgunderin Throdechilde den Frankenkönig Chlodwig. Frauen und Geistliche wurden früh Bundesgenossen: nicht nur von den vornehmen Frauen gilt das, wie uns so viele Beispiele aus der sächsischen Zeit beweisen, sondern auch von den niederen. Eben die Klausnerinnen zeigen den Einfluß, den nun die asketische Bewegung auf sie gewann, wie auch von den 300 Klöstern, die es zu Beginn des 10. Jahrhunderts in Deutschland gab, ein erheblicher Teil, ein Viertel, auf Frauenklöster kam.

Aber diese ganze Bußstimmung hat für den großen Durchschnitt der hohen und niederen Laien wenig zu besagen, trotz häufiger Bewunderung solcher Vorbilder. Und auch sonst ist von einer tieferen inneren Umwandlung der Gesamtheit doch nur in den Anfängen zu sprechen. Es mußte ja freilich auch in der Masse nachwirken, daß der irdische Besitz, daß die natürlichen Freuden des Lebens in ihrem Wert nunmehr erniedrigt waren; es mußte die nunmehrige sittliche Weihe der Arbeit, die ja durch das agrarische Dasein praktisch schon die größte Bedeutung erlangt hatte, die Anschauungen der Menschen stark befruchten; das Evangelium der Nächstenliebe, etwas ganz Neues, mußte einen tieferen Wandel des Denkens und Fühlens herbeiführen. Aber alles das wirkte doch nur allmählich. Rascher trug die Kirche dazu bei, die alte Hochhaltung der persönlichen Freiheit zu mindern, und wenn sie schon durch die Organisationsformen ihres Besitzes die Ausbildung der Abhängigkeitsverhältnisse gefördert hatte, wenn sie dann dadurch, daß die Hingabe des Besitzes an die Kirche, die Stellung unter ihren Schutz als etwas Verdienstliches angesehen wurde, die Zahl der sich ihrer Freiheit begebenden stark

vermehrte, so begünstigte sie damit einen Prozeß, der sich überhaupt seit längerer Zeit vorbereitet und durchgeführt hatte. Ohne tiefere Beeinflussung durch die Kirche blieb endlich zunächst noch das eigentliche Geistesleben, die Denkarbeit der Menschen. Die Bekanntschaft mit der fremden Atmosphäre der gottesdienstlichen Formen, des Inhalts des Evangeliums, der Heiligengeschichte erweiterte natürlich etwas den geistigen Horizont; die elementaren christlichen Grundlehren vermittelten auch eine ganz andere Art des Denkens: aber von einem Verständnis für das Denk- und Lehrsystem der Kirche, in das die geistlich gewordenen Volksgenossen freilich mittelst der kirchlichen Schulung und später mit Hilfe der Romanen mit immer größerer Hingabe eindringen, konnte keine Rede sein.

Vielmehr zeigt auch das geistige Leben der Deutschen vom 9. bis zum 11. Jahrhundert durchaus das Gepräge der Eigenart. Vom Standpunkt der Weltkultur aus sieht man nur die mühsame, unendlich lange dauernde Schule, die die Deutschen, zunächst der geistig führende Klerus, nunmehr in der fremden Bildung durchmachten. Man sieht nur den Tiefstand, sogar die Bildungsfeindlichkeit der großen Masse der Laien und das Bildungsmonopol der auch nur in den geistigen Niederungen bleibenden, ein unklassisches „Mönchslatein“ handhabenden Geistlichkeit. Man sieht meist nicht das freilich immer mehr gestörte eigenartige nationale Geistesleben, aus dem doch wieder das Beste an der später erblühenden Kunsstdichtung entsprang. Das Unheilvolle war eben die Kluft zwischen der auf die Antike gegründeten höheren Bildung, deren Träger, ebenso wie auf dem Gebiet der Kunst, nach Karl d. Gr. nicht mehr der Hof, sondern lediglich der Klerus an den Bischofssitzen wie in den Klöstern war, und dem Geistesleben des Volkes, dessen Produkte von den Bildungsträgern tief verachtet waren und darum auch bei den höheren Laien immer mehr an Achtung verloren. Noch lebten im Volke die alten Gesänge, neue in diesem Geist kamen hinzu. Den alten Sänger der Vorzeit und der fränkischen Zeit hat nun der Spielmann abgelöst, der auch die Zeitereignisse in poetischer Form mitteilte und in die abgeschlossene ländliche Welt des Deutschen allerlei neue Kunde brachte, ebenso wie andere Fremde, der Krämer, der Bote, der Mönch, die, unbeschadet alter Gastlichkeit, gerade deshalb besonders willkommen sind, weil man von ihnen Neuigkeiten erwartete. Mit den Spielleuten mischten sich die Gaukler, die joculars, die Nachkommen der fahrenden Leute aus dem



römischen Reiche, und manch verkommener Kleriker. Durch letztere war wohl auch der der Kirchenpoesie entstammende romanische Reim schließlich die stehende äußere Form der Dichtung geworden. Schwänke und Lügendichtungen, auch allerlei, vielleicht früh die Geistlichkeit verhöhnende, derbe Geschichten wurden von diesen Spielleuten gepflegt und behagten den Hörern. So kam es denn früh zu einer Bekämpfung dieser Volksdichtung durch die Geistlichkeit. Um den „unzüchtigen oder mindestens eitlen Sang der Laien zu verdrängen“, schrieb im 9. Jahrhundert der Mönch Otfried von Weissenburg sein Evangelienbuch; aber das deutsche Gewand dieser geistlichen Reimdichtung zeigt ebenso wie die noch alliterierenden Kunstdichtungen der altsächsischen „Genesis“, des niederländischen „Heliand“, des oberdeutschen „Muspilli“, daß die Geistlichen doch auch schon früh die nationale Sprache benutzten, um im Sinne der Kirche, in deren Dienst man überhaupt alles zu stellen suchte, auf das Volk zu wirken oder durch heimische Sänger wirken zu lassen. Andererseits bedeutet diese nationale Färbung doch wieder eine erste Annäherung der Kultur an das Volkstum. Der alte Heldensang, der nach Karl d. Gr. lediglich unter dem Gesichtspunkt des Heidnischen von der Kirche bekämpft wurde, hielt sich am längsten wieder in Sachsen: hier sagte und sang man noch lange von Dietrich von Bern und Ermanrich. Aber im ganzen wird er immer mehr zur Volkskost, bis er im 12. Jahrhundert, wohl unter dem Einfluß der neuen weltlichen romanischen Dichtung, auch in vornehmeren Kreisen wieder Boden gewann. Im übrigen werden solche alten Gesänge auch von Leuten aus dem Volke selbst vorgetragen sein, und ebenso erzählte man sich sonst alte Sagen und Märchen, Tierfabeln u. dgl. oder pflegte altes Rätselgut und Spruchweisheit. Natürlich blühte der alte mit Tanz verbundene Volksgefang weiter, bei dem meist einer vorsang und die Menge nur beim Refrain einfiel.

Den geistigen Horizont des Volkes, der sonst in einem innig mit der Natur verbundenen, auf alter Erfahrung und Tradition fußenden Arbeitsleben unter der naiven Vorstellung einer Belebtheit der Natur mit guten und bösen Wesen beschlossen war — ein gemütliches Verhältnis hatte man insbesondere auch zur Tierwelt, vor allem zur Vogelwelt —, mag man niedrig nennen. Aber, abgesehen von den niederen Klerikern, die bei ihrer äußerst notdürftigen Bildung sich geistig kaum von der übrigen Masse, mit der sie in volkstümlicher Weise lebten, unterschieden, ist doch auch der Horizont der höheren Laienwelt ziemlich derselbe, nur daß

sich die Interessen der Großen auch auf Machtfragen, auf Einzelheiten der Verwaltung und wie die der übrigen Herren auf kriegerische Dinge, wenigstens kriegerische Ausbildung und Übung, und als Hauptunterhaltung auf die Jagd erstreckten. Diese wurde mehr und mehr ein Vorrecht der Herren, die ihrer Jagdleidenenschaft auch dann huldigten, wenn sie geistlichen Standes geworden waren und hohe Kirchenämter bekleideten.

Ein wichtiges Gebiet war damals noch ein gemeinsames Geistesgut der Hohen und Niederen, das Recht, dessen Lebendigkeit und Volkstümlichkeit wiederum ein Zeugnis der Bewahrung der Eigenart ist. Es war Stammesrecht, aus altem Herkommen erwachsen. Je nach der Entwicklung hatte sich nacheinander eine Kodifikation desselben ergeben (vgl. S. 25), aber die fremde Sprache und Schrift machten einen volkstümlichen Gebrauch der Rechtsbücher selbst unmöglich. Wo man eine bestimmte Entscheidung nötig hatte, gab ein Mann geistlicher Bildung in einem Kloster oder an einem Herrensitz Auskunft: denn Handschriften der Rechtsbücher liefen genug umher. Es scheint aber, als ob im 10. Jahrhundert ein Teil der vornehmeren Laien soweit der lateinischen Schulbildung teilhaftig wurde, daß man gerade die Rechtsbücher lesen konnte. Denn nach einer Chronik aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts konnten dies in der Jugend des Verfassers die meisten Edelleute. Im Volk lebte die Rechtskenntnis durch Überlieferung weiter, ja das Volk wirkte wie in der Vorzeit auch rechtsbildend und rechtschöpferisch, vor allem in seinen ländlichen Gemeindegerechten. Noch lebte auch die volkstümliche Organisation der Hundertschaftsgerichte. Die Entwicklung der Zustände machte im übrigen manche Weiterbildung des Rechtes erforderlich: so bezüglich der Verhältnisse der zahlreichen Abhängigen, bei denen bald ein Streben nach aufwärts einsetzte. Bei der Ausübung der Rechtspflege war ja schon seit der fränkischen Zeit das Volk, das in den Hundertschaftsgerichten die Urteilsfinder, die Schöffen, stellte, durch die wachsende Macht des leitenden Richters, des vom König eingesetzten Grafen, der den gewählten Volksrichter allmählich verdrängte, einigermaßen beschränkt. Jetzt mochten den Richter auch schon hier und da aus dem kanonischen Recht stammende römische Rechtsanschauungen beeinflussen, wie es z. B. die strengeren Strafen zeigen. Im ganzen aber bleibt es bei einer lebendigen Anteilnahme des Volkes.

Weiter bestätigt die Namenwelt, daß die alte Eigenart durchaus weiter lebte, sich freilich nicht mehr in Neuschöpfungen be-

tätigte. Die germanische, überaus reiche, vor allem die Kampfes- und Kriegsfreude widerspiegelnde Namenwelt ragt noch in die jetzige Zeit, bis ins 12. Jahrhundert, kraftvoll hinein. Ja, die naturgemäß mit dem Christentum einströmenden fremden Namen (insbesondere Heiligennamen), die zuerst unter dem hohen Klerus und bei den geistlichen Frauen auftreten, gehen im 10. und 11. Jahrhundert wieder zurück.

Auch das soziale Leben hält sich im ganzen von Beeinflussung durch die fremde Kultur frei. Jene frühzeitlichen Zustände, die vielfach denjenigen bei anderen primitiven Völkern entsprachen, entwickeln sich nun langsam und ziemlich ungestört weiter. Das Familienleben trägt noch das alte Gefüge, wenn auch die Bedeutung der Sippe stark geschwunden ist; so traten, wenn auch nicht bei allen Stämmen gleichmäßig, die Sippenfiedelungen vor den nur örtlich verbundenen Siedelungsgenossenschaften zurück. Der Hausvater herrscht mit alter Gewalt; in niederen Kreisen ist die Frau noch oft Arbeitstier; selbst in höheren muß sie gelegentlich Züchtigungen erdulden. Sentimentale Gefühle walten bei der Eheschließung nicht, wie andererseits keinerlei Weichheit den Kindern gegenüber besteht und in sächsischen Gegenden noch im 11. Jahrhundert Mißgeburten gelegentlich getötet werden. Die Ehe kam durch lange Verhandlungen der beiderseitigen Familienvertreter zustande; äußere, praktische, materielle Gründe sind, wie noch viel später, entscheidend. Die kirchliche Einsegnung dringt nur langsam durch und ist noch viel später nicht völlig allgemein. Frauenraub ist jetzt ein strafwürdiges Verbrechen. Das Eheleben verläuft in unbefangener Naturwüchsigkeit. Von einer besonderen Keuschheit ist jetzt noch weniger die Rede als früher, zumal nunmehr die Geistlichen häufig die Verführer spielten. Wohlhabende Grundherren hielten auch ungehindert Konkubinen. Aus den unehelichen Kindern mochte sich vielfach die Geistlichkeit ergänzen. Eigentliche Sittenlosigkeit herrscht auch im Westen jetzt weit weniger als zu fränkischer Zeit, am wenigsten sonst in Sachsen, wo auch die frühere Achtung vor Geist und Gemüt der Frauen noch am lebendigsten erhalten ist.

Unverkennbar tritt im sozialen Leben die Stärke des deutschen genossenschaftlichen Geistes hervor. Sie zeigen vor allem seit uralter Zeit die Gilden, die sich vielleicht aus den germanischen Geschlechtsverbänden entwickelt, von ihnen als wichtigen Kern des Zusammenlebens die Opfergelage — daher die Bedeutung der Gelage in späterer Zeit — übernommen haben und



wie ein familiärer Verband eine feste Schutzgemeinschaft für den einzelnen in allen Verhältnissen bildeten, durch Eidschwur zusammengehalten, später christlich gefärbt und den christlichen Bruderschaften angenähert. Sie zeigt ferner die nach Schwinden der Sippenfidelungen eintretende nachbarschaftliche natürliche Organisation mit ihren wirtschaftlichen Grundlagen und Zielen, sie zeigt die größere Markgenossenschaft. Ebenso tritt aber auch das scheinbare Widerspiel dieses Geistes hervor, der Individualismus. Er ist es, der staatlicher Zusammenfassung, der Bildung einer straffen Zentralgewalt noch immer widerstrebt. Nicht nur das Fürsichleben der Stämme ist dafür bezeichnend, sondern vor allem die egoistische Machtgier der einzelnen Großen, die trotz Karls d. Gr. Einschreiten später immer aufs neue den Königen und in den Stammesgebieten wieder den Herzögen widerstanden.

Noch war auch das alte Machtmittel der einzelnen Großen lebendig, die Gefolgschaft, gestützt auf die für die germanische Sittlichkeit bezeichnende Mannentreue, die später noch die Epik der Spielleute feiert. Wie sich in der Frühzeit immer nur die einzelnen Führer mit ihren Gefolgschaften als Hauptpersonen, ihre Stämme und Völker nur nebenbei gegenüberstanden, wie dann in der Heldensage der Gegensatz zwischen Goten und Römern völlig zurücktritt vor der Geschichte des einzelnen Helden mit seinen Getreuen, also vor allem Dietrichs von Bern (Theodorich), so ist es vielfach noch jetzt. Von staatlicher Auffassung ist keine Rede. Jene Gefolgschaft hat aber nunmehr, wie schon seit fränkischer Zeit, neue Formen angenommen; sie steckt in der (so seit dem 8. Jahrhundert mit einem keltischen Wort bezeichneten) Vasallität, für die wieder die gallische Kommendation (s. S. 24), die Ergebung von unfreien, landlosen und schutzbedürftigen Leuten in den Schutz eines Mächtigen, vor allem zum Dienst in Not und Krieg, eine Vorstufe gebildet hatte. Diese Klasse der Vasallen wurde immer zahlreicher, ergänzte sich auch immer stärker aus freien und bildete nicht nur die Umgebung des Königs, sondern auch anderer Großer. Sie war durch eine formelle Bindung (Treueid seit Mitte des 8. Jahrhunderts) vor allem zum Kriegsdienst verpflichtet, weshalb auch die geistlichen Organisationen Vasallen an sich fesselten. Da der Landbesitz durch die Ausbildung des Sondereigens die Grundlage der Existenz, seine Erträge die Hauptform des Unterhalts darstellten, war die Übergabe von Grund und Boden zur Nutzung die natürliche Entlohnung. Das Austun von Land auf Zeit gegen Abgaben hatte zuerst die Kirche für ihren

wachsenden Grundbesitz in der Form der römischen *Precaria* angewandt. Bei der Belehnung der Vasallen fielen aber die Abgaben fort: es war bloße Guttat, und so hieß das Lehen *Benefizium*. Bald gewann nun diese Belehnung dauernden, erblichen Charakter, und dies reizte immer mehr Leute zum Eintritt in die Vasallität an. So entsteht aus der Verbindung von Vasallität und Benefizialwesen das Lehenswesen, das zunächst nur der Schaffung eines Kriegs(Reiter)heeres diene — wie der König Land an die Großen verlieh, so verliehen diese es wieder an niedrigere freie, um Reiter zu erhalten —, das schließlich alle öffentlichen Verhältnisse im Mittelalter beherrschte und seine eigentliche Staatsform darstellt. Neben dem Kriegsdienst lag den Vasallen nämlich früh die Versehung von Ämtern ob, wie schon im germanischen Gefolge gewisse Funktionen verteilt gewesen sein werden, und die Entlohnung erfolgte ebenfalls durch Benefizium. Aus der praktischen, nicht rechtlichen Erbllichkeit der Benefizien ergab sich aber schließlich eine Erbllichkeit der Ämter, schon gegen Ende der Karolingerperiode. Sicherlich ist „das ganze System von einem Gegenseitigkeitsgefühl durchdrungen, das überhaupt alle mittelalterlichen Verhältnisse, so das zur Kirche, charakterisiert. Das Lehen verlangt von seinem Träger Treue: sie hielt trotz aller Eignsucht und Willkür den mittelalterlichen Staat zusammen“ (Gesch. der deutschen Kultur S. 65).

Der ganze Prozeß ist nun aber bezeichnend für das zielbewußte Macht- und Besitzstreben einer aristokratischen Schicht, die sich ebenfalls schon seit fränkischer Zeit über der Masse der Volksfreien erhoben hatte. Diese Heraushebung eines Adels ist ein natürliches Entwicklungsstadium bei den meisten Völkern, und wenn es bei den Sachsen aus bestimmten Gründen schon vor alters eingetreten war, so ist dieses Moment für die Franken und die ihnen angegliederten Deutschen wieder nur ein Beweis der selbständigen Eigenentwicklung auf Grund der fortschreitenden wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse: die Erscheinung trat daher noch später bei den Nordgermanen ein. Der Prozeß geht naturgemäß Hand in Hand mit einer Herabdrückung der Freien mit mäßigem Grundbesitz. Noch zu Beginn der fränkischen Zeit und später bildeten diese die große mittlere Masse, auf denen das öffentliche, das soziale Leben, der Kriegsdienst im wesentlichen ruhten. Über ihnen eine kleine Klasse von Großen, die durch Beute, durch Tapferkeit oder Klugheit, durch altes Ansehen in den Wanderungszeiten Macht erworben hatten

und vom König aus dem eroberten Land umfassender beschenkt waren. Unter den freien wieder eine größere Menge Unfreier, vielfach Romanen und Kelten. Ähnlich waren die Verhältnisse noch viel später in den innerdeutschen Gebieten, bei den Alemannen, Bayern usw., wo die freien mit kleinem Besitz noch lange in den Volksversammlungen in alter Weise zusammenkamen, überhaupt den Ausschlag gaben. Aber gerade in den eroberten Landen, im Frankenreich, hatte schon eine mit dem Eroberungsgeist einzelner und den auch weiterhin kriegerischen Zeiten zusammenhängende Umwälzung eingesetzt. Wir sahen bereits (S. 28), wie hier ein neuer Dienstadel freie in Abhängigkeit brachte, oft durch Mißbrauch der amtlichen Gewalt, wie diese dann auch von selbst sich oft in ein Schutzverhältnis begaben und ihren Besitz als Lehnsgut unter bestimmten Verpflichtungen wiedererhielten. Der Prozeß ging in karolingischer Zeit unaufhaltsam weiter: schon Karl d. Gr., der auf den neuen Adel sich für Krieg und Verwaltung stützen mußte, konnte nur gelegentlich offene Übergriffe strafen und kämpfte vergeblich gegen das System, mittelst dessen etwa der Graf den freien, der ohnehin in den kriegerischen Zeiten durch die Heerespflicht (Reiterausrüstung, da das Heer immer mehr zum Reiterheer wurde), durch häufige Naturalverpflegung von Großen, durch den Zehnten der Kirche gedrückt war, durch schikanöse Anwendung des Heeresbannes u. dgl. ruinierte oder in Abhängigkeit brachte. Die persönliche Freiheit galt auch immer weniger, wichtiger war der Landbesitz, selbst wenn er belastet war; auch sonst versprach das Abhängigkeitsverhältnis Vorteile. Am leichtesten aber begab man sich in den meist bequemen Schutz der seeligmachenden Kirche, deren steigender Grundbesitz auch immer mehr der Bewirtschaftung durch Zinsbauern bedurfte. Der Vorgang kommt in karolingischer Zeit keineswegs zum Abschluß, im eigentlichen Deutschland setzt er sich auch weiterhin mit einer gewissen Notwendigkeit fort.

Grundbesitz war die Quelle der Macht und des Wohlstandes: daher die Gier der schon Mächtigeren nach dessen weiterer Vermehrung, daher die Rodungslust der großen Grundherrschaft. Die Größe des Grundbesitzes aber erforderte wieder die Verfügung über Arbeitskräfte, d. h., da man nicht Lohnarbeiter haben konnte, über abhängige Leute, die als Unfreie, Hörige dem Herrenhof selbst dienten oder als Zinspflichtige das Einkommen vermehrten, die üppigere Existenz sicherten und zu allerlei Diensten Arbeitskräfte stellten, auch zur Erschließung des Wildlandes. Soweit es herrenlos war, machte dieses neben dem eroberten und dem konfiszierten



Land den mächtigen, anfangs im Wirtschaftsleben weit voranstehenden Besitz des Königs aus, der aber wieder durch Weiterbegabung die Hauptquelle für den Grundbesitz des Adels und durch Schenkung für den der Kirche war. Das Gut der letzteren nahm der Herrscher freilich zu Zeiten wieder wie Königsgut zur Belehnung anderer in Anspruch, was aber durch neue Schenkungen früher oder später ersetzt wurde. Das Königsland, das sich bald nicht mehr wie früher vermehren konnte, wurde durch jene Verleihungen allmählich stark gemindert. Die Kirche erhielt aber ebenso wie vom König auch von den Herzögen, weiter auch vom Adel überhaupt immer neue Schenkungen. Meist handelte es sich dabei freilich um Wildland, dessen planmäßige Kultivierung die traditionell überlegene Wirtschaftskunst der Kirche am besten verstand. Gerade deswegen wurden die Klöster von Fürsten und Grundherren gefördert, damals also die der Benediktiner. Dazu kam der von der Kirche immer (s. S. 45) angeregte Schenkungseifer und jene Übertragung von seiten der Kleinbesitzer. Im ganzen ist daher für den geistlichen Besitz eine Verstreuthheit der Güter charakteristisch. Die besitzlosen Abhängigen aber gebrauchte man zu Arbeitsdiensten, zur Rodung u. a. und setzte sie als Zinsbauern auf Neuland an, wie es auch die weltlichen Grundherren taten. Denn der diesen verliehene Besitz war auch meist Wildland. Seine weitere Vermehrung geschah dann auf die oben geschilderte Weise der Abhängigmachung anderer freien. Oft machte sich der überlegene Besitzer, dem zunächst die Führung von selbst zufiel, allmählich die ganze Markgenossenschaft untertänig, ohne besondere Übergriffe.

So hatte sich denn mittelst der Zusammenfassung größerer Mengen von Grund und Boden die sozial und wirtschaftlich nunmehr höchst wichtige weltliche und geistliche Grundherrschaft gebildet. Neben dem eigenbewirtschafteten Fronhof bestand sie aus mehreren dem hofrechtlichen Verband eng oder lose angeschlossenen Zinsgütern, aber auch aus solchen, die außerhalb desselben angeetan waren. Den Zusammenhang der Grundherrschaft mit der fortschreitenden Kultur mag man daraus erkennen, daß ihr Gebiet in erster Linie die am frühesten kultivierten Lande, der Westen und Süden, vor allem die eigentlich fränkischen Teile sind. Ihre Hauptzeit reicht etwa bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Ihre Bedeutung, die man eine Zeitlang zu hoch eingeschätzt hat, liegt einmal in der systematischen Erschließung des Wildlandes, zu der es eben einer Organisation bedurfte, weiter in der Durchführung höherer Wirtschaftsformen, der Einführung von

Spezialkulturen und der wirtschaftlichen Erziehung der agrarischen, in der Mehrheit wirtschaftlich immerhin selbständigen Bevölkerung, sodann in der Hebung und Verfeinerung der äußeren Lebenshaltung, wozu eben ihre größeren Einkünfte die Möglichkeit boten, also auch in einer Förderung der Kunst, endlich in der Übernahme einer Reihe von öffentlichen und Verwaltungsaufgaben, die ihr schon die Karolinger notgedrungen immer mehr überlassen hatten, zu deren Lösung aber auch die schwache Zentralgewalt in einem weiten Reich mit sehr unentwickelten Verkehrsverhältnissen noch nicht fähig war. In letzterer Beziehung kam nun die in karolingischer Zeit immer häufigere, als Entlohnung aufzufassende Verleihung von Hoheitsrechten bedeutsam hinzu, vor allem die der Immunität (s. S. 24), die zunächst Steuerfreiheit für geistliche, dann auch für weltliche Gebiete, schließlich Emanzipation vom Staat und Anmaßung von Hoheitsrechten überhaupt, vor allem auch der Gerichtsbarkeit bedeutete. Weiter ist dann der Zusammenhang von Grundherrschaft und Lehnswesen wichtig. Viele Lehnsträger wurden durch die erwähnte Erbllichkeit der Lehen zu Grundherren; andere Grundherren vermehrten ihren Besitz durch die Lehen. Vor allem aber trug die eingetretene, freilich erst später anerkannte Erbllichkeit der zu Lehen gegebenen Ämter, besonders des Grafenamts, dazu bei, daß die damit belehnten Grundherren, deren Macht noch durch die Erlangung der erwähnten Hoheitsrechte und ausgedehnten sonstigen Besitz gehoben wurde, sich schließlich zu Territorialherren auswuchsen. Auch die geistlichen Grundherrschaften erhielten durch jene Hoheitsrechte diesen Charakter.

Die mächtigsten, zu kleinen Staaten gewordenen Grundherrschaften haben dann die alten Gaue, die doch nicht rein geographische Bezeichnungen sind, vielmehr einst die Grundlage des öffentlichen Lebens bildeten, beseitigt, völlig etwa mit dem 11. Jahrhundert, wenn auch ihre Namen zum Teil im Volke ziemlich zähe weiterlebten. Anfangs fielen die Grafschaften mit den alten Gauen auch oft zusammen. Wie es keinen Gau und keine Gauversammlung der Freien mehr gab, so war auch die große Masse der Freien nicht mehr der Träger des öffentlichen Lebens. Es herrschte eine auf großen Grundbesitz gestützte Aristokratie, wenn man auch die Macht der staatlichen Gewalt nicht allzu sehr unterschätzen und ebensowenig vergessen darf, daß auch die ländliche Gemeinde nicht ganz bedeutungslos war.

Gewiß hatte die Entwicklung ein gutes Stück alten Lebens vernichtet: die größer gewordenen Verhältnisse hatten eine neue, geeignetere Organisation geschaffen, wieder übrigens selbständig-individualistischen Charakters. Auf der anderen Seite ist aber von einer Vernichtung der kleinen bäuerlichen Besitzer gar keine Rede. Im Gegenteil war die Übertragung des Eigens an Herren oder Kirche und seine Wiedergewinnung gegen Abgaben und Leistungen (Dienste) vielfach nur eine Sicherung vor dem Ruin in der kriegerischen und gewalttätigen Zeit. Gerade auf diesen Zinsbauern, nicht auf den wirklichen Unfreien, den Hörigen der Herrenhöfe selbst, beruht auch die eigentlich wirtschaftliche Leistung der Epoche, freilich unter Führung der Grundherrschaft. Denn an dem Eigenbau der Grundherrschaft ist in dieser älteren Epoche durchweg festzuhalten. Die Zinsbauern lebten auch in so mannigfaltig abgestuften Verhältnissen, daß die bevorzugtesten sich von freien nur wenig unterschieden, zumal die „Freiheit“ jetzt wenig bedeutete. Ferner hielten sich aber auch die eigentlichen freien in den Alpenländern, in den Marschgebieten der Nordsee, auch in Westfalen, zum Teil von den grundherrlichen Wirtschaftsfortschritten nicht berührt und daher rückständig. Man hat neuerdings auch für andere Gebiete die Minderung der freien durch die Grundherren bestritten. Sicher ist aber, daß die Herabdrückung schon in der Zeit der sächsischen Herrscher durch eine beginnende Aufwärtsbewegung der Zinsbauern wieder wettgemacht zu werden beginnt. Die Vermehrung der Lasten war zunächst durch eine frühe Fixierung derselben mindestens erschwert. Übrigens kamen sogar Unfreie durch jenes Austun von Land zu Zinsgütern, verbesserten also ihre Lage. Die besser gestellten Zinsleute aber hoben sich immer mehr und galten schließlich bei freieren Abhängigkeitsverhältnissen als frei. Allmählich geht auch der Schwerpunkt der wirtschaftlichen Tätigkeit von den Herrenhöfen auf die kleineren Zinsgüter über; es beginnt die Auflösung des grundherrschaftlichen Betriebes. Davon werden wir später hören.

Zunächst aber erfüllte die Grundherrschaft, überhaupt die Herrenschicht, jene kulturelle Mission in wirtschaftlicher Beziehung wie in Hinsicht höherer Lebenshaltung. Damit setzt die am Anfang aller höheren Kulturentwicklung stehende soziale Differenzierung stärker ein: ihrem Fortschreiten steht dann wieder das Streben nach Annäherung gegenüber. Die Beeinflussung der großen Menge bleibt freilich gering, und auch innerhalb der Herrenschicht werden die roheren Zustände oft nur durch Einzelheiten ein wenig ver-



feinert. Die Fortschritte verdankte man im wesentlichen romanischen Einflüssen, auch die wirtschaftlichen, abgesehen natürlich von der gewaltigen Rodungs- und Ausbautätigkeit selbst, einem Hauptverdienst der Grundherrschaft. Es war ein mehr quantitatives Verlangen nach immer neuem Kulturland, und die Kirche wurde diesem Verlangen vor allem dienstbar gemacht. Bei ihr war auch sonst die Führung, vor allem bei den Klöstern, wesentlich, weil sie italische und westfränkische, also im Grunde antike Traditionen in das innere Deutschland verpflanzten. Sie haben vor allem Muster für eine Wirtschaftsorganisation in größerem Maßstabe gegeben, wie einst der große Organisator Kaiser Karl. Unter ihrer Leitung wurde systematisch gerodet, der Körnerbau eifriger gepflegt, der Gemüsebau bereichert, der Gartenbau und die Obstkultur gehoben, ein sorgfältig betriebener Weinbau verbreitet. Der Garten in unserem Sinne, neben dem Baum(Obst)garten der Gemüse-, dann der Heilkräutergarten und damit der Anfang zum Ziergarten, geht recht eigentlich von den Klöstern aus, auch gerade seine regelmäßige Anlage, die allmählich künstlicher wurde. Der Weinbau dehnte sich in karolingischer Zeit schon weiter nach Osten und Nordwesten aus und später selbst in die Koloniallande des Ostens bis ins Ordensland, insbesondere wegen der gottesdienstlichen Verwendung des Weines von den Klöstern eingeführt. Wassermühlen verbreiteten sich durch sie von Westen her; in den klösterlichen Brauhäusern wurde besseres Bier gebraut, dabei der Hopfen (wohl aus Gallien) eingeführt, in den Backhäusern feineres Brot gebacken (schon wegen des Abendmahls, das auch den Wein verlangte). Die Fastenspeise zu gewinnen, legte man Teiche an und pflegte die Fischzucht. Die feinere Kochkunst ist wesentlich klösterlichen Ursprungs, ebenso die bessere Butterbereitung. Besondere Förderung fand die gewerbliche Arbeit, vor allem das Bauwesen (Steinbau), bis hinauf zu künstlerischer Tätigkeit. Die antike Tradition führte auch zu Wasserleitungen, und Brückenbauten waren häufig.

Solcher Verdienste, namentlich nach der organisatorischen Seite, entbehrt auch die weltliche Grundherrschaft nicht, wenigstens folgte sie vielfach dem geistlichen Vorbild (Gemüse-, Weinbau u. a.). Die Düngung wird jetzt die Regel — die Dreifelderwirtschaft war es seit langem —, der Wiesenbau stärker im Zusammenhang mit der Stallfütterung verbreitet. Die Viehzucht hob sich entsprechend ständig, wenn sie auch im allgemeinen jetzt mehr zurücktrat. Sehr gepflegt wurde die Pferdezucht (für Krieg und Reisen); wegen der Wolle nahm die Grundherrschaft auch die Schafzucht mehr und

mehr in die Hand. Die Betriebsformen des Ackerbaus blieben aber, wie noch lange, ziemlich die alten. Im ganzen sind, z. B. bezüglich des Obst- und Gemüsebaues wie der Bevorzugung des Weizenbaues, Unterschiede zwischen dem Westen und Osten noch immer bemerkbar. Es überwog sonst der Anbau zunächst des Hafers, dann des Roggens. — Die Kleinwirtschaft stand natürlich hinter der Grundherrschaft bedeutend zurück, namentlich bezüglich der gartenmäßig angebauten Früchte (Gemüse, Hanf, Flachs, Hopfen, Waid usw.) wie des Weinbaus, der Wiesenkultur, der Viehzucht. Das Schwein blieb das Haupttier des kleinen Mannes; ebenso war die Geflügelzucht wesentlich bäuerlich. Man muß aber bedenken, daß die Zinsbauern doch die eigentlichen Träger des Betriebes der Grundherrschaft waren. Im ganzen kann von einer noch lange dauernden, ziemlich gleichmäßigen Einfachheit des wirtschaftlichen Lebens, das meist wohl gedieh, gesprochen werden.

Und diese Einfachheit zeigen auch jetzt noch im wesentlichen die allgemeinen Lebensverhältnisse, so sehr die Steigerung der Gegensätze auf diesem Gebiet betont werden muß. Das Charakteristische ist das Überwiegen wie die Gemeinsamkeit der agrarischen Interessen, entsprechend der naturalwirtschaftlichen Gesamthaltung der Zeit. Eine besondere Bedeutung von Gewerbe und Handel ist dadurch ausgeschlossen, aber doch nicht jede<sup>1)</sup>. Auch das agrarisch-kriegerische Leben bedarf beider. Das Handwerk war größtenteils etwas vorgeschrittene Hausarbeit, besonders die Weberei. In der Grundherrschaft wurde nun die Weberei zu einem größeren Betrieb, dessen Trägerinnen aber die Frauen blieben, und auch sonst entwickelte sich dort eine umfassendere und zum Teil auch durch Arbeitsteilung spezialisierte gewerbliche Tätigkeit, namentlich nach der agrarischen Seite hin (Stellmacher, Müller, Bäcker, Brauer, auch Maurer). Der Schwerpunkt der Entwicklung liegt aber nicht bei der Grundherrschaft mit ihrer oft falsch aufgefaßten Organisation, sondern bei den mehr oder weniger selbständig arbeitenden einzelnen Leuten, die, obwohl vielfach zinspflichtig, doch in einem traditionell erlernten Gewerbe oder wegen einer selbsterworbenen Kunstfertigkeit für andere, insbesondere auch für Grundherren, in freier Weise tätig sein konnten. So gab es von altersher Schmiede, insbesondere Waffenschmiede, so

<sup>1)</sup> Vgl. die ausführliche Darstellung in meiner Gesch. d. d. Kultur S. 110 ff.

Töpfer, Böttcher, Drechsler, Seiler, Gerber und Sattler, so sehr früh jene friesischen Weber. Das höhere Kunstgewerbe, wie Erzguß, Edelmetallbearbeitung, Malerei, höhere Baukunst, aber auch fremdartigere Techniken, wie die Glasbereitung, blieben freilich wesentlich auf die Klöster beschränkt.

Knüpfte schon früh an die nicht an Ort und Stelle zu deckenden Bedürfnisse ein primitiver Handel an, heftete sich derselbe früh auch an bestimmte, lokal spezialisierte Produkte wie die friesischen Tuche oder an Waffen u. a., so war bei wachsenden Lebensansprüchen der Herrenschicht der Handel mit kostbaren Stoffen, Schmuck und Gerät, prächtigen Rüstungsstücken, feineren Genußmitteln und Gewürzen auch in einer agrarischen Atmosphäre bald notwendig. Neben dem an Versammlungsstätten, bei Festen, an alten Verkehrspunkten früh einsetzenden Markthandel mit den Produkten der Landwirtschaft, des Hausfleißes oder jener selbständigeren Handwerker entwickelte sich der Handel mit den begehrten Erzeugnissen der Fremde, des Orients insbesondere, aber auch mit gewissen Rohstoffen des Auslandes immer lebhafter. Er wird auch, abgesehen von gelegentlichen, herumziehenden Händlern, z. B. Mönchen, immer mehr von einer bestimmten Schicht getragen. Es überwiegen zunächst freilich die fremden Händler, die Juden vor allem, die Italiener, im Osten anfangs sogar die Slawen. Aber es gab auch früh einheimische Kaufleute; insbesondere vertrieben die Friesen (s. S. 38) nicht nur ihre friesischen groben Tuche, sondern vor allem auch die feineren englischen Tuche über die Lande und über See. Nach Osten hin herrschte bald der deutsche Kaufmann, auch nach Norden. Alle Welt schätzte auch den Kaufmann; er stand auf der Fahrt in des Königs Schutz, es wurden ihm besondere Privilegien in den Städten verliehen. Freilich war er auch als Objekt der Zölle begehrt, und das ursprünglich königliche Recht der Zollerhebung wurde von den Herren mehr und mehr offkupiert und in mannigfaltigster Weise ausgebildet.

Am meisten förderte den Handel das Aufkommen eben der Städte, also ständiger Marktorte mit einer dichteren, ungleichartigen, verschiedene Bedürfnisse entwickelnden Bevölkerung. Auch für jene selbständigeren Handwerker bedeutete der Zug in die Städte eine ganz neue Stufe: die größere Bevölkerung und die höheren Ansprüche förderten das Handwerk innerlich und äußerlich; auf ihm beruhte ja auch ein großer Teil des städtischen Handels. Die äußere Entstehung der Städte ist zu einem guten Teil, ebenso



wie bei den indogermanischen Völkern sonst, wie auch bei den Semiten, an die Burgen, von denen wir noch hören werden, anzuknüpfen, vor allem in Sachsen, dem neu in die Entwicklung getretenen Lande. Die unsicheren Zeiten treiben die Leute zu Siedelungen im Umkreise einer schützenden Burg; durch Gewerbe und Handel vermehrt sich die Bevölkerung; die natürlich zunächst dem Herrn der Burg gehörigen Orte erhalten jenen Marktcharakter. Die anfangs sehr primitive sichernde Befestigung, die sich in den unruhigen Zeiten oft auch in Dörfern (Kirchhöfen) wie bei Klöstern findet, dehnt sich auf den Ort selbst aus. „Burg“ bleibt die eigentliche Bezeichnung für das neue Gebilde, wie zahlreiche Städtenamen beweisen; „Bürger“ heißen die Einwohner. Ebenso wichtig ist nun aber die Entwicklung aus einem befestigten Dorf heraus, das durch günstige wirtschaftliche Bedingungen, als Salzort z. B., durch die Lage an Flußübergängen, Straßenkreuzungen usw. Bedeutung hatte. Oder die Marktsiedelung gliederte sich an ein Kloster an (wie ja auch Dorfsiedelungen sich früh um Kapellen [Zellen], die Wallfahrtsorte waren, bildeten), so in Hersfeld oder Gandersheim, oder an einen Bischofsitz (Bremen, Magdeburg, Paderborn), vor allem aber an eine königliche Pfalz (Goslar, Dortmund). Letztere wie die Bischofsitze befanden sich im Süden und Westen aber zunächst in den alten Römerstädten, die trotz ihrer Vernachlässigung immerhin Markttorte geblieben waren. Namentlich als Bischofsitze hatten sie besondere Anziehungskraft. Ihr Plan, die rechteckige Castrumsform mit rechtwinklig sich schneidenden Straßen wirkte dann wohl auch auf die älteren Neugründungen von Städten (s. S. 60). Immerhin handelt es sich im Westen häufig nicht um Gründungen, sondern um allmähliche Entstehung, und häufiger als ein regelmäßiger Grundplan ist die Unregelmäßigkeit der dörflichen Wohnweise zu erkennen.

Der Mittelpunkt ist immer der Marktplatz. Nach außen charakterisieren die Stadt die Mauern. Bei den Römerstädten waren diese lange vernachlässigt, erst das 9. und 10. Jahrhundert führten zu ihrem Wiederaufbau. Das aus dem Burgcharakter der Stadt hervorgehende weitere bedeutsame Entwicklungsmoment ist nun der Burgfrieden (Königsfrieden); an ihn knüpft der Stadtfrieden, ein die Stadt heraushebender Faktor, der auch das wirtschaftliche Leben schützt und fördert, vor allem Gewerbe und Handel. Der Königsfrieden ermöglicht erst den Charakter der Stadt als Markttort; er wird auch an Märkte, die ohne Burgenchutz an Verkehrspunkten aufkamen,

verliehen. Der Frieden bewirkt auch den Schutz der zuziehenden Anfreien: Stadtlust macht frei. Der Marktcharakter wird immer bedeutungsvoller für die Stadt; ein eigenes kaufmännisches Gewohnheitsrecht bildet sich aus; „mercatores“ heißen die Bürger, worunter freilich nicht lediglich Kaufleute von Beruf zu verstehen sind. Zunächst überwiegen überhaupt die verkaufenden Handwerker. Aber alles bleibt doch in agrarischer Atmosphäre. Grundbesitz war die erste Bedingung auch für den Bürger, wenngleich sich die Grundbesitzverhältnisse bald eigenartig (Zins an den Grundherrn ohne persönliche Beschränkung) gestalteten. Kaufmann und Handwerker trieben oft auch noch Ackerbau und Viehzucht; die Städte blieben zunächst Ackerbaustädte, und Stadtgemeinde und Landgemeinde unterschieden sich anfangs auch in den Römerstädten nicht. Die treibende Kraft des Handels zeigt sich erst später. Von größerem Verkehr ist nicht die Rede, dieser wurde auch am ehesten durch die kirchliche Bedeutung einer Stadt herbeigeführt. Die Ausbildung einer besonders gearteten städtischen Verfassung und Verwaltung setzte auch erst später ein. Keineswegs ist sodann die Überwindung der alten Städtefeindlichkeit, das Aufleben der Römerstädte, die Gründung neuer Städte oder die Entwicklung älterer Siedelungen zu Märkten nur aus den Bedürfnissen höherer Wirtschaft, überhaupt nicht aus der freien Volkskraft herzuleiten, wenigstens nicht vorwiegend. Die Städte sind vielmehr zunächst ein Werk der Herren, aus egoistischen Einkünfte- und Machtinteressen heraus sind sie auf dem Boden der Herren gegründet. Denn nicht nur im Osten bei dessen beginnender Kolonisation, sondern auch im Westen sind schon im 12. und namentlich im 13. Jahrhundert Städte durch weltliche und geistliche Fürsten planmäßig gegründet worden. Bei der intensiven Ausbau- und Rodungstätigkeit hatte man übrigens auch schon Dörfer nach einem gewissen Schema gegründet, die regelmäßigen Reihendörfer rechts und links der Straße mit dem Ackerstreifen dahinter (Wald- oder Hagenhufen), wenn auch das unregelmäßige Hausendorf das Gewöhnliche blieb. Die regelmäßige Anlage von Dorf und Stadt wird dann im Osten später Regel. Von den Herren wurden die Städte auch sonst gefördert, der Zuzug zu ihnen oft künstlich herbeigeführt, Marktprivilegien erworben, Befestigungen ausgeführt, Kaufstätten errichtet, Verwaltungseinrichtungen getroffen. Die Marktverwaltung ging dann freilich früh an den aufkommenden städtischen Rat (s. S. 113) über.

Und dieses Hervortreten der Herren ist nun über-

haupt das Charakteristische. Auch äußerlich sonderten sie sich jetzt schärfer von der Masse ab. Seit dem 10. Jahrhundert wohnen die Herren bei den immer kriegerischeren Zeitläuften immer längere Zeit, schließlich dauernd in den Burgen, zunächst in den alten „Fluchtburgen“ (S. 11), die es in Sachsen noch lange gab; die Herrenhöfe in deren Nähe werden bloße Wirtschaftshöfe. Andere Herren besetzen diese selbst oder führen, wenn ihnen keine Fluchtburg zur Verfügung steht, immer häufiger auf Bergen oder Erhöhungen Befestigungen auf, anfangs primitiver Natur, legen Besatzungen hinein, folgen aber bald selbst mit den Ihrigen. Auch in der Ebene errichtet man Burgen mit Wall und Graben, meist im Schutz umgebenden Wassers. Neben königlichen und herzoglichen Burgen entstanden solche Adelsburgen erst im 12. und 13. Jahrhundert zahlreicher. Es ist damit ein gewisses Heraustreten der Herren mindestens aus der agrarischen Eigenbetätigung gegeben. Es zieht die Herrenschicht immer weniger zur agrarischen Arbeit, mehr zum Genuß und vor allem zum Kriegsleben (s. S. 48). Der Kriegsdienst ist ein besondere ritterliche Übung erfordernder Beruf geworden. Von einem Volksheer ist keine Rede mehr: den niedrigeren Leuten liegen kriegerische Interessen größtenteils fern. Immerhin ist das Dasein im ganzen noch kein friedliches: die kriegerische Betätigung ist nicht bloß Freude und Stolz der Herren und ihrer Mannen, sie ist auch harte Notwendigkeit; die Zeit zwingt auch die niederen Schichten, wehrhaft zu bleiben. Aus dem gleichen Sicherungsbedürfnis heraus entsteht die Burg und damit schließlich die feste Stadt. Aber in den agrarischen Interessenskreis bleibt doch auch die Herrenschicht durchaus gebannt. Ein Teil ist mit dem Wirtschaftsleben noch tätig leitend eng verbunden; aber auch für den anderen ist doch die Grundlage der Existenz die agrarische Tätigkeit wenigstens der Zinspflichtigen. Mit dem wirtschaftlichen Gedeihen, mit dem Steigen der Naturallieferungen wächst dann aber die Neigung, ein bequemes Herrendasein zu führen, die Lebenshaltung üppiger zu gestalten.

Aber noch überwiegt doch, wie betont, im inneren Deutschland zumal, der Charakter altheimischer Einfachheit. Noch lange ist die Wohnung nach germanischer Weise aus Holz gebaut. In den Dörfern mochten die Bauten zuweilen sogar dürftig sein: das niedersächsische Bauernhaus ist noch heute zum Teil ein Fachwerkbau, dessen Zwischenräume mit Lehm beworfenes Flechtwerk bildet. In den innerdeutschen Städten überwogen die Holzbauten noch bis tief ins Mittelalter. Und auch der Herrenhof



zeigt zunächst den Wohnbau aus Holz, ebenso wie die Burg, für die erst die Einflüsse der Züge nach Italien und später der Kreuzzüge einen Wandel brachten. Auch dann blieben ungefüge Mauern aus Sammelsteinen noch häufig. Der Steinbau, auf dessen römischen Ursprung alle mit ihm zusammenhängenden Worte (s. S. 20) hindeuten, wie alle auf den Holzbau bezüglichen Worte (Balken, Brett, Halle u. a.) deutsch sind, dringt aus dem fränkischen Westen und dem Süden nur langsam in das Innere, d. h. zunächst nur, wie es auch dort die Regel ist, für die Pfalzen, Klöster und Kirchen. Letztere sind in Sachsen noch im 11. Jahrhundert meist aus Holz (Fachwerk). Wieder die Mönche waren die eigentlichen Träger des Steinbaus, zum Teil unter italienischem und französischem Einfluß. Aber das Holzhaus der Herren zeigte doch immerhin schon seinen besonderen Charakter. Wie die jetzt gewöhnliche Mehrzügigkeit an Stelle der alten Einzügigkeit zuerst im Hause der Vornehmen ausgebildet sein mag — die Absonderung einzelner Räume geschah zunächst durch Vorhänge (Wand) — und die Einzügigkeit nur noch in der Halle erhalten bleibt, so zeichnet sich dieses Haus auch sonst durch stattlichere, solidere Bauart, allmählich vielleicht durch ein steinernes Untergeschoß, bald wohl auch durch größere Seitenfenster aus. — Einen entsprechenden Unterschied von der großen Masse zeigt dann vor allem die Ausstattung des Herrenhauses. Die in jüngeren Gesellschaften auftretende Prunkliebe — der Reichtum wie die Macht müssen sich äußerlich zeigen, auch in dem Halten zahlreicher Dienerschaft — äußert sich in dem Verstecken der einfachen Holzflächen (in ihrem Bedecken mit weichen, wärmenden Stoffen zeigt sich aber ebenso das praktische Bedürfnis nach Wärme bei den nur mangelhaften Heizeinrichtungen). Teppiche deckten den Fußboden, wurden aber auch, von Frauenhand gewirkt und mit bildlichen Darstellungen geschmückt, an die Wände gehängt; weiche Kissen lagen auf den Sesseln und Bänken. Das Bett war reich mit Federkissen, auch mit Decken versehen; zu dem vielfach noch lange gebrauchten Strohsack des Unterbetts paßten schlecht die prunkvollen Bettvorhänge. Alt hergebracht war sodann die Vorliebe für kostbare Waffen wie für sonstige Arbeiten aus Metall, vor allem aus edlem, überhaupt die hohe Schätzung des letzteren sowie der aus dem Orient stärker einströmenden Edelsteine. Edelsteinbesetzte Goldgefäße, Elfenbeingeräte u. dgl. besaß vor allem wieder die Kirche. In die mittlere Herrschaft mochte dergleichen schon seltener kommen. Und den vereinzelt kostbaren Bechern, Schalen und Trinkhörnern,

den allgemein üblichen Teppichen und Kissen gegenüber war der sonstige Hausrat doch von der alten Einfachheit, ja Dürftigkeit, selbst bei weltlichen und geistlichen Fürsten. Die Möbel (Bänke, Tische und Truhen) mochten freilich reicher geschnitzt sein, auch zum Teil Metallbeschläge haben. Besonders dürftig blieb, wie noch lange, die Beleuchtung (Kienspäne, Fackeln, Näpfe mit Fett und Docht, selten noch Kerzen). Nach unten hin minderte sich der Hausrat natürlich erst recht.

In der Kleidung zeigten sich bessere Lage und größere Ansprüche wieder in einer prunkenden Stofffülle, die aber auch wieder wie das teure Pelzwerk das Wärmebedürfnis befriedigen soll, weiter in der Sucht nach selteneren, goldgewirkten Stoffen oder kostbarem Besatz und in der ausgiebigen Verwendung von Gold-, Silber- und Edelsteinschmuck an den Gewändern, auch an Schuhen und Hüten wie am Körper selbst (Ohrringe, Ketten usw.). Gürtel und Rüstung sind öfter vergoldet. Jugendlich-natürlich ist die Vorliebe für bunte, oft grelle Farben, überhaupt die Farbenfreude. Über einen farbigen Ärmelrock zieht man einen andersfarbigen ärmellosen; Mantel, Rock und Hosen sind verschiedenfarbig; die Grundfarbe eines Stückes variieren kleine Flecken in mannigfachen Formen von anderer Farbe; auch die Schuhe sind meist bunt. Trotz des Wechsels der Mode, insbesondere von weiten und engen Kleidern, herrscht in der Tracht noch im ganzen volkstümliche Gleichförmigkeit innerhalb der Stämme. Freilich, der kleine Mann blieb von jenem Prunk weit entfernt, wie ihm auch Stoffe von bescheidenen Farben (braun und gelb) zukamen. Schon trug er aber die früher seltene Kopfbedeckung (Stroh- oder Stoffhut oder Mütze). Haar und Bart wurden jetzt allgemein kurz getragen, nur anfangs bei den Sachsen noch nicht.

Auch in der Nahrung bestanden große Unterschiede zwischen der Herrschicht und der großen Masse. Hing diese noch an der alten, einfachen, in dem agrarischen Dasein natürlich reichlichen Speise, an dem Brei, besonders an dem volkstümlichen Hirsebrei, an gewöhnlichem Brot, Milch und Käse, an dem übrigens nicht regelmäßig genossenen Fleisch, besonders an Schweinefleisch, an festlichem, freilich nicht gehopftem (Hafer-) Bier, war ferner die Fischnahrung (auch der Genuß getrockneter Fische) wegen der kirchlichen Fasten auch im Binnenland stärker verbreitet, so war die Herrennahrung doch schon vielfach verfeinert. Das Muster gaben wieder die Klostergeistlichen als Verbreiter feinerer Backkunst, besser zubereiteter und gewürzter Gerichte, leckerer Eier Speisen, häufigen Gemüse- und Salat-

und vermehrten Obstgenusses (auch desjenigen fremder Früchte). Braten, vor allem Wildbret und Geflügel, waren, wie früher, dem Herrentisch besonders eigen. Die Neigung zu (den teuren) fremden Gewürzen ging früh über das Maß hinaus. Die stark gewürzten Speisen vermehrten den Durst. In der Trink- und Gelagefreude blieb man national und unterschied sich von dem kleinen Mann auch nicht in der rohen Vielessererei. Aber neben dem nunmehr auch gehopften Weizen- und Gerstenbier trank der Vornehme bei dem starken Weinbau schon häufiger Wein (Würzwein), selbst fremden, beides wieder nach geistlichem Muster, aber auch noch Met, der freilich feiner zubereitet war.

Man kann fragen, ob nicht die beginnende Verfeinerung des Lebens der Herrenschicht eine lebhaftere künstlerische Betätigung hervorgerufen hat. Indes ist diese höhere künstlerische Ausschmückung des Daseins wesentlich fremden Ursprungs. Wenn die einen neuerdings viel von einer spezifisch germanisch-deutschen Kunst sprechen, die anderen (vgl. S. 14) trotz aller Phantasie, die die Germanen besonders in ihrer Dichtkunst bewährten, „jene feinere sinnliche Reizbarkeit, die zur bildenden Kunst führt,“ leugnen (Dehio), so können jene in der Hauptsache nur auf die altnationale Übung der Holzschnitzerei und der Bemalung des Schnitzwerks hinweisen. Andererseits wären selbst nach Dehio die späteren Kunstleistungen der Deutschen nicht zu begreifen, wenn nicht „in einem sehr verborgenen Winkel der germanischen Volksseele auch ein Keim zu künstlerischer Anlage bereit“ gelegen hätte. Aber er sei lange unsichtbar geblieben. Es ist die antike, von der Kirche vermittelte Kunst, auf der die höheren Kunstschöpfungen wie der Romanen, so auch der Deutschen zunächst allein basieren (s. S. 24). Aber in unserer Epoche ist doch das bereits in karolingischer Zeit von den Franken gewonnene Verständnis vor allem für die Baukunst schon bedeutend fortgeschritten, sind die Eindrücke der fremden Bauten selbst in den sächsischen Gebieten erheblich tiefer geworden. National war freilich nur der Holzbau, an dem man noch lange (s. S. 61 f.) festhielt; aber er entwickelte sich nur in beschränktem Maße und war auch den auf feste Dauer und äußeren monumentalen Eindruck hindrängenden Anforderungen der weltbeherrschenden Kirche nicht gewachsen. Entscheidend war aber sein Widerspruch gegenüber der antik-kirchlichen Tradition. Sie wurzelte im Steinbau, und dieser wurde auch der Träger der höheren, von der Kirche beeinflussten Baukunst. Zunächst lernte man die Technik in Anlehnung an die bessere romanische Übung



langsam und schwerfällig, aber immer vollkommener beherrschen: erst im 12. Jahrhundert ist diese Periode der Aufnahme, in der indes viele höhere Elemente der späteren Zeit bereits wurzeln, zu Ende. Weiter aber wurde der Steinbau doch dem nationalen Empfinden vertrauter. Einerseits mußte auch für die große Menge der ständige Anblick der allmählich häufigeren Steinbauten ebenso wie der Innenschmuck derselben besonders durch die religiöse Wandmalerei — nur die Malerei, nicht die Plastik belebte und schmückte die weiten Flächen — eine innere Inanspruchnahme auch nach der künstlerischen Seite zur Folge haben. Andererseits kam aber der die Kunst tragende geistliche Teil des Volkes zu einer Weiterentwicklung der Traditionen in nationalem Geist, zu einer Verschmelzung bodenständiger Eigenart mit dem fremden Gut.

Gerade das am meisten kunst- und kulturarme sächsische Gebiet geht in der Ausbildung eines wirklichen Kunstlebens voran. Hier erblühten unter Bischof Bernward, freilich einer Ausnahmeerscheinung, in Hildesheim der Erzguß und andere Künste. Hier, in Gernrode und wieder in Hildesheim, entstanden die ersten Denkmäler des neuen romanischen Baustils, dessen Grundelemente der späten, christlichen Antike verdankt werden, der aber sonst die nach Aufnahme und Verarbeitung dieser Elemente lebhaft eintretende selbständige, wenn auch anfangs unbeholfene, fast rohe Betätigung künstlerischen Vermögens in hohem Maße zeigt. Man darf trotz der ähnlichen Entwicklung in Italien und Westeuropa den Stil als einen wesentlich, freilich nicht durchaus deutschen ansehen. Ungeschlachte, breit hingelagerte Massigkeit, urwüchsige Kraft, Ernst, Einfachheit und strenge Herbheit wie die individuelle Gestaltung in den einzelnen Landschaften beweisen seine Bodenständigkeit. Dazu kommen eigenartige Züge wie der Stützenwechsel, bei dem Säulen und Pfeiler abwechseln. Als sich unter den salischen Kaisern der Schwerpunkt des Reiches wieder nach Westen und Süden neigte, geht die Entwicklung entsprechend der reicheren Gestaltung des Lebens und der Lebenshaltung weiter. Die Bauten wuchsen in die Höhe, namentlich das Mittelschiff, die immer zahlreicheren und immer höheren Türme werden ein bedeutsamer, wechselnd geformter Faktor des Ganzen, die Fenster werden höher, die Außenflächen nunmehr auch sonst belebter, gegliederter, dekorativer ausgebildet. Überhaupt hatte die Gestaltung der Außenseiten des Baus von vornherein im romanischen Stil eine höhere Bedeutung gehabt als bei dem ursprünglichen Kirchenbau. Im Inneren

erhöht sich die Wirkung durch die als Konsequenz des Steinbaus sich ergebende Wölbung der Schiffe, die vorher eine flache Holzdecke abschloß. Dies Problem löste völlig freilich erst die Gotik. Die Kathedralen von Speier und Worms zeigen alle diese Veränderungen eindrucksvoll. Ganz dem Geist der Epoche entsprechend trägt auch der romanische Stil aristokratischen, vornehmen Charakter, selbst an künstlerisch nicht hochstehenden Bauten. Auch in äußerlicher Beziehung zeigt sich eine Verbindung mit dem aristokratischen Milieu. Die Herrscher, deren Hof ja nicht an einen festen Ort gebunden war, spielen bei den großen Bauten eine nicht unwesentliche Rolle. Dehio hat auch darauf hingewiesen, daß die großen Bauherren, die Bischöfe, meist dem Hofflerus entstammen. Leitung und Ausführung lagen bei allen Bauten, wie gesagt, in den Händen der Geistlichen, so wenig deren Können über die traditionellen Mittel lange Zeit hinausfam. Aber mit jenen gewaltigen Schöpfungen mußte die neue Kunst doch auch tiefer und tiefer in das Innere der Gesamtheit dringen, und mehr und mehr wuchs auch der Anteil der technisch allmählich besser ausgebildeten Laien am Bau selbst.

Weit fremder — deshalb auch nicht wie die Kunst nationaler gestaltet — blieben, wie wir (S. 46) sahen, der hohen und niederen Masse der Deutschen die von der Kirche geretteten geistigen Elemente der alten Kultur. Die karolingischen Bestrebungen waren bald zurückgegangen, an Stelle des Hofes war überhaupt die Kirche als wesentlichster Kulturfaktor getreten, aber auch innerhalb derselben wurden die Studien nur von einzelnen Benediktinerklöstern weitergepflegt, von St. Gallen, der Reichenau, vor allem von Fulda unter Hrabanus Maurus. In unserer Periode aber zeigen sich wieder Spuren eines größeren, natürlich von Geistlichen inspirierten Interesses an den geistigen Schätzen der Antike auch in Laienkreisen, wie damals ja auch in politischer Hinsicht das römische Kaisertum neu belebt wurde. Die neue Verbindung mit Italien unter den Ottonen wirkte da mit, wie schon auf künstlerischem Gebiet, wie auch auf dem des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens. Das war ja überhaupt das kulturell wichtige Moment der ganzen Kaiseridee, der politisch so unheilvollen italienischen Politik der deutschen Könige, daß die Deutschen dadurch erst recht an die höhere antik-christlich-romanische Kultur geknüpft wurden, daß deren Ausgleich mit dem nationalen Faktor, dem eigenen Volkstum, abermals einen Anstoß erhielt. Italien hatte die antiken Traditionen noch besser be-

wahrt als Frankreich, wenn es auch damals kulturell keineswegs hoch stand und in politischer und anderer Beziehung dem führenden mächtigen Deutschen Reich gegenüber durchaus eine untergeordnete, zum Teil empfangende Rolle spielte. An italische Einflüsse knüpft denn auch die ottonische Renaissance, wie zum Teil einst die karolingische, an, ebenso wie jene politisch in dem neuen Kaisertum gipfelnd. Sie ist aber nicht mehr an eine einzelne große Persönlichkeit gebunden wie jene. Italiener wie Gunzo von Novara, Rather von Verona, Eutprand von Cremona unter Otto I., wie Johannes, der Lehrer Ottos III., u. a. beeinflussten das geistige Leben Deutschlands. Italienisch gebildet war auch Ottos I. Gemahlin Adelhaid von Burgund. Durch sie kamen dann aber auch französische Einflüsse zur Geltung; diese förderte auch der hochbedeutende Gerbert von Reims (später Papst Silvester II.), der schon an Ottos I. Hofe, länger an dem Ottos II. weilte, und mit dem Otto III. als sein Schüler vertraut verkehrte. Westfränkisch beeinflusst war sodann Ottos I. Bruder und Kanzler Brun, später Erzbischof von Köln, die Seele des neuen Lebens, zugleich aber bezeichnend dafür, daß es im wesentlichen von Geistlichen getragen wurde. An den deutschen Bischofsitzen und in den Klöstern, vor allem St. Gallen, der Reichenau, Tegernsee, Gandersheim, begann eine gesteigerte Pflege der lateinischen Sprache und eine eifrige Beschäftigung mit den römischen Schriftstellern, und der geistliche Schulunterricht nahm einen starken Aufschwung. Lebhaft beteiligten sich an dieser Bewegung auch die geistlichen Frauen, weiter aber gewannen die Geistlichen auch an vornehmen weltlichen Frauen gelehrige Schülerinnen. Die Kaiserin Adelhaid förderte die Bildungsbewegung am Hofe Ottos I. eifrig; von späteren gelehrten Fürstinnen ist durch Scheffels „Ekkehard“ Hedwig von Schwaben allgemein bekannt. Das Interesse an der lateinisch-geistlichen Kultur steigerte sich bei den Herrschern selbst immer mehr. Otto I. zwar konnte nur wenig Latein und blieb ein homo illiteratus, sein geistlich gebildeter Sohn aber konnte ihm schon lateinische Briefe übersetzen und liebte die Bücher über alles, und bei Ottos II. und seiner griechischen Gemahlin Theophano Sohn Otto III. kam der Studieneifer, die Wertschätzung nicht nur der römischen, sondern auch der griechischen Bildung auf den Höhepunkt. Unverhüllt strebte er, sich von „der Roheit unserer sächsischen Natur“ loszumachen.

Es war hier also zu einer bewußten unnationalen Abwendung von der heimischen, halbbarbarischen



Eigenart gekommen. Diese in der Hauptsache formale Bildungsbewegung war freilich eine durchaus höfische wie die karolingische, von ihr blieb die Hauptmasse selbst der Herrenschicht ausgeschlossen. Immerhin reichte sie doch weiter in die Aristokratie hinein; nicht nur Frauen versuchten sich in lateinischer Konversation. Aber der eigentliche Träger und Pfleger des Ganzen war doch der Klerus. Indessen begegnete ihm bereits, soweit er dabei zu sehr ins Weltliche und Heidnische sich verlor, eine starke neuasketische Opposition aus seinen Kreisen, eine strenge Reformbewegung (s. S. 78 f.), die die sich segensreich entfaltende weltlich-kulturelle Betätigung der Kirche überhaupt heftig bekämpfte. Zunächst aber diente noch die Kirche mit Eifer aller höheren wirtschaftlichen, geistigen und künstlerischen Kultur, die freilich immer geistlich gefärbt blieb und nur von geistlichen Zielen ihre Berechtigung empfing. Und wenn die ottonische Renaissance zeigt, daß die von der Kirche getragene fremde Kultur nun etwas tiefer in die deutsche Welt eindrang, so war zugleich die Machtstellung der Kirche selbst und ihre Bedeutung im Leben der Nation eine ganz außerordentliche geworden. Welt und Kirche waren freilich noch vereint; die Herrscher förderten die Kirche durch Schenkungen, Immunitätsverleihungen u. a. wie durch die Gründung neuer Bistümer und zahlreicher Klöster auf alle Weise, zur Ehre Gottes, aber auch, um sie zu benutzen und sich auf sie zu stützen. Es war ein bewußtes System Ottos d. Gr., unter dem die deutsche Kirche ihre glänzendste Zeit zu erleben begann, die Kirche dem Staat dienstbar zu machen, dem christlichen Staat natürlich. Insbesondere stützte er sich auf die Bischöfe, die er auswählen konnte und überall förderte und begünstigte, die aber auch dem Herrscher am Hofe, in der Verwaltung und im Kriege dienten wie weltliche Vasallen und dabei zuverlässigere Stützen seiner Politik waren als jene, deren Machthunger stets einer kräftigen Zentralgewalt widerstrebt. Deren Ziel war immer die gerade bei den Bischöfen ausgeschlossene Erbllichkeit der erlangten Ämter und Machtmittel, die der erste Schritt zur Unabhängigkeit war.

Noch war die Kirche überhaupt in der Hand der weltlichen Herren, die ja auch die hohen Kirchenämter mit ihren Angehörigen zu besetzen strebten. Vor allem aber war sie jetzt in der Hand des Kaisers, der eben mit diesem Titel damals als der oberste Herr der ganzen Kirche erschien. Die Kirche ihrerseits glaubte gerade im Schutz des Kaisertums ihre universalen Tendenzen am besten gesichert. So war sie die beste Stütze des neugegründeten

römischen Reiches deutscher Nation, das unter den Sachsenherrschern in seiner verhältnismäßigen Geschlossenheit die unbezweifelte Hegemonie in Europa erlangte, zugleich auf ein kräftiges nationales Leben gegründet war, dabei zunehmendes wirtschaftliches Gedeihen und agrarischen Wohlstand sah, das sodann unter den salischen Königen weniger idealistisch erfaßt, fester ausgebaut und gekräftigt wurde und unter Heinrich III. auf den Gipfel seiner Macht kam. Die Kirche war aber auch das treibende Element in der kulturellen Aufwärtsbewegung, die Deutschland, dieses durchaus in agrarischer Sphäre lebende Land, damals im Gegensatz zu den in ihrer Entwicklung zeitweise stillstehenden romanischen Ländern erlebte.

---

## Viertes Kapitel.

### Die stärkere Durchdringung deutschen Lebens mit der antik-kirchlichen Kultur unter zunehmender Beeinflussung durch die Romanen: Aristokratische Epoche.

Wir nähern uns dem Höhepunkt des Mittelalters, und die Momente, die das eigentliche Wesen der mittelalterlichen Kultur ausmachen, treten schärfer in die Erscheinung. Das Mittelalter ist die kirchliche Epoche der Völker Europas. Aber wenn man auch sonst in der Entwicklung der Kulturvölker auf der Stufe agrarischen Daseins eine überwiegende Rolle priesterlicher Gewalt angenommen hat, so hat die mittelalterliche Kirche doch ihre besondere kulturgeschichtliche Bedeutung dadurch, daß sie, im Bereich der germanischen Völker wenigstens, als eine völlig fremde Macht, als Trägerin der Reste der Traditionen der bisherigen Weltkultur zu halbbarbarischen Menschen gekommen war und so die große Aufgabe des Ausgleichs zwischen deren natürlich-roher Art einerseits, den hohen sittlich-religiösen Idealen des Christentums und jenen Traditionen einer höheren weltlichen Kultur andererseits übernahm. Dieser Ausgleich, nur langsam vor sich gehend, hat das ganze „Mittelalter“ hindurch gedauert bis zum 15. Jahrhundert. Wie stark lange das Widerstreben des nationalen Wesens und wie entschieden die Bewahrung der natürlichen Eigenart war, haben wir eben gesehen. Aber mit der Zusammenfassung der kirchlichen Macht und ihrer strafferen Organisation, mit dem Hervortreten der universalen Tendenzen, die zunächst auch jener weltlich-politischen Einheit der Christenheit bedurften, wie sie wenigstens in der Idee des neubelebten Kaisertums lag, wuchs der Einfluß der Kirche. Eben durch jene kulturellen Traditionen wurde sie nicht nur zur Erzieherin der Völker, sondern erlangte durch ihre mit höheren Mitteln auch äußerlich organisierte Überlegenheit überhaupt ihre große Macht im ganzen mittelalterlichen



Leben. War sie ursprünglich nur als ein Teil der römischen Kultur gekommen, so war später die Kultur nur eine Begleiterscheinung der Kirche, nur im Rahmen der christlichen Kirche denkbar. So beherrschte die Kirche eben wegen ihrer Verbindung mit dem Weltlichen die Welt, umsomehr, als der Feudalstaat als Kulturbringer versagen mußte: alle Kultur wurde von ihr bestimmt, gipfelte in ihr.

Zunächst die Kunst. Daß überhaupt „die Künste, welches auch ihr Ursprung sei, jedenfalls ihre wichtigste, entscheidendste Jugendzeit im Dienste der Religion zugebracht haben“, hat Jakob Burckhardt in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ aufs neue betont. Vor allem bleiben die bildenden Künste lange in diesem Bannkreis, während die Poesie sich rascher emanzipiert. Bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts war so auch in Deutschland die ohnehin volksfremde Kunst nur die Dienerin der Kirche. Mit dem kirchlichen Wesen waren ja auch die Künste eng verbunden. Es war ganz natürlich, daß gerade das Kirchengebäude dem Volke die gewaltige Stellung, welche die Kirche als Mittelpunkt der mittelalterlichen Welt hatte, zum sichtbaren Ausdruck brachte. Wir sahen bereits (S. 64 f.), wie sich die Baukunst an dieser Aufgabe geschult und entwickelt hatte; sie wurde zugleich aber auch zur ersten Kunst und stellte die übrigen in ihren und ihrer hehren Aufgabe Dienst. Nur so hatte die ja ohne jeden Zusammenhang mit dem volkstümlichen Geist rein aus der antik-christlichen Tradition erwachsene Malerei ihre Bedeutung. Ihre Aufgabe war einmal, die großen Innenflächen der Kirchen zu schmücken. Schon in karolingischer Zeit pflegte man eifrig die Wandmalerei, aber erst aus späterer Zeit, vor allem aus dem 12. und 13. Jahrhundert sind uns Denkmäler erhalten. Aber nicht dem Kirchenschmuck allein, sondern den eigentlich kirchlichen Zwecken diente die Malerei. Sie brachte die Gestalten und Vorgänge aus der heiligen Schrift wie der Geschichte der Heiligen dem Volke nahe und religiöse Gedanken und Gefühle zu greifbarer Anschauung, lediglich schon um der Belehrung willen, im übrigen an feste alte Formen völlig gebunden. Die monumentale Plastik tritt noch völlig zurück, dagegen diente seit langer Zeit die Kleinplastik, durch den Import zahlreicher Geräte immer von neuem namentlich aus dem Osten, besonders wieder seit den Kreuzzügen, angeregt und fremde Elemente vermittelnd, eifrig gepflegt der Ausstattung und schönen Gestaltung der Kirchengeräte, in erster Linie die Elfenbeinplastik.

Ihr nahe steht die früh entwickelte Goldschmiedekunst, wie überhaupt die Kleinkünste das erste Betätigungsfeld der künstlerischen Produktion gewesen waren, aus primitivem Schmuckbedürfnis heraus. Auch ein Zweig der Malerei hatte im Rahmen der Kleinkunst seit langem eifrige Pflege genossen, die Buchmalerei, wie das Schriftwesen natürlich ganz im Dienste der Kirche. Sie kam in der romanischen Zeit, zumal in deren glanzliebender Blütezeit, auf ihre Höhe. Ganz zur Kleinkunst gehörten nach Dehios treffendem Urteil stilistisch und technisch auch die „nur durch ihre funktion monumentalen“ Erzeugnisse des bereits länger geübten Erzusses in den romanischen Kirchen, wie die Türen der Hildesheimer Domkirche. Aber es war doch der Anfang der monumentalen Plastik. Man kam dann zu gegossenen Figuren auf Grabplatten und auch zu solchen aus anderem Material; auch sonst macht sich die Skulptur im Inneren der Kirche allmählich stärker geltend. Vor allem aber beginnt sie das Portal mit Steinfiguren zu schmücken; damit treten wir schon in die Zeiten der Gotik, in der der in Frankreich ausgebildete „monumentale Stil“ nun eine ganz andere Rolle spielt als früher. Wir werden davon später hören. — Der Kirche dienten die bildenden Künste, in ihrem Dienst stand auch die Musik. Gesang wie Orgelspiel und zum Teil auch Instrumentalmusik waren eng mit dem Gottesdienst verbunden.

Unzweifelhaft verlieh diese religiöse Grundlage aller Kunstpflege besonders der Malerei und der Musik einen tieferen Gefühlsgehalt. Dieser Charakter der Kunst hatte auch sonst seine Vorteile. War die kirchliche Gedanken- und Gestaltenwelt bis zu einem gewissen Grade Allgemeingut, so hatte die Kunst, die sich nur in diesem Kreise bewegte, sogleich einen aller Welt verständlichen Charakter. Die traditionelle Gleichartigkeit der Kunst beförderte doch wieder, was auch Burckhardt betont, die Bildung von Stilen und verbürgte die Kontinuität der Entwicklung. Andererseits ergab die immer wiederkehrende Behandlung derselben Dinge einen gewissen Wettstreit, also eine immer gesteigerte Kunstpflege, weiter aber auch eine durch Einseitigkeit geförderte größere technische Vollendung im einzelnen. Eine wirklich schöpferische Produktion wurde durch jene Gebundenheit freilich stark gehemmt: am ehesten konnte die Baukunst sich freier entfalten. Die Anknüpfung an die Tradition ließ den Wirklichkeitsinn, die Lebenswahrheit nur sehr langsam aufkommen, wie die Wandmalerei zeigt; besseres wird in der weniger gebundenen Buchmalerei geleistet. Viel reicher entwickelt sich alles Ornamentale.

Mit dem zunehmenden kirchlichen Sinn, vor allem im 11. Jahrhundert, gewinnt auch die poetische Betätigung wieder stärker kirchlich-religiösen Charakter: von der heftigen Befehdung der nationalen weltlichen Dichtung war schon (S. 47) die Rede. Jetzt wurde als kirchliches Erziehungs- und Lehrmittel auch die deutsche Dichtung von den Geistlichen im 11. und 12. Jahrhundert eifrig gepflegt, und ihre lateinische Poesie konnte wenigstens in der Form des damals zuerst auftauchenden geistlichen Spiels (in der Kirche, dann auf den Kirchhöfen) auf das Volk wirken.

Gänzlich geistlich bestimmt und von Geistlichen getragen war die gesamte höhere geistige Kultur, die lateinische Bildung, dem nationalen Wesen, wie gesagt, noch fremder als die Kunst. Alle Bildung wurzelte in der Beherrschung der lateinischen Sprache, die Kirchen- und Kultur-, Urkunden- und Geschäftssprache war. Sie war also noch in lebendigem Gebrauch und erfuhr demgemäß manche Umformung, ja Entstellung. Aber das Muster für die Bildung blieb doch immer die Sprache der römischen Autoren und der Vulgata, der lateinischen Bibelübersetzung. Ihre Handhabung war den Deutschen natürlich schwerer als den Romanen, die deshalb auf deren oft barbarisches Latein herabsahen. Aber das gerade in der Zeit der ottonischen Renaissance zu völliger Monopolstellung durchgedrungene Latein mußte erlernt werden. Die Schule war das Mittel. Das dem späten römischen Altertum entnommene und in fester Tradition fast ungeändert durch das Mittelalter fortgepflanzte Schulwesen war völlig in geistlichen Händen und geistlichen Zielen unterworfen. Die alten Disziplinen des (elementaren) Triviums: Grammatik, Rhetorik, Dialektik und des (höheren) Quadriviums: Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie, einst für weltliche Bildung berechnet, blieben das feste Schema auch für die Heranbildung der Geistlichen, namentlich seit Hrabanus Maurus. Indessen waren von diesem spätantiken System der sieben freien Künste die formalen Wissenszweige des Triviums für die Meisten die Hauptsache und bei den spärlichen Lehrkräften oft nur einer dieser Zweige, vor allem die Grammatik, die aber nicht nur die Beherrschung der Prosasprache, sondern auch das im Mittelalter wichtige Versmachen in sich schloß. Nach dem elementaren Unterricht (Donat und Priscian waren die Haupthandbücher) las man, unter ständiger Übung im Lateinsprechen, römische Autoren, vor allem Vergil und Cicero. Die Rhetorik lief auf die Kunst, Urkunden und Briefe abzufassen, hinaus (ars dictandi), wofür immer zahlreichere Formelbücher die



Grundlage bildeten. Auf ihr beruhte die Herrschaft der Geistlichen in der Kanzlei der Großen. Die Dialektik gewann erst später zur Zeit der Scholastik größere Bedeutung. Von den „realen“ Fächern des Quadriviums erlernte die große Mehrzahl nur einiges Elementare, namentlich aus der Astronomie ein wenig von der für die Datierung der Feste, vor allem des Osterfestes, wichtigen Kalenderberechnung (*computus*). Hierzu hatte man auch von der Arithmetik etwas Rechenkunst, deren Elemente überhaupt allgemein gelehrt wurden, nötig. Ein bewunderter Meister und Förderer der Quadrivialsfächer war der gelehrte, als Zauberer verschrieene Gerbert von Reims.

Im ganzen beschränkte sich der Schulbetrieb auf das Notdürftigste, der Kirche Unentbehrliche; gelehrte Meister zogen daher auch Schüler von weit her an. An Stelle der römischen Grammatiker- und Rhetorenschulen waren in fränkischer Zeit allmählich Kloster- und Bistumsschulen getreten. Die Angelsachsen förderten dann das fränkische Schulwesen besonders, die Hauptsache tat aber wieder Karl d. Gr., freilich rein zum Zweck der Bildung von Geistlichen. Nach einer Periode des Verfalls nahmen die Schulen in sächsischer Zeit wieder einen neuen Aufschwung. Von den vor allem den Benediktinern verdankten Klosterschulen kamen viele zu großer Blüte, und von den Domschulen, die seit Ausgang des 10. Jahrhunderts mehr hervortraten, aber später mit der Verweltlichung des Stiftsklerus verfielen, nicht wenige desgleichen. Bei beiden war übrigens auch bis zu einem gewissen Grade für die Bildung der Laien gesorgt; es gab für sie besondere „äußere“ Schulen. Man erwartete von ihnen, die in der Regel höherer und meist guter Herkunft waren, einen gewissen Entgelt durch Schenkungen der Eltern. Auch dieser Laienunterricht war vor allem von kirchlichen Interessen geleitet, wie ja schon Karl d. Gr. mit seinem Hindrängen auf Unterweisung des ganzen Volkes nur eine Art Katechese im Auge hatte. Es scheint sich nun, wie bereits (S. 48) erwähnt, in den ottonischen Zeiten eine gewisse Schulbildung bei vornehmen Laien etwas weiter verbreitet zu haben, im Gegensatz zu den Zeiten nach Karl d. Gr. Im 10. Jahrhundert versuchten einzelne Edelleute den Vergil zu lesen und verstanden zum Teil, was zu ihrer Zeit in der fremden lateinischen Sprache gedichtet wurde. Daß die Frauen, die häufig in einem Frauenkloster der geistlichen Schulbildung teilhaftig wurden, die Männer aber in dieser Beziehung weit überragten, schon vor der ottonischen Epoche, deuteten wir bereits (S. 34, 67) an. Die Gemahlinnen aller sächsischen und

salischen Herrscher sind dafür ein Beweis. Das war erst recht der Fall, als nach jener Episode bei den Männern die alte Abneigung wieder durchbrach. Diese wird in der Mitte des 11. Jahrhunderts von Wipo als charakteristisch für die deutschen Herren hingestellt und war es sicherlich auch, früher und später. Das zeigt sich u. a. darin, daß jedesmal beim Erscheinen eines neuen Herrschergeschlechts der erste (Heinrich I., Konrad II.) immer völlig ungebildet und erst den Nachfolgern die geistliche Bildung in ihrer Jugend übermitteln wurde. Bei der ganzen Laienbildung lief es nun im besten Fall auf ein Lesenkönnen der „Briefe“ (Urkunden) wie der Bücher und eine gewisse mündliche Beherrschung der lateinischen Sprache hinaus: rein geistliches Monopol blieb aber das Schreiben.

Auch die Schreibe­­tätigkeit stand im Dienste der Kirche. Nur durch das Abschreiben konnte man, wie im großen einst im Altertum, die geistige Tradition festhalten und weiterverbreiten. Dies war die verdienstliche Pflicht vor allem der Mönche. Zu den aus dem späten Altertum eben durch die Kirche geretteten Handschriften mußten immer neue treten, die dann die Bibliothek des Klosters bildeten, vor allem Abschriften der Bibel, der Werke der Kirchenväter usw., weiter der für den Gottesdienst nötigen Bücher, der Messbücher, der Evangeliare, der Antiphonarien usw., sodann der kirchenrechtlichen Sammlungen, aber doch auch der heidnischen Autoren, der griechischen (Aristoteles, Euklides) in lateinischer Übersetzung, nicht um ihrer selbst, sondern um des Studiums der lateinischen Sprache und nötiger sachlicher Kenntnisse (Baukunst, Heilkunde usw.) willen. Überdies suchte man die Dichter bisweilen durch die christlichen Dichter der Spätzeit zurückzudrängen, wie den Vergil durch Prudentius. Ferner schrieb man die erwähnten grammatischen und sonstigen, vor allem die enzyklopädischen Handbücher für das Studium der freien Künste ab, wie den Marci­­anus Capella, Cassiodorus, Boethius und deren Nachfolger; ebenso endlich die großen Geschichtschroniken (Hieronymus usw.). Dazu trat nun die Schreibe­­tätigkeit für die geschäftlichen Bedürfnisse des Lebens, die Anfertigung von Urkunden und Registern, die Abfassung von Briefen usw. Weiter übten dann die höherstrebenden Geistlichen auch eine eigene schriftstellerische Tätigkeit aus: dieser erging sich in geistlichen Dichtungen, in der Regel sehr schulmäßigen, formalen Charakters, jener schrieb die Annalen seines Klosters oder Bistums, ein anderer die Geschichte seines Heiligen, ein vierter erläuterte die heilige Schrift oder war groß

in theologischen, kirchenrechtlichen, kirchenpolitischen Traktaten. Der Schreibunterricht war also für den Geistlichen äußerst wichtig, und seit dem Wirken Alkuins unter Karl d. Gr. wurde auch die Schönheit der Schrift eifrig gepflegt, ebenso wie man die Handschriften durch Illuminierung, d. h. zunächst durch Rotmalen der Initialen und deren weitere Verzierung durch Ornamentmalerei, dann auch durch figürliche Bildchen, prächtiger ausstattete und die mühsam hergestellten Werke kunstvoll band, selbst in Elfenbein mit kostbaren Beschlägen. Der Stoff, auf dem man schrieb, war jetzt vor allem das Pergament, das besonders dazu hergerichtet werden mußte und schwierig zu beschreiben war.

Es ist klar, daß das Studium der Geistlichen, dessen Krönung immer die Theologie war, zum Teil einen weltlichen Charakter tragen mußte. Nicht sowohl die Beschäftigung mit der praktisch verwertbaren heidnischen Literatur, wie dem Vitruvius für das Bauwesen, als diejenige mit den Dichtern konnte die Hinlenkung zum Weltlichen allzuleicht fördern. In der ottonischen Epoche zeigte sich bei der so einflußreichen Verbindung mit Italien nicht nur überhaupt ein stärkeres Interesse an den Handschriften antiker Autoren, die man zahlreich nach Deutschland brachte, sondern auch eine ausgesprochene Vorliebe für den Inhalt der Dichtungen eines Terenz, Ovid, Horaz, Martial, Juvenal, Persius. Ovids Liebestkunst wurde auch von Nonnen nicht immer mit Abscheu gelesen. Strengere Gemüter hatten früh vor der Beschäftigung mit den heidnischen Autoren gewarnt, die andererseits bereits der hl. Basilius verteidigte. Auch ein Papst verwarf nachdrücklich solche Lektüre, Gregor I. In der ottonischen Zeit mehrten sich derartige Stimmen, und Ottos I. geistlicher Bruder Brun wurde wegen seiner Bestrebungen mit Mißtrauen angesehen. Die asketische Weltanschauung führte diese Strömung dann völlig zum Siege. Schreckhafte Visionen hatten wie einst den hl. Hieronymus, so schon den studieneifrigen Ermenrich wegen der heidnischen Lektüre geplagt: jetzt traten sie in gesteigerter Form auf, wie bei Otloh von St. Emmeram. Die Beschäftigung mit der Antike, die man bisher wenigstens als formales Hilfsmittel duldet, galt nun überhaupt als Teufelswerk. Im 12. Jahrhundert wollte man selbst von den juristischen und medizinischen Autoren nichts mehr wissen, ohne daß in Wirklichkeit freilich die Beschäftigung mit der Antike entbehrt werden konnte.

Das Verhältnis zu ihr ist kulturgeschichtlich mehrfach interessant. Die Antike ist immer nur äußerlich geschätzt worden. Ihr



Inhalt ſchreckte wegen ſeiner häufigen „Sündhaftigkeit“ immer ab. Von ihrer geiſtigen Freiheit, die etwa anstecken könnte, ahnte man nichts. Die Antike war vielmehr, ſoweit ſie akzeptiert war, eine Autorität, die das Geiſtesleben genau ſo band wie die Autorität der Kirche. Man ſchöpfte aus der durch jene Enzyklopädien vermittelten Tradition ſchematiſch unkritiſierbaren formalen und ſachlichen Bildungſtoff. Auch was gedanklich von der Antike übernommen war, blieb feſte Norm. Waren nun die beiden Autoritäten der Antike und der Kirche in unauflöslicher Verbindung beſtimmend für das mittelalterliche Geiſtesleben, ſo muß jener Widerſpruch zwiſchen beiden das wichtigſte Problem der mittelalterlichen Weltanſchauung berühren. Die Sache liegt einfach. Die Antike iſt in Kunſt, Technik, Wiſſenſchaft und Dichtung zwar Grundlage der von der Kirche vermittelten Kultur, aber immer nur Dienerin der Kirche. Denn alles Können und Wiſſen hat ſeine Berechtigung nur in Gott, die Theologie iſt das Endziel aller Wiſſenſchaft. Soweit die Antike aber der Weltlichkeit dient, iſt ſie verwerflich, iſt des Teufels. Es war die Anſchauung des hl. Auguſtinus, der das irdiſche Daſein, wie es in Staat und Geſellſchaft die verfallende Antike geſtaltet hatte, verdammte und ihm das Ideal des chriſtlichen Gottesſtaates gegenüberſtellte. Es war der die mittelalterliche Weltanſchauung charakteriſierende große Gegenſatz zwiſchen Gott und Welt, der zur Verneinung der Welt überhaupt führte oder doch zu dem Beſtreben, das irdiſche Daſein jenem Ideal des jenseitigen Gottesſtaates nach Möglichkeit zu nähern. Dieſe Aufgabe hatte die Kirche, die von Gott eingesezte Heilsanſtalt, die im Intereſſe des Heils der Menſchheit auch die Welt beherrschen mußte. Biſher hatte die Kirche praktiſch auch im Dienſte ſtaatlicher Aufgaben geſtanden und hatte neben der Verbreitung des Chriſtentums die weltliche Kultur ſtark gefördert. Es beginnt nun mit dem 11. Jahrhundert eine ſtaatsfeindliche und (teilweiſe wenigſtens) kulturfeindliche Epoche der Kirche.

Es iſt eine Bewegung, die auf der in der menſchlichen Entwicklung immer wieder auftretenden Erſcheinung der Reaktion beruht, ebenſo wie die eben ablaufende nationale Lebens Epoche zum Teil eine Reaktion gegen den erſten Akt der Aufnahme des kirchlichen Romanismus darſtellt. Die Kirche hatte die Anfangs Epoche ihrer Herrſchaftsbegründung in deutſchen Landen hinter ſich. Aber ſie war dabei als Bringerin der Kultur wie als Stütze des Staates ſtark über das rein religiöſe Gebiet hinausgegangen. Weiter

hatte aber auch die engere Verbindung mit dem deutschen Wesen gewirkt. Die Geistlichen konnten in Lebensauffassung und Lebenshaltung ihre deutsche Eigenart nicht ganz verleugnen, nicht nur die oft adligen Bischöfe und Äbte, nicht nur die Weltgeistlichen, sondern auch die Mönche. Hier die kriegerischen und politischen, dort die agrarisch-wirtschaftlichen Interessen taten auch das ihre. Die Kirchenämter wurden als höchst einträglich von Adligen durch allerlei Mittel, auch durch Kauf zu erwerben gesucht: ebenso dienten die Frauenklöster, die überdies jene Aufgabe der Erziehung der vornehmen Töchter hatten, der Versorgung der unverheirateten Frauen. Das Resultat war seit dem 9. Jahrhundert eine starke Verweltlichung der Kirche, neben der aber alsbald jene schon erwähnte asketische Gegenbewegung einherging und sogar die Laien ergriff. Waren die Stiftsgeistlichen und die niederen Pfarrgeistlichen einem weltlichen Leben zugetan, so lebten auch die Mönche, zumal bei den reichen Einkünften vieler Klöster, vielfach materiell recht gut, unter größerer oder geringerer äußerlicher Beachtung der Regel, waren eifrige Landwirte oder Gelehrte oder Künstler, im Punkt der Sitten tolerant und unbefangen.

Das Papsttum versagte diesen Zuständen gegenüber durchaus: es lag im 10. Jahrhundert äußerlich und innerlich darnieder. Viel mehr waren die Herrscher zur Abhilfe bereit, wie sie ja auch ihren späteren Gegner, das Papsttum, selbst erst wieder gehoben und gestärkt haben. Gerade jene Verbindung mit Italien, wo ein fanatisches Asketen- und Klausnertum aus den niederen Klassen am gewaltigsten emporstieg, mochte Otto I. nicht nur der antiken Bildung, sondern auch kirchlichen Reformen stärker geneigt gemacht haben. Er ernannte Freunde derselben zu Bischöfen, drang auf Abhaltung von Synoden und begünstigte, wie noch stärker sein Bruder, Erzbischof Brun, jene Bewegung, die von Lothringen, dem so oft für das übrige Deutschland maßgebenden Lande, sich ausbreitete und vor allem das entartete Klosterleben, wie schon früher und immer wieder später, seinen Ideen und Zielen, seiner „Regel“ wieder entsprechend zu gestalten suchte. Nach einem zeitweiligen Rückgang der Bewegung — obwohl Otto III. von ihr in Italien beeinflusst wurde — drang sie dann zu Beginn des 11. Jahrhunderts stärker durch, jetzt von Frankreich her, getragen von dem Kloster Cluny, das an der Spitze einer ganzen Kongregation von Reformklöstern stand und durch eine entsprechende, von Richard von Verdun geleitete lothringische Kongregation auf Deutschland wirkte. Der fromme Heinrich II.

begünstigte die Reformbewegung, die indes bald wieder zurückging. Auf Heinrich III. wirkte dann später Cluny direkt ein, jetzt aber schon durch den Einfluß eines reformerisch gesinnten Papstes, Leos IX. Unter Heinrich IV. endlich waren das treibende Moment die nun ebenfalls reformeifrigen Bischöfe, vor allem Anno von Köln; die Führung hatte jetzt völlig das Papsttum.

Die cluniacensische Bewegung hatte nicht mehr das Grob-Massive der früheren Askese: sie war äußerlich kultivierter (in Kleidung, Nahrung und Verkehrsformen), dafür aber innerlich fanatischer, finsterner, raffinierter (blutige Selbstgeißelung, Ausdehnung des Schweigegebots, ständiger Gottesdienst), unindividuell, diszipliniertes, kurz — romanisch. Echt romanisch war aber auch das Zentralisierte der Bewegung. Eben im Papsttum, es zugleich dadurch stärkend und leitend, hatte Cluny, dessen Ideen dann neugegründete Orden (Prämonstratenser, Cistercienser) fortsetzten und verschärften, eine direkte Spitze für die von unten kommende Bewegung unter Ausschaltung der bischöflichen Macht gesucht und gefunden. So war die Bewegung eine neue Welle der Romanisierung des in seiner Eigenart und Unbotmäßigkeit noch immer nicht gebrochenen Germanentums. Und sie ergriff, freilich in einer ihr durch Wilhelm von Hirsau gegebenen gröberen, dem deutschen Wesen angepaßten Form, nun auch Deutschland in ausgedehntem Maße, vor allem imponierte sie gerade den Laienkreisen. Immer neue Klöster, aber auch immer stärkerer Andrang zu den Klöstern. Und daneben das neue Institut der Laienbrüder, die in verschiedenen Abstufungen halbklösterlich lebten und sich aus hohen und niederen Kreisen ergänzten, übrigens vor allem die wirtschaftliche Tätigkeit auf sich nahmen. Innerhalb der Kirche setzte sich die Bewegung jetzt völlig durch, zumal das Papsttum sie als Stärkung seiner eigenen Macht erkannt hatte. Verbannen sollte man alles Weltliche, nur der Kirche ergeben sein! Die Weltgeistlichen der Stifter wurden immer klösterlicher organisiert. Vor allem griff man auch bei den Pfarrern, die zum großen Teil wie die Bauern lebten, verheiratet waren usw., durch, freilich unter heftigem, lange dauerndem Widerstand, besonders gegenüber dem nun streng gebotenen Zölibat. Jetzt kam auch jener Kampf gegen die Antike als weltliches Element auf den Höhepunkt, und damit trat ein arger Verfall der gelehrten Studien überhaupt ein, ebenso der künstlerischen Bestrebungen. Nicht mehr eine das weltliche Wohl der Laien mitfördernde, sondern nur eine ihrem Seelenheil dienende Anstalt wollte die Kirche



sein. Aber auch der Laie sollte rein kirchlich denken und nicht mehr an weltlicher Unterhaltung, wie sie die heimischen Spielleute boten, nicht mehr an üppigem Leben, wie es damals einsetzte, Gefallen finden. Der Krieger sollte, wenn denn schon gekämpft werden mußte, für die Kirche kämpfen. Vor allem aber sollte die Macht der Kirche untertaft werden, die nun einmal die Welt regierte, die weltliche Obrigkeit, der Staat. Der Kampf um diesen Preis mußte ausgefochten werden, vor allem dem großen Reich gegenüber, das gerade auf Betreiben der in seinem Schatten sich Macht und Sicherheit versprechenden Kirche die Traditionen des römischen Universalreichs wieder aufgenommen hatte, dem deutschen Reich. Bisher lag die Herrschaft über die Kirche in den Händen seiner Könige. Otto I. hatte überdies eine nationale Kirche von ziemlicher Geschlossenheit, gestützt auf die Bischöfe, mit der bloßen Dekoration eines unselbständigen Papsttums geschaffen; Otto III. hatte sich mit den spezifisch kirchlichen Ideen so erfüllt, daß er das Papsttum in seiner eigenen Sphäre zu beherrschen unternahm; die späteren Herrscher versuchten schon eine „Germanisierung des römischen Papsttums“ (unter Heinrich III. vier deutsche Päpste)<sup>1)</sup>. Jetzt hatte die Kirche selbst die Ziele des alten römischen Universalreichs aufgenommen, aber sie wirklich universal gestaltet. Sie hatte jetzt in dem Papst einen wirklichen absoluten Herrscher und zugleich die früher landschaftlich auseinandergehenden Kirchen mit einem einheitlichen, disziplinierten kirchlich-fanatistischen Geist erfüllt. Der Papst über dem Kaiser, das war nun die Konsequenz der Lösung: Gott, nicht Welt. Den Kampf führte ein Papst, der die ursprünglich von solchen Zielen freie Reformbewegung sowie die Zentralisation der gereinigten Kirche erst eigentlich vollendet hatte, Gregor VII. Erfüllt von den universalistischen Ideen Roms, gestützt auf die isidorischen Fälschungen, die einst, freilich lediglich im Interesse der Bischöfe gegenüber den landeskirchlichen Gewalten, die einheitliche Oberhoheit des Papsttums hatten sichern wollen, griff man, ausgehend von der Möglichkeit simonistischer Mißbrauchs, die Laieninvestitur auf, um durch ihr Verbot, d. h. das Verbot der Besetzung namentlich der Bistümer durch den Herrscher, den Streit zu beginnen.

Alle Einzelheiten bleiben hier beiseite. Der Deutschland zerrüttende, das eigentlich kirchliche und das sittliche Leben stark

<sup>1)</sup> Vgl. Berger, Die Kulturaufgaben der Reformation <sup>2</sup>, S. 264.

schädigende Kampf hat dem Papsttum den erstrebten Sieg letzten Endes nicht gebracht, wohl aber die Kirche dauernd zu einer straff organisierten Hierarchie gemacht und sie ganz der Herrschaft des Papstes unterworfen: eine Landeskirche gab es nicht mehr. Daß der Papst über die Könige herrschen müsse, blieb Utopie, aber der äußere Machteinfluß der auf einem festgefügtten politisch-rechtlichen System aufgebauten Kirche war außerordentlich gewachsen.

Wie die auf ihren Höhepunkt gelangte Macht der Kirche auch äußerlich die Welt leiten und bewegen konnte, das zeigten nun vor allem die Kreuzzüge, so sehr bei vielen Teilnehmern weltliche Motive mitspielten. Im Grunde eine Fortsetzung dauernder Kämpfe mit dem Islam einerseits, großer Massenpilgerfahrten andererseits, zum Teil auch durch die Handelsbestrebungen der Italiener angeregt, direkt endlich hervorgerufen durch die Bedrückungen der seit dem 11. Jahrhundert immer zahlreicheren Pilger zum heiligen Lande und durch die Bedrängung des Kaisers in Byzanz, waren sie doch ein Produkt kirchlichen Einflusses, ein päpstliches Unternehmen. Das Ziel war die Eroberung des heiligen Grabes, des hehrsten Ortes der Welt, die auch ihren geographischen Mittelpunkt nach mittelalterlicher Anschauung in Jerusalem hat. Gerade der erste Kreuzzug brachte mit seinen Erfolgen dem Papsttum eine gewaltige Stärkung des Ansehens, schon durch seinen Einfluß auf die neuen geistlichen Ritterorden: aber bereits der zweite Kreuzzug, bei dessen Einleitung der Wille des Papstes vor der Macht der Idee völlig zurücktrat, fiel in seinem unglücklichen Ausgang wieder mit einem Niedergang der päpstlichen Herrlichkeit zusammen.

Für diesen zweiten Kreuzzug war durch Bernhard von Clairvaux auch der deutsche König gewonnen worden — zu seinem Unheil —, dem ersten stand aber Deutschland, abgesehen natürlich von Lothringen, das ja immer westlich beeinflusst war, im ganzen noch kühl gegenüber, wenn auch größere Scharen aus West- und Süddeutschland mitzogen. Die Erscheinung war eben im Grunde wieder romanischen Ursprungs. Romanisch war auch, wie wir sahen, die kirchliche Reformbewegung überhaupt, romanisch natürlich ebenso die Idee der päpstlichen Weltherrschaft, die im Grunde die Herrschaft der Italiener über die Germanen und die Vernichtung der äußeren Machtstellung Deutschlands, der von ihm gewonnenen Führung des „Römischen Reiches“ bedeutete. Gleichzeitig handelt es sich um eine neue tiefgreifendere Eroberung

des deutschen, noch nicht gebrochenen Wesens durch die romanische Kirche. Aber so sehr diesem neuen Geist sich zahlreiche Gemüter in Deutschland hingaben, so sehr widersprach er doch dauernd und im tiefsten Grunde den lebendigen, natürlichen Trieben eines jugendlichen, kräftigen Volkes, wenn auch dieser Widerspruch schon geringer geworden war als bei dem ersten Zusammentreffen des weltentstürmenden und weltfrohen Germanentums mit der weltabgewandten Kirche des müden Altertums. Immer wieder bäumte sich auch die Welt gegen den Zwang des kirchlichen Ideals auf, und immer wieder suchte umgekehrt dieses sich gegen jene durchzusetzen. Freilich hat die Kirche im Prinzip, wie sich früh gezeigt hat (s. S. 41), den Weg des Kompromisses keineswegs ausgeschlossen und ihn auch immer wieder betreten. Sie konnte ja auch das Recht der Natur selbst theoretisch nie völlig ausschalten.

Der Kern der Sache liegt auf sittlichem Gebiet. Hier ist gegenüber der leidenschaftlichen germanischen Gewaltnatur doch viel von der ethischen Macht des Christentums, die dank der kirchlichen Organisation auch den kleinsten Kreisen fühlbar wurde, erreicht worden. Nicht die Ideale des Kriegers, nicht die natürliche Gedankenwelt des Landmannes, nicht die Interessen der Heimat und der Familie sollten als höchste Lebensziele gelten, sondern jenseitige Ideale. Die Hingabe an Gott und die Kirche stand höher als alles Irdische. Friedlichkeit, Mäßigkeit und Demut wurden von den gewalttätigen, egoistischen Menschen gefordert. Man fand sich mit solchen Forderungen durch äußere, übertriebene Formen, wie wir (S. 44) sahen, ab. Aber die sittliche Erziehung durch die Kirche modelte mehr und mehr doch auch das Innere um. Die Sorge um das Seelenheil führte zu einem ständigen Beachten der eigenen Gefühle und Regungen; man folgte den Trieben nicht mehr ohne weiteres, sondern hörte auf innere Stimmen: das ganze seelische Leben wurde angeregt, erweitert, vertieft. Das Geheimnis des Erfolges liegt in der absoluten, alles niederzwingenden göttlichen Autorität der Kirche und ihrer Lehre, zugleich wieder in der imponierenden Macht ihrer ganzen Organisation und in ihrer kulturellen Überlegenheit. Der fertigen, geschlossenen, großartigen Weltanschauung der Kirche gegenüber war das deutsche Volkstum hilflos und konnte aus eigener, unentwickelter Denkfraft heraus kein anderes geistig-sittliches Ideal von annähernd gleicher Kraft schaffen: daß ein solches in der von der Kirche bekämpften Antike verborgen lag, ahnte der Laie nicht entfernt. National gegründet und aus nationalen Kräften entwickelt, dem



Stand des nationalen Fühlens und Lebens entsprechend wäre dieses Ideal ja auch nicht gewesen. Eine im nationalen Denken und Fühlen wurzelnde geistige Erfassung und Deutung der Welt und der sie beherrschenden Mächte, eine Gewinnung sittlicher Maßstäbe auf Grund solcher Auffassung und entsprechend der jeweiligen Kulturstufe: dieses notwendige Ziel jeder Volksentwicklung zu erreichen, wurde den Deutschen früh erschwert. Eben die gewaltige Überlegenheit jener kirchlichen Weltanschauung, so stark weite Kreise ihr bewußt und unbewußt widerstrebten, hat die Deutschen diese Anschauung als etwas fertiges, Gegebenes übernehmen lassen; weiter aber wurde infolge der ungestörten Dauer jener Überlegenheit auch die Möglichkeit der Bildung einer anderen Weltanschauung auf lange hinaus gehemmt. Man dachte in allen höheren Beziehungen ja immer nur in der Denkweise der Kirche. Außerkirchliche geistige Bewegungen waren, soweit sie bei der alles umfassenden Kulturbetätigung der Kirche überhaupt möglich waren, von vornherein machtlos. Wer Menschen und Welt und auch die Kirche bessern wollte, griff doch immer nur auf reinere Traditionen eben der Kirche zurück.

Andererseits konnte die kirchliche weltverneinende Weltanschauung doch trotz allen bewundernden Respekts keineswegs das allgemeine Ideal sein, ist es auch niemals gewesen. Ganz richtig hat man sie als ein geistliches Standesideal bezeichnet. freilich war dieser Stand der kulturell führende. Schon äußerlich durch seine Tracht, durch die Sprache seiner Sphäre, durch seine Lebensweise wie durch seine Bildung, seine Ideale von der übrigen Nation abge sondert und geschieden, losgerissen von der Familie, verkörperte er dauernd und anschaulich die dem Volkstum fremde, ihm jedoch überlegene antik-kirchliche Kultur. Aber da er sich aus den Großen der Welt wie aus der Masse des Volkes rekrutierte, so war dieser Fremdkörper doch auch wieder mit dem Volk innerlich verbunden, wie es auch äußerlich bisher manch hoher Kirchenfürst durch seine kulturelle, wirtschaftliche und z. T. politische Betätigung und manch niederer Pfarrer durch sein ganzes Leben gewesen war. Mit seiner zunehmenden Zahl, mit der Fülle der Stifter und Klöster und ihrem Besitz wuchsen Macht und Einfluß des Klerus im Volk ebenso wie sein Selbstbewußtsein. Vor allem verlieh ihm aber die große Heilsanstalt, deren Vertreter er war, selbst einen gewaltigen Nimbus. Was er lehrte, war die Wahrheit an sich, der sich jeder Laie beugen mußte; er vermittelte das Seelenheil, um das ängstlich

zu sorgen die Kirche immer eindringlicher die Laien anhielt. Übernatürliche Kräfte mochte alter Volksglauben noch immer bei ihm suchen, wenn auch weniger als früher. Und wenn nun auch trotz des Schweigens unserer doch meist kirchlichen Quellen sicherlich auch nach den ersten Zeiten äußerlicher Christianisierung die übrige Welt oft genug eine innerliche Opposition gezeigt haben wird, so war doch das geistliche Übergewicht so sicher gegründet, daß das von der Kirche getragene Ideal immer als das höchste und erstrebenswerteste auch von der Laienwelt anerkannt wurde. Durchgeführt konnte es von dieser, die deshalb immer als unvollkommen galt und aus der Sünde zu erretten war, niemals werden, freilich auch nicht von der Masse der Weltgeistlichen. Die exemplarische Durchführung des Ideals hatte sich vielmehr nur das Mönchtum zum Ziele gesetzt, das im Prinzip für den übrigen Klerus als ständiges Muster diente, immer wieder ferner in der mit der Welt notwendig verbundenen Kirche für die kräftige Erneuerung des Ideals sorgte, endlich der Laienwelt als die Verkörperung dieses christlichen Ideals sichtbar gegenübertrat. Gerade die frommen Laien haben in Zeiten religiöser Erregung auch immer am meisten zu den das Ideal streng erneuernden eifernden Mönchen als den konsequentesten Vertretern idealer Forderungen gehalten, und gerade in unserer Periode, da die Mönche mit der Reformbewegung die ganze Kirche beherrschten, haben diese jenes Ideal auch tief in die Laienwelt getragen und selbst asketische Anwendungen und zerknirschte Bußstimmungen in weiten Schichten geweckt, überhaupt die gewaltige Macht der Kirche tiefer in den Gemütern auch vieler Weltfinder befestigt.

Muß nach alledem die Kirche als der wesentlichste Faktor der mittelalterlichen Kultur angesehen werden, so liegt darin zugleich ausgesprochen, daß diese Kultur einen stark internationalen Charakter trug. Soweit wenigstens die Welt in der Papstkirche vereinigt war, also vom Osten abgesehen, entwickelte sich ihre Kultur ziemlich einheitlich und gleichartig, eben weil diese Kultur mit der überall gleichförmigen Kirche eng verbunden sowie von dem überall gleichmäßig gebildeten Klerus getragen und der übrigen Welt vermittelt wurde. Natürlich hat es im übrigen in dieser geschlossenen Kirche, wie in jeder menschlichen Organisation, von jeher auch innere Parteiungen, Gegensätze und Kämpfe gegeben, aber darauf kommt es hier nicht an. Jener exklusiven Stellung des Klerus im eigenen Volk entspricht

wieder der internationale Zusammenschluß desselben in der päpstlichen Hierarchie, die Identität mit dem Klerus der anderen Völker: germanische und romanische Kleriker waren eins, die Romanen freilich der führende Teil. Gerade in unserer Periode wurde Rom erst recht der Mittelpunkt und ihrer aller Heimat; im italienischen Kloster konnte der deutsche Mönch sich ebenso zu Hause fühlen wie in einem heimischen, was freilich wohl nicht immer der Fall war. So war denn alle höhere Bildung und ihre Sprache international, international auch noch später die zunächst immer von Geistlichen getragene Gelehrsamkeit, wie sie sich in den Universitäten organisierte. Und als dann seit dem 13. Jahrhundert eine nationale Scheidung sich bemerkbar machte, stärkte den internationalen Charakter der gelehrten Bildung im 15. Jahrhundert wieder die humanistische, d. h. die Antike neubelebende Bewegung. International war auch die Kunst, weil wiederum alle Kunstübung, ihre Ziele und Aufgaben in der Kirche beschlossen waren. Allerdings war das eigentliche Kunstleben auf bestimmte Länder beschränkt, gerade auf diejenigen, die durch die germanische Invasion frisches Blut empfangen hatten, außer Deutschland und Burgund Nordfrankreich und Oberitalien.

Im Grunde beruhte die Internationalität der mittelalterlichen Kultur natürlich auf dem internationalen Charakter des Römischen Reiches und seiner Kultur, deren Erbe die Kirche war, auf der Eroberung dieses Reiches durch die Germanen und der durch die Kirche beförderten Aufnahme des universalen Kaisertums durch dieselben wie auf der Durcheinanderwirbelung germanischer und romanischer Volkselemente. In politischer und sozialer (ständischer) Beziehung hatten die germanischen Institutionen daher überall das Übergewicht. Diese gesellschaftliche und staatlich-rechtliche Einheitlichkeit germanischen Ursprungs, zum Teil freilich wieder mit römischen Einflüssen durchsetzt, ergänzte jene durch die römische Kirche und die Tradition der Antike gegebene kulturelle Gleichförmigkeit. Überhaupt bestand auch über das kirchliche Gebiet hinaus eine starke Kulturgemeinschaft unter den germanisch-romanischen Völkern: fortwährend wurden Kulturgüter, auch solche äußerer Natur, ausgetauscht. Der mittelalterliche Handel ist vorwiegend international. Von den Städten hat schon Ranke gesagt, daß sie sich als Bestandteile einer europäischen Gemeinschaft fühlten. Die Internationalität erstreckte sich ebenso auf die schon vor ihnen als Kulturträger auftretende soziale Schicht des Rittertums. Beruhte sie in sozialer Beziehung auf jener Gleich-



förmigkeit der ständischen Gliederung, so ergab sich eine internationale Geltung der höfischen Lebenshaltung wie der gesellschaftlichen Lebensanschauungen und -ideale aus dem kulturellen Übergewicht, das wir die Franzosen erlangen sehen werden. Der Austausch wurde besonders begünstigt durch die von dem ganzen abendländischen Rittertum getragene Kreuzzugsbewegung, also wieder eine Bewegung kirchlichen Charakters. Machten sich aber bei den Rittern der einzelnen Völker genug nationale Unterschiede trotz aller Nachahmung des französischen Vorbildes geltend, so trugen gerade wieder die geistlichen Ritterorden den durchaus internationalen Charakter der Kirche, auch in ihrer Zusammensetzung.

Über eben das Rittertum als Kulturfaktor führt uns nun darauf, daß das Mittelalter doch nicht nur kirchlich bestimmt und bedingt ist. Überhaupt ist immer im Mittelalter die Welt auch da gewesen, schon vor der Ausbildung einer weltlich-ritterlichen und weltlich-bürgerlichen Kultur. Wieder ist es das Volkstum, das Beachtung heischt. Man meint in der Regel, nur politisch und kriegerisch habe sich die deutsche Volkskraft bewähren können, kulturell habe man nur von der Kirche gezehrt, und geistig hätte bei Geistlichen wie Laien völlige Gebundenheit geherrscht. In Wahrheit zeigt das Mittelalter — wir sahen es zum Teil schon — das kräftigste Eigenleben und selbständige Vorwärtsentwicklung, und individueller und persönlicher Geist sind ihm durchaus nicht fremd. In dieser gerechteren Beurteilung des Mittelalters nähern wir uns heute wieder der Auffassung der Romantik, ohne aber in deren phantastische Illusion, einseitige Bewunderung und unhistorische Übertreibung zu verfallen. Auf der anderen Seite ist die Anschauung von der inneren Gebundenheit des Mittelalters, die sich vor allem auf das oben betonte ungeheure Übergewicht der Kirche gründet, nicht völlig falsch, so wenig wie Jakob Burckhardt und vor ihm schon Georg Voigt mit ihrer Entdeckung des ausgeprägten Individualismus der italienischen Renaissance und mit der Annahme einer seit dem 15. Jahrhundert erfolgenden Übertragung dieses Geistes auf die übrigen abendländischen Kulturvölker, bei denen er sich freilich ganz anders gestaltete, im Unrecht sind. Aber genau gesehen, handelt es sich doch nur um die gesteigerte Ausdrucksmöglichkeit solchen Geistes. In Briefen und Reden, in ernster und witziger Dichtung, in der Gestaltung von Porträts und Statuen, kurz in den stilistisch und technisch entwickelten Ausdrucks-

arten einer hochstehenden Kultur kann sich die einzelne Persönlichkeit in ihrer ganzen Individualität zeigen (wobei man aber wieder leicht vergißt, wie solche Weise alsbald wieder zur allgemeinen Mode, zum Stil, zur Manier, der Individualismus gewissermaßen zur Gebundenheit wird). Von den Menschen des früheren Mittelalters dagegen wissen wir über ihr Fühlen und Denken nur wenig; aus der Ferne sieht man auch nur das Gemeinsame, Allgemeine. Zu schriftlichem Ausdruck ihres Inneren waren sie noch wenig imstande, die Laienwelt gar nicht, und künstlerisch rang man noch allzusehr mit den technischen Schwierigkeiten individueller Persönlichkeitsdarstellung. Aber wir wissen doch wenigstens zum Teil, wie die Menschen gehandelt haben, und einzelne Züge verraten zuweilen, und öfter können wir es schließen, wie sie wirklich gewesen sind. Derselbe Burckhardt, aus dessen genialer Beobachtung ein epigonenhafter, aber desto mehr von seiner Bedeutung überzeugter Historiker dann ein mechanisches System mit den nötigen Erweiterungen konstruierte, hat doch an anderer Stelle wieder auch dem Mittelalter in gewisser Weise Individualismus zuerkannt: „Zwar ist das Individuelle noch gebunden, aber nicht innerhalb des geistigen Kreises der Kaste, hier konnte die Persönlichkeit sich frei zeigen . . ., und so bestand denn wirklich sehr viele und echte Freiheit. Es gab einen unendlichen Reichtum noch nicht von Individualitäten, aber von abgestuften Lebensformen“. In der Tat, welche Fülle von individuellen Sondergebilden, welche Vielgestaltigkeit in der räumlich doch nur kleinen mittelalterlichen Welt des Abendlandes, auch innerhalb der Kirche! Und hat diese Kirche auch geistig wirklich alles gebunden? Hat es nicht zu allen Zeiten in der mittelalterlichen Kirche Opposition und Sonderströmungen gegeben? Und wissen wir denn, wie oft sich einer im frühen Mittelalter auch innerlich gegen diese Autorität erhob? In der angeblich so gebundenen Scholastik sind dann später bereits die schwerwiegendsten Probleme zweifelnd diskutiert worden. Umgekehrt ist nach dem Mittelalter geistige Gebundenheit ebensogut zu finden, nicht nur innerhalb der katholischen Kirche, und die Konvention beherrscht selbst gebildete Kreise noch in der Gegenwart. Die ständische Gliederung, die ebenso wie der genossenschaftliche Geist die Menschen auch innerlich gebunden haben mag, ist doch heute nur äußerlich geschwunden. Wie starr liegen, ähnlich der „bindenden“ Geisteswelt der mittelalterlichen Kirche, die offiziellen politischen und kirchlichen Anschauungen auf dem Ganzen trotz aller lauten und stillen Ab-

weichungen! So konnte man eine „Rückständigkeit“ des Mittelalters wohl gegenüber den abgelebten Resten seiner Institutionen in dem aufgeklärten 18. Jahrhundert behaupten, in Wahrheit ist das Mittelalter aber reich an neuen kraftvollen Bildungen und Organisationen auf allen Gebieten des Lebens, tatkräftig und unternehmungslustig, von Schaffensdrang erfüllt, und vor allem ein Feld für die Betätigung des einzelnen. Überall begegnen tatkräftige, frei und freudig „sich auslebende“ Persönlichkeiten, insbesondere in der Herrenschicht. Und die Herrscher, von denen wir noch am meisten wissen, sind so wenig gleichmäßige Typen wie nur zu irgendeiner Zeit sonst. So würden uns auch bei näherer Kenntnis der einzelne Mönch wie der einzelne Ritter oder Kaufmann als Leute von größerer oder geringerer Individualität erscheinen. Welch außerordentlicher Selbstständigkeitsdrang zeigt sich bei einzelnen wie bei den Ständen, Gruppen und Genossenschaften! Die Stärke des Trieblebens haben wir wiederholt betont, die Neigung zur Selbsthilfe ist noch deutlich genug, das Gehorchen ist dem Mittelalter ein ziemlich unbekannter Begriff, Trotz und Pochen auf das eigene Recht, auf Sonderrechte allgemein. Man will überhaupt, wie man richtig betont hat, immer nur Rechte, von Pflichten hört man ungern. Die deutsche Sonderart erlebt ihre Blütezeit eben im Mittelalter; aus seinem vielgestaltigen politischen Sonderleben haben sich erst langsam in neuerer Zeit größere staatliche Gebilde entwickeln können.

Wo bleiben bei alledem die von Lamprecht konstruierten Stufen gebundenen Geisteslebens? Die Annahme einer typischen Stufe ist z. B., wie Kemmerich nachgewiesen hat, gegenüber der frühmittelalterlichen Porträtmalerei gar nicht haltbar. Dasselbe hat Zoepf auf Grund der Literatur der Heiligenleben des 10. Jahrhunderts bewiesen und genug individuelle Spuren aufgezeigt. Was aber die weitere, etwas freiere Stufe „konventioneller“ Gebundenheit betrifft, so ist eine gewisse konventionelle Haltung des späteren Mittelalters schon vor Lamprecht in meiner „Geschichte des deutschen Briefes“ für die Briefe nachgewiesen, und auch sonst zeigt sie sich vielfach, so in dem ganzen Gebaren der höfischen Ritter. Aber das Konventionelle ergibt sich lediglich wie zu allen Zeiten aus dem Zwange einer dem natürlichen und nationalen Wesen nicht entsprechenden, mehr oder wenig künstlich übernommenen fremden Kultur. Das Bewegen in der ästhetisch-höfischen Kultur der Romanen konnte nur modisch-konventionell sein, und die Handhabung des geistlichen Schriftwesens



seitens eines bürgerlichen Laien des 14. Jahrhunderts konnte auch nur konventionelle Stilformen gleichsam als Hilfsmittel ergeben. Aber welche Höhe der individuellen Gestaltung erreichte bereits im 13. Jahrhundert die Kunst! Man denke nur an die Statuen des Naumburger Doms. Wo man aber sich volkstümlich geben kann, da ist man individuell in höchstem Maße. Gerade die Volkstümlichkeit wird als ein charakteristisches Element des Mittelalters in der Regel übersehen. Die spärlichen Quellen lassen sie für das frühere Mittelalter nur nicht recht erkennen. Burckhardt hat recht, wenn er vom Mittelalter sagt: „Unser Leben ist ein Geschäft, das damalige war ein Dasein; das Gesamtvolk existierte kaum, das Volkstümliche aber blühte.“

Lange erscheint uns dieses Volkstümliche nur als Unterströmung. Daß es dann auf der Höhe des Mittelalters stärker hervortrat, war zunächst nur mittelst der höheren Schichten der Nation und in einer kultivierten Form möglich. Es hatte sich jetzt ein weltlicher Stand von maßgebendem Einfluß gebildet, dessen nationaler Kern aber erst durch einen größeren kulturellen Inhalt und eine fremde kulturelle Färbung gewissermaßen kulturfähig geworden war und der durch Anlehnung an die religiöse und geistige Macht der Kirche einen größeren Halt gewonnen hatte, das Rittertum.

Die Bildung dieses Standes steht im Zusammenhang mit einer stärkeren sozialen Differenzierung des Volkes überhaupt. Mit der stetigen Umwandlung der großen Masse zu einem friedlichen Bauernvolk hatte sich neben dem zuerst geschlossen als Berufsstand aufgetretenen geistlichen Stand eine Schicht herausgehoben, die die ursprünglich allgemeine kriegerische Betätigung als ihre Sonderaufgabe ansah, zumal sie an den besondere Anforderungen stellenden Reiterdienst geknüpft war. Das Ganze ist eine auch sonst im Völkerleben zu beobachtende natürliche Gliederung. Schon machten sich daneben die Anfänge eines handel- und gewerbetreibenden Bürgertums geltend, das aber noch stark agrarisch gefärbt war, wie ja auch der Grundbesitz die Grundlage der Macht der weltlichen Herren wie der kirchlichen Organisation war, wie ferner auf dem Lehnswesen — Landbesitz für Leistungen — Staat, Verwaltung und Heeresdienst beruhten. Im 12. Jahrhundert nun gliedert sich alles schärfer. Auch äußerlich, in Sitz und Wohnung trennen sich die Stände, es sondert sich der Herrnsitz vom Dorf, von diesem die Stadt, wie schon seit langem der Klerus in Klöstern und Stiftern sich abschließt.

Mit der Sonderung der weltlichen Stände ergibt sich nun auch eine vielseitigere Ausbildung des Lebens, eine schärfere Betonung der besonderen Aufgaben und Interessen, die Entstehung besonderer Kultursphären — bei den Rittern tritt zu der kriegerischen Grundlage eine gesellige Kultur als Lebenselement — und so überhaupt ein stärkeres Hervortreten des Weltlichen. Unterdrückt konnte dieses niemals werden. Die Lust der Welt war größer als alle Ansteckungskraft der Askese, die Kraft der Triebe, die Roheit und Gewalttätigkeit, Untreue und Habgier aber auch noch immer stärker als das neue sittliche Gebot. Das noch eng mit der Natur verbundene agrarische Leben wie das kriegerische und jagdfrohe Schweifen der Herren über Wälder, Täler und Höhen ließen ferner die selbst den Mönchen nicht fremde Schönheit der Natur in den Menschen zu tief wurzeln, als daß eine Abwendung von ihr hätte statthaben können — von dem Naturgefühl der Kulturmenschen konnten sich natürlich erst die Anfänge (in der höfischen Kultur) zeigen. Nun kam die stärkere Entwicklung der ständisch organisierten weltlichen Interessen kraftvoll hinzu. Das wirtschaftliche Leben hatte die Kirche selbst durch ihre Kulturthätigkeit mächtig gefördert, jetzt verlor sie mehr und mehr die Führung an die agrarische Laienwelt, zumal die bäuerliche Schicht. Mit den von ihr vermittelten Elementen höherer Lebenshaltung hatte die Kirche zu größerer Üppigkeit insbesondere der Herren beigetragen. Mit den politischen und Verwaltungsinteressen hatte sie eng im Zusammenhang gestanden; der Kampf zwischen Kirche und Staat hatte das staatliche Bewußtsein geweckt; das ohnehin seit der ottonischen Zeit vielseitigere politische Leben erschien gerade durch die politischen Ambitionen der Kirche wichtiger und wertvoller. Die immer häufigere kriegerische Betätigung, die sie eigentlich bekämpfte, hatte sie mit den Kreuzzügen selbst in ihren Dienst gestellt und damit geweiht. Gerade die Kreuzzüge, der Höhepunkt des kirchlichen Einflusses, bedeuteten überhaupt die größte Förderung der weltlichen Interessen.

Der kulturgeschichtliche Einfluß der Kreuzzüge sei hier nicht im einzelnen erörtert<sup>1)</sup>. Sie haben zunächst auf die romanischen Völker und dann durch diese in abgeschwächter oder veränderter Weise und meist erst später auf das deutsche Volk gewirkt. Es war ein ungeheuer belebender Einfluß, den der Orient auf das Abendland damals ausübte. Zum Teil war es freilich wieder

1) Vgl. Steinhäusen, Gesch. d. d. Kultur, S. 227 ff.

die Antike, deren altes Gut nun durch neue Kanäle übertragen wurde. Byzanz, das einst die antike Kultur besser vor der barbarischen Invasion hatte retten können als Rom, hatte immer mehr auf den Osten gewirkt als auf den Westen, trotzdem es früh für diesen der Ausstrahlungspunkt des Handels mit den begehrten orientalischen Stoffen usw. war. Die später in der ottonischen Zeit (zum Teil durch Ottos II. Gemahlin Theophano) vermehrten byzantinischen Einflüsse sind stark überschätzt worden: was von Prunkstoffen und Schmuck damals nach Deutschland kam, wurde wie die zeitweilig modische byzantinische Tracht eigentlich von Italien vermittelt. Von einer tieferen Beeinflussung der Kunst ist auch keine Rede, sondern nur von einer gewissen Übertragung äußerer Elemente und technischer Dinge wesentlich im Zusammenhang mit dem Import von Gegenständen der Kleinkunst (Elfenbeinschnitzereien, Goldschmiedearbeiten, Emailsachen usw.). Mit der Zunahme der Pilgerfahrten nahm dieser Import schon vor den Kreuzzügen zu, mit diesen erst recht.

Zum Teil war Byzanz nur der Vermittler orientalischer Luxusartikel, und der eigentliche Ursprung des „Byzantinischen“ war schon früher, wie man neuerdings zu erweisen sucht, nicht Byzanz, sondern Kleinasien. Italien hatte schon vor den Kreuzzügen mit der Levante direkt gehandelt, jetzt wuchs dieser direkte, namentlich von Italienern, doch auch von Südfranzosen getragene Levantehandel außerordentlich. Aber auch auf andere Weise kam in den Kreuzzügen die islamitische Kultur den Abendländern näher. An den alten Schätzen des Orients genährt, indisch, persisch und jüdisch befruchtet, von Byzanz und den Resten der hellenistischen Kultur in Kleinasien geistig, politisch-militärisch und sonst beeinflusst, stand diese nicht minder von eigener Kraft getragene Kultur hoch über der abendländischen. Sie hatte auf diese zum Teil schon vor den Kreuzzügen von den Mauren in Spanien und den Sarazenen in Süditalien aus gewirkt, namentlich auf dem Gebiet höheren (eigentlich antiken) Wissens und ästhetisch-gesellschaftlicher Kultur. Jetzt strömten neue Kulturgüter aller Art hinüber, materielle (Kulturpflanzen, Gewürze, Spezereien, Farben, feine Gewebe und kostbare Stoffe, Teppiche, Schmuckwaffen, allerlei Gegenstände des Luxus und bequemer Lebenshaltung), militärisch-technische, zum Teil römisch-griechischen Ursprungs (namentlich auf dem Gebiet der Fortifikation), überhaupt technische (Nautik), kommerzielle (Handelswissenschaft, Ziffern), geistige, die Antike neubelebend (auf den Gebieten der Astronomie, Mathematik, Medizin, Philosophie). Dazu



kamen stofflich = literarische Einflüsse (Sagen und Wundergeschichten) usw. Das künstlerische Leben erfuhr in dieser Zeit einen Antrieb durch eine mächtige Belebung der Phantasie, die namentlich durch die glänzende, zierliebende Bauart angeregt wurde. Die stärkere Phantasie (Wunder und Zauber des Orients) befruchtete auch das dichterische Leben, schädigte freilich durch ihr Übermaß das geistige (Aberglaube und Wundersucht); doch nützte diesem um so mehr die große Erweiterung des Horizontes. Auf das religiöse Leben dagegen wirkte die arabische Toleranz zunächst gar nicht; das gesellschaftliche beeinflussten sehr stark die dekorative wie die sinnlich-weiche Art des Orients und seine feineren Sitten. Der gesteigerte Handelsverkehr schließlich sollte eine völlige Umwälzung des wirtschaftlichen Lebens herbeiführen.

Es ist klar, daß durch all dieses die Ausbildung einer höheren weltlichen Kultur gefördert werden mußte. Negative, den kirchlichen Einfluß herabmindernde Momente kommen hinzu. Wer, wie die heimkehrenden Kreuzfahrer, so weit herumgekommen war, brachte andere Begriffe von Welt und Menschen nach Hause, war geistig regsamer, kritischer gegen die alten Mächte, die sein inneres Leben bestimmt hatten. Man hatte andererseits die „Heiden“ kennen gelernt, sie waren auch Menschen; man wußte jetzt auch von griechischen, nicht mehr bloß von römischen Christen. Dem kirchlichen Sinn waren ferner die Fahrten selbst nicht zuträglich. Viele hatten sie nur aus weltlichen Motiven unternommen; draußen waren alle unfrohen, auch bösen Triebe leicht entfesselt, und man fühlte sich alles Kirchlichen ledig. Fromme Gemüter wieder fühlten sich abgestoßen und gaben die Schuld zum Teil der Kirche, die als Urheberin der als verdienstlich hingestellten Züge solche Weltlichkeit duldete. Die Mißerfolge, das Scheitern der ganzen Bewegung, die der erste Kreuzzug erfolgreich eingeleitet hatte, wurden ihr auch angerechnet, und bei der Mehrzahl der Heimkehrenden beförderte die Enttäuschung solche Stimmung. Daheim hatte der kirchliche Sinn ohnehin durch die Kämpfe zwischen Kirche und Staat gelitten. Daß es auch innerhalb der Geistlichen eine Partei gegen den Papst gegeben hatte, war ebenfalls folgenreich. Dazu kam die äußere Einbuße der Kirche an Besitz und die starke Verwirrung, oft Zerstörung des inneren kirchlichen Lebens. So sank das Ansehen der Kirche wie des Klerus bedeutend, gerade als der Sinn der Laien sich stärker auf die Dinge dieser Welt eben infolge der Kreuzzüge lenkte. Noch war die Kirche der Hauptfaktor des Mittelalters, die höheren geistigen

Kultureinflüsse der Araber haben z. B. naturgemäß gerade Geistliche vermittelt und gepflegt, aber die Kirche war nicht mehr ausschließlich maßgebend für eine höhere Kultur.

Eine solche Kultur weltlichen Charakters brachte zunächst das Rittertum hervor. Als sie sich herauszubilden begann, und als auch schon, wie wir sehen werden, in den Anfängen des Bürgertums die Keime neuer kultureller Gebilde sproßten, bot Deutschland, wie das Abendland überhaupt, im ganzen zunächst kein erhebendes Bild. Die große mittelalterliche Zentralmacht, die Kirche, hatte bedenklich gelitten: Verweltlichung, Verkommenheit und Unbildung machten sich im Klerus breit, obwohl höhere Bestrebungen nicht fehlten. Der Adel ging in Krieg und Raub und rohem Leben auf. Von einer gesellschaftlichen Kultur war auch nicht in den Anfängen die Rede. Die alte Unbändigkeit zeigten die Menschen auch sonst. Die wirtschaftlichen Zustände stagnierten: es herrschte bei dem Herrendruck und aus anderen Ursachen oft Armut und Not, bis sich der Bevölkerung ein Neuland im Osten zeigte. Vielfach lebten die niederen Schichten dumpf dahin, oft zeigten sich auch abschreckende Zustände. Auf diesem Hintergrunde entwickelte sich jene Kultur, die man ihrerseits nun freilich auch nicht in allzu idealem Lichte sehen darf.

Der ritterliche Stand, der sie trug, hatte sich im Rahmen des Lehnswesens gebildet durch Angliederung an die kleine, abgeschlossene Schicht der großen Herren, der späteren Landesherren, von denen noch die Rede sein wird, also an den Hochadel, die Herzöge und Grafen, bei denen der Gedanke eines vom Könige übertragenen Amtes längst zurückgetreten war, weiter an die geistlichen Fürsten und natürlich auch an den König. Er setzte sich zusammen aus den Lehnsträgern eines Großen, d. h. kleineren Grundherren, daneben sonst landsässigen freien, die teils aus Not und Zwang, teils aus Ehrgeiz Lehnsleute wurden. Dazu kamen aber immer zahlreichere Unfreie, die sich als Reifige, auch als Träger von Verwaltungsfunktionen an einem Bischofs- oder Fürstehofe emporgeschwungen hatten und schließlich mit einem Dienstgut, als Grundlage für Existenz und Leistungen, belehnt waren, die immer größere Klasse der kriegerischen Ministerialen also, die auch als Gefolge den Glanz ihres weltlichen oder geistlichen Herren hoben, im übrigen aber wie kleine Grundherren auf jede Weise ihren Besitz zu mehren trachteten und sich den freien Rittern näherten. So entstand ein ritterlicher Dienstadel, der in den kriegerischen und politisch bewegten Zeiten immer mehr an Bedeutung gewann,

immer wieder auch freie und Adlige anzog, sich bei der Gleichmächtigkeit der Anschauungen und Interessen in altem genossenschaftlichen Drang immer mehr zusammen- und abschloß und schließlich bei der durchgesetzten Erblichkeit der Lehen aus einem Berufsstand bis zu einem gewissen Grade zu einem Geburtsadel wurde. Freilich blieben daneben die sozialen Abstufungen bestehen, und wenn sich auch ein ritterlicher Ministeriale durch seine Ritterwürde über jeden freien Nichtritter, der noch so hoch stand, erhaben glaubte, so konnte er sich doch niemals dem Ritter von edlem Herkommen gleich dünken, war selbst auch nicht etwa frei.

Die Gleichmächtigkeit der im frankreich begründeten germanisch-romanischen sozialen Organisation, die auf dem Lehnswesen beruhte, die überall gleiche Rolle des Reiterdienstes machten das Rittertum zu einer überhaupt abendländischen Institution. Ihre Grundlage blieb immer das Kriegerische, aber der altgermanischen Kriegsfreude waren gewissermaßen romanische Zügel angelegt; alles war geregelt und in Formen gebracht. Auf eine Bändigung des Norkriegerischen wirkte ebenso die Kirche hin, gleichfalls durch bestimmte Formen. Von den ritterlichen Schichten, wie sie auch sonst bei den Völkern sich finden, unterschied sich diese abendländische durch ihre kirchlich und gesellschaftlich bedingte Internationalität (S. 84 f.). Zunächst hatten aber die Franzosen die eigentlichen Formen des ritterlichen Lebens seit dem 11. Jahrhundert in einer Mischung normannischer und provenzalischer (zum Teil maurischer) Elemente ausgebildet. Romanisch war auch die gesuchte Exklusivität, die Verachtung der bäuerlichen Arbeit, während in dem erstrebten Herrenleben, dem Leben von den Lieferungen der Untertanen sich auch ein germanischer Zug finden mag. Den Abschluß der ganzen Standesbildung gaben die Kreuzzüge, einmal durch die damalige innigere Berührung der Ritter verschiedener Länder, die damit herbeigeführte Bekanntschaft mit den gesellschaftlichen Formen des führenden und von den deutschen „Tölpeln“ bewunderten französischen Rittertums, ferner aber durch den Glanz und die Bedeutung der Fahrten selbst, die ihren Trägern, den Rittern, einen außerordentlichen Nimbus verliehen, endlich durch die religiöse Weihe, die das Rittertum auf ihnen empfing und die erst jene Betonung kirchlicher Formen und religiöser Ziele vollendete und das Ideal des Ritters als christlichen Ritters befestigte. Ohne Zweifel stammt aus der zunächst religiösen Schwärmerei der Kreuzzüge der durch die Romantik des Orients noch beförderte schwärmerische



Zug des Rittertums überhaupt, der in dem hingebenden, sentimentalischen Minnedienst vor allem zutage trat. In dem Frauenliebe und Religiosität vereinigenden Mariendienst gipfelte diese Strömung.

Der Hauptcharakter der ritterlichen Standeskultur, die Verbindung des kriegerischen Grundelements mit gesellschaftlich-ästhetischen Idealen, ist also romanisch, insbesondere französisch. Und romanisch mutet auch das gesamte ritterliche Leben in seinen Formen an. Wie Frankreich, das schon auf geistlich-geistigem Gebiet im Abendland voranstand, auch ein gesellschaftliches Übergewicht erlangte, auf welche Weise und auf welchen Wegen seine Einflüsse in Deutschland immer stärker eindringen, ist in meiner Geschichte der deutschen Kultur (S. 237 ff.) näher dargestellt: jedenfalls war alles französische in Deutschland Mode geworden. Nicht nur daß viele das französische wenigstens verstanden, auch die deutsche Sprache füllte sich mit französischen Fremdwörtern, Gruß- und Verkehrsformeln, die zum größten Teil freilich wieder daraus verschwanden. Viele Fremdwörter kamen mit den Sachen selbst, so mit Kleidungsstücken und Stoffen, Waffen und Rüstungsteilen, Speisen und Getränken, Instrumenten, Liedformen und Tänzen, ebenso mit übernommenen Sitten, z. B. solchen der Jagd und vor allem mit dem ganzen französischen Turnierwesen, mit gesellschaftlichen Spielen usw. Die Tracht hatte sich übrigens schon im 11. Jahrhundert der französischen genähert; jetzt trug man alles nach „französischem Schnitt“. Französisch waren die dem Deutschen so ungewohnten Regeln des nunmehr höchst wichtigen äußeren Benehmens, die Anstands- und Tischregeln; der Ehrbegriff erhielt ebenfalls etwas Französisches und ebenso das nunmehr sehr verfeinerte Schönheitsgefühl; der ästhetische Charakter des Lebens war französisch. Der Minnesang entlehnte seine Formen immer mehr den Provenzalen, und auch die epische Heldendichtung nahm die nordfranzösische z. T. zum Vorbild. Stark französisch gefärbt ist endlich der Frauendienst, der sich zunächst aber in Deutschland wohl unabhängig entwickelt hat. Überhaupt waren die Deutschen nicht nur Nachahmer (s. S. 86), was z. B. die Ritterweihe zeigt. Eigenartige Züge hat man neuerdings auch aus dem Übergewicht der Ministerialen im deutschen Rittertum hergeleitet; das französische bildeten vor allem freie Vasallen.

Die neue Rolle der Frau ist ein kulturgeschichtlich wichtiges Moment. In geistigen Dingen hatte sich schon der Germane der sonst eine demütige Arbeitsrolle spielenden Frau

gebeugt. Später war dann auf dem Gebiet geistiger, freilich immer noch elementarer Bildung die vornehme Frau die beste Bundesgenossin des Geistlichen gewesen. Jetzt gewann sie, über den geistlichen Einfluß hinweg, eine ganz neue weltlich-gesellschaftliche Macht über den Mann, der sich seinerseits, wenn er ein modischer Ritter sein wollte, gleichzeitig dem Frauendienst wie dem ungewohnten Zwang feinerer gesellschaftlicher Bildung unterwerfen mußte. Der eigenen Frau gegenüber blieb freilich auch in den ritterlichen Schichten das frühere, nicht selten brutale Regiment bestehen; das junge Mädchen ferner blieb in hergebrachter häuslicher Zucht und klösterlicher Lehre; die Heirat war in der Regel ein nüchternes Geschäft wie früher. Andererseits steckt in dem zum Teil schon auf den Kreuzzügen von den Romanen überkommenen Kultus der fremden verheirateten Frau bei den Deutschen lange ein sehr unideales, rein sinnliches Element: die derbe Genußfreude und Ungebundenheit der Männer sah in solchen, oft durch Geistliche bereits verdorbenen Frauen willkommene Gegenstände der Lust wie in den niedrigen ländlichen Schönen, die den Rittern nicht selten zu Dienst sein mochten. Erst allmählich bequemte man sich dem romanisch verfeinerten und gekünstelten idealen Minnedienst, der ja in der Tat durch den Zusammenhang mit dem Marienkultus eine schwärmerische Färbung empfangen hatte, an, durchaus freilich in konventioneller Weise. Und wenn man auch nicht das verzwickte, man möchte sagen scholastisch und zugleich ekstatisch-asketisch ausgebildete Minnesystem der provenzalischen Troubadours adoptierte, so nahm der Minnedienst doch über den üblichen konventionell-phantastischen Apparat hinaus auch in Deutschland bei einzelnen Modehelden wie Ulrich von Lichtenstein extrem schwärmerische Formen an. Einen schmachtend sentimental, natürlich auch verschwiegenen, heimlichen Charakter aber trug der Frauendienst, wobei die Frau immer als Zurückhaltende, Versagende erscheint, später immer allgemeiner, eben weil es sich meist um verheiratete Frauen — ganz ist Mädchenminne nicht ausgeschlossen — handelte und der Ehebruch nicht entfernt die Regel war. Manche Dichter wie Wolfram oder ein Reinmar von Zweter haben auch gerade die eheliche Liebe innig gepriesen. Aber auch jetzt handelte es sich immerhin zum großen Teil um wirkliche Liebesabenteuer. Indes ist vor allem dies wichtig, daß das ritterliche Leben überhaupt unter dem Zeichen der Frauen steht.

Die notwendige Folge ist das Aufkommen einer ganz neuen

gesellschaftlichen Kultur. Männergeselligkeit, wie sie die bisherigen Deutschen kannten, in den Freuden der Gelage und der Jagd aufgehend, konnte nur derbe Formen haben — Ausnahmeerscheinungen, wie der karolingische Bildungskreis und zum Teil der der Ottonen bleiben außer Betracht. Vielleicht haben zuerst jene geistlich gebildeten vornehmen Frauen neben den Geistlichen selbst in der ottonischen Zeit eine Art feinerer Geselligkeit hervorgebracht. Dann aber kamen jene romanischen Einflüsse, und mehr oder weniger geschickt verstand die Frau die ihr dadurch gegebene gesellige Herrschaft auszuüben. Ihre größere Bildung mochte ihr das modische Gebaren, den Gebrauch der gerade von ihr besonders verlangten feinen konventionellen Formen auch leichter machen als dem Manne. Wichtig ist nun aber weiter, daß dieser neuen Geselligkeit ein belebendes geistiges Element nicht fehlte, das war die fast obligatorische Pflege der Dichtung. Auch bei ihr drehte es sich freilich in der Regel um die Minne, und auch sie war ein Gewächs der Mode. Aber sie kam gleichwohl auf eine Höhe, wie sie noch lange nachher nicht wieder erreicht wurde. Die bisher allein als Bildung geltende geistliche Bildung verlor in dieser Epoche bedeutend an Geltung. Der gesellschaftlich perfekte Ritter mußte in den Formen des Turniers, der Jagd usw. wohlgeübt sein, in seinem Benehmen die höfischen Formen voll beherrschen, gewandt und fein mit Damen konversieren, auch wohl ein Liedlein dichten oder doch vortragen können und dergleichen: aber lesen und schreiben brauchte er nicht zu können, wenn es auch mehr Ritter fertig brachten, als man glaubt. Mancher freilich überließ etwa die Niederschrift eines Liedes seinem „Schreiber“; die Dame, die es erhielt, war des Lesens aber kundig. War ferner die bisherige Bildung von der Kirche ausgegangen, so waren natürlich die Mittelpunkte der neuen gesellschaftlichen Bildung weltlicher Art. Der Hof der Fürsten und großen Herren — von der bedeutenden Entwicklung und Wirksamkeit der Landesherrschaft im 13. Jahrhundert werden wir noch (S. 120) hören — trat wieder in seine kulturellen Rechte, wie sich ja an diese Großen das ganze Rittertum auch sozial angliederte. „Höfisch“ heißt daher die ganze Kultur, die Höflichkeit (courtoisie) ist der Inbegriff der an den rechten Ritter gestellten gesellschaftlichen Anforderungen. An den Hof wird der junge Ritter gesandt, um die beste Erziehung zu erhalten. Am Hofe entfaltet sich der eigentliche Glanz ritterlichen Lebens mit seinen Turnieren und Festen.



In der Hauptsache ist die neue Bildung rein äußerlich, aber sie hat doch auch zur inneren Kultivierung der führenden weltlichen Schicht Deutschlands einigermaßen beigetragen. So wurde doch eine gewisse Wandlung des rohen und unbändigen Deutschen vor allem durch die streng geforderte Maße (Selbstbeherrschung, maßvolle Haltung) herbeigeführt, die sich den schon früher von der Kirche verlangten Geboten äußerer Sittigung nunmehr anreihete, und die man nur infolge ständiger rechter „Zucht“ erlangen konnte. Die alte Leidenschaftlichkeit sollte nun kalter Glätte und Ruhe weichen, das Ungeschlachte sich in zierliche Formen zwingen lassen, Trunksucht und Verbtheit waren verpönt: kurz die romanische Feinheit übte ihre erziehende Gewalt. Für die Mehrzahl blieb es freilich eine Zwangsherrschaft, die man später rasch wieder abwarf. Auch die geforderten schon mehr innerlichen Eigenschaften, die Milde (Freigebigkeit), die Treue u. a., laufen in der Hauptsache auf Erfüllung konventioneller, äußerer Pflichten hinaus; ebendarum handelt es sich bei dem Ehrbegriff und der Frömmigkeit des Ritters. Die Schicklichkeit (die fuoge, die site) ist das wesentliche; sie ist auch der Kern der ganzen „tugend“. Immerhin schlägt die in den Dichtungen und den zahlreichen Lehrschriften gepredigte ritterliche Ethik auch tiefere Saiten an. Die Treue wird edler gefaßt, die mutige Wahrheitsliebe gepriesen, ein humaner Sinn ist nicht selten, der durch alle Widrigkeiten sich hindurchkämpfende Wille zum Guten, die Stärke des tüchtigen Charakters, also die stete, erscheint wenigstens in Wolframs Parzival, freilich einer für die allgemeine Auffassung nicht bezeichnenden Dichtung, als Ideal. Ein schwärmerischer Idealismus ist sicherlich dem für Gott oder für eine Herrin kämpfenden, auf stolze Kampfeslehre dringenden Rittertum nicht abzustreiten. Wie zum Teil in der Kreuzzugsbewegung wird ferner auch sonst die äußere Frömmigkeit oft zu einer tieferen Religiosität.

Aber äußerliche Konvention bleibt trotz alledem ein Hauptcharakteristikum der ritterlichen Kultur, auch der Minne und der ritterlichen Dichtung, selbst des Waffenberufs. Ein Kriegs- und Kampflied hat die Zeit nicht hervorgebracht. Mancher sah nicht im ersten Kampf, sondern im modischen Waffenspiel, dem freilich durchaus nicht ungefährlichen Turnier, die Hauptsache. Äußerlich ist überhaupt die ganze Lebensauffassung des Ritters. Sein Ideal, die sælde, geht auf ein äußeres Glück, auf reichen Besitz und ein Leben voll Genuß, Prunk und Glanz, auf Weltfreude.

Indes hat diese Strömung nun doch zivilisatorisch wie kulturell wichtige Seiten. Zunächst wurde durch sie jene schon (S. 61 ff.) beobachtete Verfeinerung der Lebenshaltung außerordentlich gefördert. Die Glanz- und Prunkliebe äußert sich freilich in der Form eines übertriebenen, zuweilen noch rohen Luxus, der oft mit technischer und hygienischer Unvollkommenheit verbunden war. Letztere zeigte sich z. B. in der Wohnweise. Im Gegensatz zu verbreiteten romantischen Vorstellungen waren die Burgen oft recht unwohulich, dunkel wegen der kleinen, tiefen Fenster, kalt, da man diese nur schlecht zu schließen verstand und die stark rauchenden Kamine nur schlecht heizten, unbequem wegen der oft engen und beschränkten eigentlichen Wohnräume. Hierzu wie zu dem meist nicht geringen Schmutz bildete der Wohnungsprunk, wie ihn die damaligen Dichtungen in weit übertriebener, höchstens für die Reichsten Geltung habender Weise schildern, einen grellen Kontrast. Der Prunk äußert sich bei den Festgemächern der Großen in der reichen Verwendung von kostbaren Wandbehängen, Decken, Kissen und Polstern, in der Bemalung der Wände und des Holzmobiliars, das auch schön geschnitzt sein mochte, weiter in dem Belag des Fußbodens mit seltenen Steinarten oder Tonsfliesen, in prächtigen Kaminen, Kronleuchtern, in einzelnen Geräten aus edlem Metall, besonders in prächtigen Trinkgefäßen und Tischgeräten und entsprechend in feinen Tischtüchern. Solchen zunehmenden Luxus zeigte nun auch die schon von den Klöstern gehobene Kochkunst in der Zubereitung der Speisen wie in der Herstellung von Schaugerichten, auch in der Übernahme französischer Gerichte: alles das gilt aber meist nur für festliche Gelegenheiten. Auf Quantität und Fülle der Gerichte und starke Verwendung von Gewürzen legte man im übrigen häufig, wie früher, den Hauptwert.

Diese Unentwickeltheit des Luxus zeigt vor allem auch die Kleidung. Recht kostbare Stoffe, besonders Seide, zur Schau zu tragen, ist allgemeines Bestreben: dem entspricht die übertriebene Anbringung von Goldborten, goldenen Schellen sowie von wertvollen, oft goldgefaßten Steinen als Besatz sowie die Verbrämung der Kleider mit teurem Pelzwerk, mit dem man nun auch den Mantel innen fütterte. Bezeichnend sind ferner die Vorliebe für auffallende Farben und die Vielsfarbigkeit der Kleider. In ihrem eitlen, gefallsüchtigen Charakter näherte sich die männliche Tracht zum Teil schon der weiblichen, auch in der Mode, lange Locken zu tragen. Manche Männer machten sogar die jetzt bei den Frauen aufgekommene Sitte, das Haar mit Seiden- und Goldbändern zu durchflechten,

mit. Die Frauen ihrerseits gaben den Männern an Puzsucht nichts nach, begannen sich auch immer allgemeiner zu schminken. Eine große Hauptsache war der Kopfsputz.

Trotz der geringen Durchbildung dieser Prunksucht, die für die weniger Reichen übrigens sehr einzuschränken ist, steckt doch in der Art, wie man seine äußere Erscheinung zur Geltung zu bringen suchte, zum Teil schon ein feineres Schönheitsgefühl. Eine eigentliche Überladung mit Schmuck beginnt man hie und da schon zu vermeiden. Vor allem ist aber jede Plumpheit der Gestalt verhaßt. Feiner Wuchs soll auch zur Geltung kommen. Daher die schon seit längerer Zeit eingetretene Verengung der Taille der Frauen, aber auch der Männer. Deren Rock, der zunächst nur oben eng war und in seiner großen Länge und unteren Weite wieder etwas Weibliches hatte, wird allmählich kürzer, die nun hervortretenden Hosen werden enger, die Schuhe ebenfalls enger und spitzer. Kraft und Stärke durften bei dem Ritter nicht vermist werden: aber alles Ungefüge sollte, wieder nach romanischem Muster, im Außern des Mannes schwinden. Vor allem sollte aber die Frau ein feines, schlankes, zartes Geschöpf sein, und der für sie geltende romanische Schönheitsmaßstab wird von den Dichtern schließlich auch an den Mann angelegt. Eine Grundbedingung solchen Schönheitsstrebens war natürlich eine gesteigerte, keineswegs freilich aus hygienischen Motiven hervorgehende Körperpflege. Unsauberkeit der Wohnung war geduldet, Unsauberkeit des Körpers verpönt. Häufiges Baden war ja althergebracht: jetzt machte man daraus eine feinere Toilettenaktion und nahm Wohlgerüche hinzu, die man jetzt überhaupt liebte. Häufiger wechselte man sodann die Kleider, gewiß aus stärkerer Abneigung gegen unschönen Geruch. Man pflegte nun aber auch sorgsam das Haar, die Zähne, die Nägel wie die Hände. Das schon lange übliche Handschuhtragen war zur Bewahrung der Sauberkeit durchaus notwendig. So bedeutet denn die aristokratische Verfeinerung der ritterlichen Gesellschaft zugleich eine größere Ästhetisierung des Lebens. Darauf geht ja auch jenes neue gesellschaftliche Ideal der mæze, der unleidenschaftlichen Schicklichkeit, aus, darauf die Fülle jener Anstandsregeln, darauf die erstrebte Zierlichkeit des Verkehrs. Sollte man sich also in seinem Äußeren schön zeigen, vor allem die Herrin der Gesellschaft, die Frau, sollten die glänzende Rüstung, die prunkvolle Ausstattung der Wohnung, wenigstens der Festräume, auch einem Schönheitsbedürfnis genügen, so hob sich auch die Sprache zu größerer



Schönheit, vor allem seitdem die Dichtung durch die romanische Mode zu einem wichtigen Element des ritterlichen Lebens wurde und nicht nur ein Interesse an feinen dichterischen Erzeugnissen in dieser Gesellschaft aufkam, sondern aus ihr heraus auch zahlreiche Dichter erstanden, unter ihnen solche von hoher und höchster Bedeutung, die über die modischen Nachahmer der Franzosen weit hinausragten.

So gewinnt denn die ritterliche Kultur zum Teil schon einen künstlerischen Charakter. Auch die bildenden Künste nehmen jetzt, freilich nicht allein im eigentlich ritterlichen, mehr die Kleinkunst verwendenden Milieu, sondern überhaupt in den großen kirchlich-weltlichen Kreisen unter dem Einflusse der Romanen einen außerordentlichen Aufschwung. Seit längerer Zeit war in der Herrenkultur eine Neigung zu größerem Glanz verbreitet, und das machte sich gerade künstlerisch geltend. Jene eifrige Bautätigkeit, die die salischen Herrscher im Wettstreit mit den Bischöfen die großen romanischen Kathedralen in den rheinischen Städten schaffen ließ, entsprach der politischen Machtstellung des Reiches und seinem größeren Reichtum. Man ersetzte die einfacheren Bauten früherer Zeit durch prächtigere. Wie wir überhaupt in den romanischen Bauten den aristokratischen Zeitgeist sich spiegeln sahen (s. S. 66), so entfaltet sich dieser Charakter in der Blütezeit des Stils noch mehr und kommt zu glänzenderem, leichterem, feinerem Ausdruck. Auch weltliche Bauten der vornehmen Schicht, Pfalzen, Burgen und Patrizierhäuser, werden nun zu Denkmälern dieses vornehmgeschmackvollen Stils. Vor allem ist es die Hohenstaufenzeit, in der sich dieser Glanz recht entwickelt. Auch jetzt wurde eifrig gebaut, freilich entstand weniger von Grund aus Neues als eine Fülle von Zutaten und Umgestaltungen. In der Zeit vom Ende des 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts wird nun jene Neigung zum Glanz immer mehr zu einer stark dekorativen Strömung: auf prächtige Außenbauten wird Wert gelegt, auf zierlichen Schmuck, auf das Detail. Bezeichnend sind etwa die Blendarkaden der spätromanischen Bauten dieser Übergangszeit zur Gotik. Die Bauten der Cistercienser waren eine bewußte Reaktion gegen diese Strömung. Die eigentliche Gotik, in Frankreich aus zum Teil bereits vorhandenen Elementen unter Führung Nordfrankreichs ausgebildet, weist auch als Hauptzug die Dekoration auf, so sehr die technisch-konstruktive Seite, nämlich die Lösung des Gewölbeproblems, das Kreuzrippengewölbe, die Bedeutung des neuen Stils ausmacht. Trotzdem die deutsche Baukunst lange schon Fühlung mit der

aufftreibenden französischen Kunst hatte, öffnete sie sich diesem Stil keineswegs rasch, was ja bei der Höhe der in Deutschland erreichten Entwicklung auch verständlich ist. Erst um 1250 hat er sich, langsam und auf verschiedene Weise eindringend, völlig in Deutschland eingebürgert, eben im Zusammenhang mit der internationalen kulturellen Vorherrschaft Frankreichs. Auch in Deutschland entwickelte sich nun eine feine und reiche Formgebung, wenn auch das Bürgertum mit der Entfaltung des französischen Luxus nicht wetteifern konnte und die Bauten bald nach der einfachen Seite hin beeinflusste. Aber welche künstlerische Höhe, welche Entwicklung des Schönheitsgefühls zeigen nun doch die Hauptbauten der Gotik im 13. Jahrhundert! Ein phantastisches Streben in die Höhe, eine liebevolle Ausgestaltung des einzelnen sind charakteristisch. Die Kreuzrippen „führen eine Umbildung der Bogen und Pfeiler und ein durchgebildetes Strebesystem herbei. Die Wände werden vom Tragen entlastet und füllen nur den Raum zwischen den Pfeilern, alles wird gegliedert, durchbrochen, aufgelöst, leichter“. (Gesch. d. d. Kultur S. 291.) Es schwindet zugleich die Bedeutung der Wandmalerei; die Malerei wird nun auf die hohen Fenster als Objekt beschränkt; schon vor dem 13. Jahrhundert erreicht diese Glasmalerei ihre Blüte. Das ganze Innere wird nun in ein mystisches Licht getaucht, das wieder eine dekorative Seite hat, vor allem aber eine ganz eigenartige Stimmung hervorbringt. Die Gestalten der heiligen und kirchlichen Geschichte den Gläubigen nahebringen, wurde nun vor allem Aufgabe der nicht mehr auf das Portal beschränkten Plastik, die zugleich für den erstrebten reichen Innenschmuck und die dekorative Gestaltung der Säulen, Pfeiler, Galerien usw. sorgen, dauernd freilich dabei die Dienerin der Herrscherin Architektur bleiben mußte. Die hochentwickelte französische Plastik war das Vorbild der deutschen, aber die schönsten deutschen Denkmäler sind doch zugleich Erzeugnisse deutschen Geistes und geben dem deutschen Individualismus wie dem neuen realistischen Sinn künstlerisch wunderbaren Ausdruck, wie vor allem die vielgerühmten Naumburger Statuen. So hat denn Dehio, dessen kulturhistorisch treffendes Urteil uns schon öfter von Wert war, das 13. Jahrhundert, in dem außer der Dichtkunst auch die übrigen Künste zu gleichmäßiger Entfaltung kamen, „das am meisten ästhetische Jahrhundert“ genannt, „das wir erlebt haben“, wie es überhaupt kulturell überaus hoch stand.

Diese ästhetische Seite speziell der ritterlichen Kultur hat nun

freilich ihre Kehrseite. Der Niederschlag dieser Kultur in einer reichen, sie verherrlichenden Dichtung täuscht leicht darüber, daß diese Welt zum Teil doch nur in der dichterischen Phantasie lebte. Es war im ganzen eine Welt des Scheins. Zum höfischen Leben mangelte vielen nicht nur der genügende Besitz, sondern auch die Neigung, selbst den Frauen. Abgesehen von der ständigen höfisch-kriegerischen Umgebung der Fürsten und Herren und einem stark abenteuerlichen Element „fahrender“ ritterlicher Turnierer und Sänger mochten unter den übrigen Rittern viele sein, die daheim das grob-agrarische, nicht gerade üppige Herrenleben führten, die Hausfrau, die selten genug die Modedame war, nach alter Weise walten ließen und wenig höfisch behandelten, in der Geselligkeit den Trunk mit ihren Genossen als Hauptsache ansahen und in ihren Sitten alles zu wünschen übrig ließen. Manche mochten das eine draußen tun und das andere daheim nicht lassen, fühlten sich dann aber in höfischer Aufmachung nichts weniger als behaglich, und selbst in der eigentlichen höfischen Schicht herrschte, wie schon gesagt, in erster Linie der Zwang der Konvention, der Mode. Das zeigte sich vor allem später, als der weiter unten (S. 131) zu charakterisierende wirtschaftliche und soziale Rückschlag kam. Da waren die gepriesenen Ideale rasch vergessen, oder man übertrieb noch ihre Außerlichkeit und wurde um so erklusiver. Das höfische Benehmen schwand dabei immer mehr, die ohnehin derb und plebejisch werdende Zeit färbte auch beim Ritter ab, die Frau trat gesellschaftlich völlig zurück, zotige Unterhaltung wurde beliebt, die Trunksucht stieg wieder mächtig. Die Anzeichen dieses Verfalls begegnen ziemlich früh. Schon in Ulrich von Lichtensteins „Frauendienst“ finden wir rohe Raubritter geschildert, andererseits auch wirtschaftlich gesonnene, philiströse ländliche Ritter, die dem Dichter ebenso unhöfisch scheinen wie jene. Er selbst zeigt in seiner phantastischen Verzerrung des Frauendienstes die früh eingetretene Entartung desselben; man sah das Wesen der Sache jetzt in der extremen Übertreibung. Andererseits war dem Rittertum noch später ein längerer Glanz in jenen Gegenden beschieden, wohin die neuen Ideale am spätesten gedrungen waren, im Norden und Osten, und auch sonst behielt es vielfach einen höheren Nimbus, noch im 15. Jahrhundert, z. B. in Franken, bewahrte jene Ästhetisierung des Lebens freilich nur in geringen Außerlichkeiten.

Kulturgegeschichtlich bedeutsam ist vor allem der weltliche Grundzug des Rittertums. Wir sahen zwar (S. 94), daß der Ritter



theoretisch immer der christliche Ritter ist. Man kann weiter an die Bedeutung der Gralsage erinnern, auf die Grundanschauung im „armen Heinrich“ hinweisen, manchen Ritter, der im Kloster endete, nennen und viele Züge echter Religiosität bei den Dichtern anführen. Gleichwohl ist die ritterliche Kultur eine erste höhere Laienkultur, freilich ohne Opposition gegen die Kirche oder auch nur gegen die asketische Anschauung derselben. Ein stärkeres Hervortreten des Weltlichen ergab sich vor allem aus jener Differenzierung der weltlichen Stände. Beim Rittertum gipfelten diese weltlichen Standesideale eben in jener ausgeprägten Weltfreude, in dem Preis der Frauenliebe, in genußsüchtiger Lebenslust. Diese Weltlichkeit des Rittertums hat nun freilich auch teilweise zu einer stärkeren Gegensätzlichkeit gegen die Kirche und ihren Geist geführt. Wir können von einer gewissen Humanität, einer ausgesprochenen Toleranz den Heiden und Juden gegenüber reden. Die Töne, die dann Walter von der Vogelweide dem Papst gegenüber gefunden hat, zeugen von größerer innerer Freiheit, wenn auch natürlich nicht von Unkirchlichkeit. Die volkstümlichen Spielmannsdichtungen gehen übrigens den Idealen des Mönchtums gelegentlich schärfer zuleibe.

Aber von einer Scheidung zwischen Rittertum und Kirche ist in keiner Weise die Rede. Überdies war die Anziehungskraft der ritterlichen, „höfischen“ Kultur so groß, daß sich selbst die Glieder der führenden Kulturmacht, der Kirche, ihr nicht ganz verschlossen. Diese an den weltlichen Höfen konzentrierte Kultur war trotz ihrer geschilderten Schwächen mit einem glänzenden idealen Schimmer umgeben, wenn die Welt auch nur kurze Zeit eine wirkliche Blüte edler, höfisch gebildeter und doch männlich-kraftiger Ritterschaft gesehen haben mag, etwa um die Zeit des Mainzer Festes 1184 unter Friedrich I. Rotbart. Nun ist freilich richtig, daß sich das Rittertum eben mit dem Abschluß der Standesorganisation und der völligen Ausbildung der kriegerischen und gesellschaftlichen Standesideale immer schärfer absonderte, die Ebenbürtigkeit zum Prinzip der Zugehörigkeit erhob und sich vor allem vom Bauer, dem „Törper“, „Tölpel“, dessen ländliche Arbeit man nun hochmütig verachtete, zu unterscheiden suchte, obwohl mancher Ritter mit Bauern zechte und mit Bauernmädchen tanzte. Gleichwohl bestrebte sich jene nichtritterliche Welt auf alle Weise, dem Rittertum wenigstens äußerlich nachzuzahlen und so seiner Kultur teilhaftig zu werden. Und damit gelangt die aristokratische Tendenz dieser Jahrhunderte

auf ihren Höhepunkt. Das Rittertum, in dem sie sich verkörperte, war zunächst die in allen weltlichen Dingen maßgebende Schicht. Die Fürsten, an die es sich angliederte, zählten sich doch wieder selbst zu den Rittern. Innerhalb der agrarischen Sphäre, in der Deutschland noch aufging, waren die Ritter Führer und Herren, aber auch in den aufkommenden Städten gaben noch die ritterlichen Ministerialen, die Geschlechter den Ton an und waren den ländlichen Rittern nicht selten näher verbunden.

Der Adel, insbesondere auch der niedere Adel, war in politischer, militärischer und sozialer Beziehung der wichtigste Stand; auf ihm beruhte der Lehnsstaat. Aber man darf auch seine geistige Rolle nicht unterschätzen (vgl. S. 127). Vor allem war er aber der Träger einer neuen bewunderten gesellschaftlichen Kultur geworden. Diese ästhetische Verfeinerung des Lebens, die an sich schon einen aristokratischen Charakter trug, wurde zum allgemeinen kulturellen Vorbild. Geistliche zunächst hatten schon früh — sie waren ja allein die Schriftgelehrten — französische höfische Dichtungen, freilich nicht ohne geistlichen Einschlag, ins Deutsche übersetzt, und später fehlte es nicht an Geistlichen, die die eigentlich ritterliche Dichtung pflegten, ihre Ideale priesen wie Thomasin von Zirklaria oder sich wie Wernher von Elmendorf in seiner „Tugendlehre“ der weltlich-antiken Lebensanschauung näherten. Auch in den Klöstern mochte sich mancher Mönch an der ritterlichen Epik wie am Minnesang erfreuen. Vor allem fanden aber die Bischöfe und geistlichen Würdenträger, die ja in der Regel aristokratischer Abkunft waren und so das aristokratische Gepräge auch der damaligen Kirche begründeten, Gefallen daran und zogen Sänger an ihre Höfe, die überhaupt den weltlichen Höfen in ritterlichem Glanz, in Festen und Turnieren, denen die Geistlichen natürlich nur zuschauten, oft wenig nachstanden. — Daß die reichen Bürger sodann, wenigstens damals, in der ritterlichen Kultur die einzig erstrebenswerte sahen, geht schon aus der aristokratischen Zusammensetzung des städtischen Patriziats hervor. Auch der gerade in frühen Stadien rasch reich werdende Kaufmann spielte in ihm bald eine Rolle und tat dem grundbesitzenden städtischen Adel und den Ministerialen gleich. Gottfried von Straßburg entstammt dieser Sphäre der städtischen Aristokratie, und in Konrad von Würzburg sind ritterliche und bürgerliche Elemente wohl vereinigt. Die Geselligkeit, die Tracht waren durchaus höfisch, man hielt auch Turniere ab, so 1226 zu Magdeburg einen „Gral“ für alle „Kaufleute, die

da Ritterschaft wollten üben". Andererseits ist die große, auch im übrigen Abendland zu beobachtende Rolle der Patrizierherrschaft in den Städten, von der wir (S. 116) noch hören werden, an sich schon ein Zeichen jenes aristokratischen Zeitgeistes und schon deshalb natürlich und zeitgemäß gewesen. So gab es eine, geistliche und bürgerliche Elemente heranziehende, wesentlich ritterliche Gesellschaft aristokratischer Färbung, die für ihre Zeit typisch war, der zwar hin und wieder die geistlichen Asketen grollten, die in einem ausgeprägten Gegensatz aber nur zu einer Schicht stand, auf der gerade alles wirtschaftliche Gedeihen damals noch beruhte, zur bauerlichen. Aber auch diese Schicht suchte in ihrem reicheren Teil dem allgemein bewunderten Lebensideal um so mehr nachzueifern, je näher dieser Teil dem landsässigen Ritter stand und je häufiger er sich, so namentlich in Bayern und Österreich, mit ihm berührte. Manch ritterlich-bauerliche Heirat kam zustande, mancher Ministeriale war ursprünglich bauerlichen Standes. Reiche Bauern, namentlich die junge Generation, machten nicht nur in der Kleidung, Wappnung und im Lebenssprung die französisiert-aristokratische Mode mit, sie tanzten auch nach höfischer Weise und begehrten, ritterlichen Sang zu hören, sie übten sich sogar selbst, zum Spott der Ritter, gelegentlich im Minnedienst und anscheinend auch im Turnier. Einen Einblick in dies Treiben der Jungen gewährt vor allem die Dichtung Wernhers des Gartenäre: Meier Helmbrecht.

Natürlich ging das alles mit jenem Verfall des ritterlichen Lebensideals selbst vorüber, aber immerhin war in dieser Epoche für das ganze Abendland der Grund zu einer höheren gesellschaftlichen Kultur gelegt, und ihre Traditionen wurden vor allem von der ritterlich-adligen Gesellschaft auch weiter gepflegt, trotz des Aufkommens einer neuen demokratisch-volkstümlichen Zeit.

Es erhebt sich die Frage, ob dieser Blütezeit der aristokratischen Kultur das volkstümliche Element ganz gefehlt hat, und damit berühren wir wieder unser Hauptproblem. Nicht zunächst der aristokratische als vielmehr der un- und internationale französisierte Charakter der ritterlichen Kultur spricht gegen ihre Volkstümlichkeit, ebenso aber der daraus sich ergebende konventionelle Zug, die „Verbildung“. Nationale Elemente fehlen indes nicht ganz: die Kampflust wie die Jagdleidenschaft, die der Ritter mit dem Herrn des frühen Mittelalters teilt, sind trotz der französischen Färbung mancher Kriegs- und Jagdsitten alt-



germanisch, auch gewisse Elemente der männlichen und weiblichen Erziehung. In dem naiven, zweifellos beschränkten Verhältnis zur Natur, der einfachen Naturfreude, der Frühlings- und Sommerlust, zeigt auch die Dichtung alte volkstümliche Züge. Wo sie, wie bei Walter von der Vogelweide, ein feineres Inbeziehung-treten des menschlichen Innern zur Natur verrät, zeigt sich freilich schon fremder Einfluß. Völlig gekünstelt ist die äußerliche, auf Glanz und Wunder hinarbeitende Naturbeschreibung der Epen, von Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg etwa abgesehen. Natürlich zeigt aber die Dichtung trotz der fremden Einflüsse auch sonst vielfach deutsche Färbung, und ihre schönsten Erzeugnisse, wie die Lieder Walters oder der Parzival Wolframs, sind doch vor allem als Blüten deutschen Wesens, größerer Innerlichkeit und Tiefe aufzufassen. Trotz allen fremden Firnisses war man doch wieder auf die deutsche Art stolz. „Deutsche Zucht geht vor ihnen allen“, heißt es bei Walter. Von der Bedeutung, die gerade der niedere Adel für die Mündigwerdung der nationalen Sprache nicht nur durch die Pflege der Dichtung in heimischer Sprache, sondern auch durch seinen Einfluß auf das Eindringen des Deutschen in den rechtlichen und geschäftlichen Schriftverkehr gehabt hat, werden wir noch (S. 126 f.) hören. Trotz jenes Gegensatzes zum unkultivierten Bauern zeigen sich nun weiter innerhalb der höfischen Dichtung selbst ausgesprochen volkstümliche Neigungen. Ihr Hauptträger ist der Bayer Neidhart von Reuenthal mit seinen realistischen Liedern, die unzweifelhaft in Form und Inhalt mit alten ländlichen Tanzliedern zusammenhängen, aber sich doch im Rahmen der höfischen Kunstdichtung halten, wie denn auch der Bauer darin das Objekt für den Spott des Ritters ist. Walter war über solche „Unfuge“ ent-rüstet, aber manche höfischen Dichter folgten doch Neidharts Spuren und zeigten mit ihrer „höfischen Dorfpoesie“ eine volkstümliche Reaktion gegen die überfeinerte Minnedichtung.

Man darf überhaupt über dem in unserm historischen Bewußtsein alles überragenden Glanz der höfisch-aristokratischen Kultur nicht die Bedeutung und die still wirkende Betätigung der niedrigeren Volkskreise übersehen. An sich weist ja schon das Rittertum selbst wenigstens in seinen aus unfreien Ministerialen erwachsenen Teilen auf eine seit längerem zu beobachtende Aufwärtsbewegung der niederen Schichten hin. Noch deutlicher und allgemeiner zeigt sich diese in der wirtschaftlichen und sozialen Hebung der breiten bäuerlichen Schicht gegen-

über der bisher auch wirtschaftlich führenden Grundherrschaft und in der Konsolidierung und wachsenden Bedeutung des städtischen Bürgertums. Gerade der aristokratische Zug der Zeit führte ebenso wie die gesteigerte Lebenskultur und die kriegerisch-politischen Interessen zu einer Abwendung der Herrenschicht — vom Osten ist zunächst nicht die Rede — von der persönlichen landwirtschaftlichen Betätigung, die zum Teil völlig aufhörte. Man lebte lieber von Lieferungen und Naturalabgaben, die sich dann mit der aufkommenden Geldwirtschaft zum Teil in feste Geldabgaben, freilich in sehr ungleicher Weise, wandelten. Bei dem allmählichen finanziellen Verfall namentlich des niederen Adels setzte freilich bald wieder die Sucht ein, diese Abgaben zu erhöhen und den Bauern auszupressen: aber zunächst war die Höhe der Abgaben gering — die Gründe ihrer Minderung wie der Schonung der Bauern überhaupt werden wir noch kennen lernen. Besonders die Fronden traten stark zurück. Die Zinsbauern wurden durch die Fixierung der Abgaben selbständiger, nachdem sie von der Grundherrschaft wirtschaftlich erzogen waren. Überhaupt kam man namentlich bei großen Grundherrschaften eben aus wirtschaftlichen Gründen dazu, den großen Betrieb mehr zu dezentralisieren und durch Zerlegung des Herrenlandes in Zinsgüter den Ertrag zu steigern. Im Westen gab es große Besitze schließlich überhaupt nicht mehr: alles war in häuerliche Betriebe aufgelöst. Günstig für die Bauern war zum Teil die Entwicklung der großen Grundherrschaft zur Landesherrschaft. Die Abhängigkeitsverhältnisse wurden dadurch, wie man mit Recht hervorgehoben hat, zu öffentlich-rechtlichen. Die Verschiedenartigkeit derselben trat zurück vor der Einheitlichkeit der Untertanenschaft: der einzelne wurde persönlich und wirtschaftlich unabhängiger.

Bei den größeren Grundherrschaften, insbesondere den geistlichen, war die wirtschaftliche Leitung nun zum Teil auf die ursprünglichen Verwalter oder Vertreter, auf die *M e i e r* übergegangen. Sie vermittelten die Lieferungen bestimmter Zinsbauern, d. h. sie gaben bald nur ein *fixum*, sie bewirtschafteten eine Art Vorhof, natürlich das beste und größte der Güter ihres Bezirks. Gerade sie zeigen nun auch zuerst eine Aufwärtsbewegung, sie vermehren ihr Gut durch Rodung, auch durch Übernahme von Herrenland gegen Zins; ihr Gut wird erblich, sie behalten die Zinsabgaben zurück, sie nähern sich den Rittern, die ja, wie sie meist selbst, zum guten Teil Ministeriale waren, oder werden nahezu freie Gutsbesitzer. Sie machen es also nicht anders

als die Vögte, als überhaupt alle, die für Leistungen und Ämter mit Land belehnt waren und dieses Lehnsgut zur erblichen, immer möglichst zu erweiternden Herrschaft gemacht hatten. Entsprechend handelte nun auch schließlich die Klasse der besseren Zinsbauern, die ja einst zum Teil aus ursprünglicher Freiheit zu größerer oder geringerer Abhängigkeit herabgedrückt war. Bei der Lockerung der Grundherrschaft nahmen sie auch, was sie kriegen konnten, an Nugberechtigungen wie Landstücken, emanzipierten sich von den Meiern und lieferten dem Herrn direkt, suchten die Abgaben zu mindern oder sich ihnen zu entziehen, gewannen jedenfalls bei deren Fixierung als Geldabgaben durch das Sinken des Geldwerts und näherten sich, wenn die Erblichkeit ihres Zinsguts erreicht war, den noch bestehenden Resten der vollfreien Bauern, abgesehen eben von ihren Abgaben, soweit sie diese nicht ganz zu beseitigen verstanden. Und selbst die Kopfszins zahlenden, auf dem Herrenhof fronenden unfreien Zinsbauern, deren Abstufungen überhaupt sehr mannigfaltig sind, gewannen durch jene Fixierung der Leistungen. Dadurch, daß man weiteres Herrenland gegen Zins auch an sie ausrat, wurden sie zum Teil allmählich zu „freien“ Zinsbauern. Durch Ansetzung auf einer Hufe wurde aber auch schließlich der eigentliche Hörige, der immer seltenere Leib-eigene ohne Land, zum Zinsbauern, wenn auch zum unfreien.

So hatte nach jener Periode der Herabdrückung von bäuerlichen freien eine Gegenperiode sozialer Hebung der ländlichen Schichten eingesetzt, wobei von allgemeiner Gleichförmigkeit der gewonnenen Stellung freilich in keiner Weise die Rede ist, und für das 13. und zum Teil das 14. Jahrhundert läßt sich entschieden von einer Periode bäuerlichen Gedeihens sprechen. Die Abgaben stiegen nicht, wohl aber der Wert und Ertrag des Bodens. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß der Bauer in äußerem Prunk zuweilen dem Ritter gleichzutun suchte, wie es besonders für die wohlhabigen österreichischen Bauern von den Dichtungen geschildert wird! Freilich hatte sich gerade durch die freiere Güterbewegung, insbesondere durch die Hufenteilung neben den reicheren, größeren Bauern eine zahlreiche Klasse von Kleinsitzern gebildet, denen es vielfach schlecht ging. Charakteristisch ist aber die Wiederbelebung des alten genossenschaftlichen Geistes besonders auch durch die freieren Zinsbauern; sie regelten wie die Reste der freien Bauern ihre Angelegenheiten wieder mehr und mehr selbst, nachdem schon früher seitens der Grundherrschaft sich die Fixierung eines besonderen Hofrechts als notwendig ergeben hatte.



Von neuem erwuchs die enge Lebensgemeinschaft der Dorfgenosfen, die dem einzelnen wirtschaftlichen, sittlichen und sozialen Halt gab, ihn auch freilich in allen Dingen gängete und dem ganzen Dasein etwas Starres gab. Auch am Gerichtsleben nahm der Bauer noch teil: diese höheren und niederen Dorfgerichte, im freien tagend, wurzelten durchaus im Volk, und in den später zahlreich aufgezeichneten „Weistümern“, die ja freilich vor allem die wirtschaftliche Sphäre regeln, steckt auch noch ein gut Teil rechtschöpferischer Kraft. Mächtig hatte sich auch wieder das Selbstbewußtsein der ländlichen Bevölkerung gehoben. Die milden Saiten, die die Grundherren seit längerem im ganzen ihren Grundholden gegenüber aufgezogen hatten, erklären sich aus der Erkenntnis, daß man auf sie angewiesen war. Man mußte sie gegenüber der zunehmenden Abwanderung, die zuerst gelegentlich der Kreuzzüge, dann nach dem Osten, dessen Kolonisation zu einer gewaltigen Bewegung geworden war, endlich infolge der Anziehungskraft der neuen städtischen Gebilde einsetzen, zu halten suchen. Eben dieser Umstand festigte den bäuerlichen Geist. Man ließ einen weltlichen Grundherrn, der die Bauern drückte, alsbald im Stich und nahm von einer geistlichen Herrschaft ein Zinsgut; aber man leistete auch dieser gegenüber nur das Nötigste. Die Grundherren minderten ihre Ansprüche ständig und sahen sich auch vielfach gezwungen, die freieren Formen der Erbpacht und Zeitpacht, die vor allem sich auf dem Neuland im Osten unter den freieren Verhältnissen entwickelt hatten, in größerem Umfang anzuwenden, und so hob wieder die größere Selbständigkeit das bäuerliche Selbstgefühl. Den vielfach auftretenden verarmten Bauerndrückern und Raubrittern gegenüber griff der Bauer z. B. in Bayern und Osterreich zuweilen zu gewalttätiger Vergeltung. Trotz der Verbote ging er dort auch meist gewaffnet einher, trug das Haar lang usw. und sah in seinem Wohlstand auch wohl mit Verachtung auf einen „armen Hofmann“ herab. In Westdeutschland verweigerte der Bauer gelegentlich den Zins und so fort.

Wenn also der Bauer meist gedieh, so war doch seine Wirtschaftsweise trotz mancher grundherrschaftlichen Einflüsse keineswegs besonders fortgeschritten. Es ist im Grunde der traditionell fortgepflanzte Betrieb alter Zeit, an dem man auch die späteren Jahrhunderte hindurch zäh festhielt. Dieses Gepräge hergebrachter Einfachheit trug überhaupt das ganze bäuerliche Leben. Jenes Mitmachen der höfischen Mode war doch

eine auf bestimmte Kreiſe beſchränkte und vorübergehende Erſcheinung. Die gewöhnliche Kleidung war überaus beſcheiden, die graue Arbeitſtracht, die dem Bauern nach allgemeiner Anſchauung auch allein gebührte. Bei ſeinen Feſten, inſondere den Hochzeiten, mochte er ſich ungebührlich kleiden und ſonſt einen rohen, quantitativen Luxus entfalten, ſich z. B. tagelang der Völlerei ergeben: aber wenn er auch ſonſt eine barbariſche Gefrägigkeit zeigte, ſo war ſeine Nahrung doch ohne Abwechslung und beſchränkte ſich auf die alten Speiſen. Auch der Wein iſt für ihn ein ſeltene Getränk geblieben. Ganz nach altem Gepräge waren Haus und Hausrat. Der äſthetiſche Sinn der Zeit tritt beim Bauern nicht hervor; inſondere war die Körperpflege gering und die Reinlichkeit wenig geſchätzt. Ebenſo fern ſteht er den geiſtigen Interellen, die ſich auch in Laienkreiſen zu verbreiten beginnen, wie der elementaren, von Geiſtlichen vermittelten Bildung.

Sein inneres Leben iſt einförmig und wird wiederum von Arbeit und Wiſchaft beherrscht, zugleich aber von dem vertrauten Verbundenein mit der Natur und alten Glaubensvorſtellungen beeinflusst. In einfacher, oft derber Natürlichkeit äußern ſich ſeine Triebe, und ſeine Feſte ſind vielfach die alten Naturfeſte. Dazu war das Kirchweihfeſt, die Kirmes getreten. Seine Lebensfreude kommt bei Feſten und an Feiertagen vor allem in der Form des alten Tanzreiheins, den Tanzlieder, dem Vorſänger vom Chor nachgeſungen, begleiten, zum Ausdruck. Man tanzte im Sommer franzgeſhmückt im freien. Hohe Sprünge und dergleichen gehörten dazu, und an Handgreiflichkeiten fehlte es nicht. Wie in der Vorzeit hörte man aber auch zur Unterhaltung gern alte Mären und alte Lieder. Ebenſo hatte bei den Bauern andere halb poetiſche Gut, namentlich Spruchgut, eine dauernde Stätte, mit dem Menſchenleben, der Wiſchaft und dem Wandel der Natur zuſammenhängend, dazu aber jene vielfach ſchon entſtellte alte Glaubenswelt, die in Sagen und Segen wie in einer Anzahl alter Bräuche, wieder mit Leben und Arbeit oft poetiſch verbunden, zutage trat. Feinere Gefühle liegen dieſer ganzen Atmosphäre fern. Nüchternen, geſchäftlichen Sinn und praktiſchen Erwerbsgeiſt, der auch die Schließung der Ehe beſtimmt, treten ſcharf hervor; auch eine Neigung zu liſtigen Praktiken, vielleicht ſchon durch die Abgaben und Lieferungen hervorgerufen, zeigt ſich ſpäter beim Verkauf der Produkte in der Stadt. Im übrigen beherrſchte das Leben, wie es bei halbkultivierten Menſchen der Zwang des Zuſammenlebens ſchließlich von ſelbſt ergibt, alte

Sitte, also ein gewisses Maß streng gehüteter, selbst erworbener, aber auch durch die Kirche anerzogener, in der Hauptsache volkstümlicher Anschauungen und Regeln.

Der ländlichen Sphäre des Beharrens steht die städtische des Fortschritts und der Bewegung gegenüber; sie zeigt gerade am deutlichsten jene Hebung der niederen Schichten. Die planmäßigen Gründungen im Westen wie seit der einsetzenden Kolonisation im Osten vermehrten die Zahl der Städte stark. Sind ums Jahr 1000 etwa 80 nachweisbar, so hatten sie sich um 1100 etwa verdoppelt, um 1200 verdreifacht, um dann rasch zu steigen und um 1400 beinahe die Zahl zu erreichen, zu der es das Mittelalter überhaupt gebracht hat, d. h. etwa 1000. An Umfang und Volkszahl waren sie natürlich sehr verschieden: die Entwicklung richtete sich nach der wirtschaftlich günstigen Lage, nach den Schätzen und Erträgen des Bodens usw. Mit dem Aufkommen der Städte wurde auch das anfangs spärliche Straßennetz immer dichter, besonders in staufischer Zeit. Wieder brachten die Vorteile aus Zöllen, Geleit usw. die Herren zur Errichtung neuer Straßen — von einem wirklichen Straßenbau ist aber keine Rede —, bis dieselben Motive zu einem Rückschlag, zu einer Art Straßenmonopol führten. Mit der Vermehrung der Straßen war natürlich auch die Errichtung zahlreicher Brücken verbunden. — Agrarisch fundiert oder gefärbt wie alles übrige (s. S. 60), werden die Städte doch immer mehr zu Sitzen von Gewerbe und Handel (s. S. 57 ff.). Die entsprechenden Bedürfnisse und Lebensbedingungen führen wieder zu größerer sozialer Freiheit. Die neben freien zahlreich zuziehenden Unfreien bilden mit freien Grundbesitzern, Handwerkern und Kaufleuten bald eine in gewissem Sinne homogene Masse, mit großen Unterschieden freilich des Besitzes und Einflusses, aber mit immer stärkerem Schwinden der Unterschiede in bezug auf die persönliche Freiheit. Die bald empfundene Gemeinsamkeit der Interessen treibt gleichzeitig zur Emanzipation von den Stadtherren, denen doch die Städte zunächst alles verdankten (s. S. 60). Ohne Rücksicht auf deren Organe hatten schon im 11. Jahrhundert die einerseits als feste Plätze bedeutenden, andererseits wirtschaftlich erstarkten Städte am Rhein im Bewußtsein ihrer Volkskraft eine selbständige kriegerisch-politische Rolle zugunsten der salischen Könige, wie auch später, gespielt. Das wachsende Selbstbewußtsein führte dann, zumal bei der Schwäche der Zentralgewalt, immer mehr dazu, größere Selbständigkeit zu erstreben; es kam besonders in den Bischofsstädten zu Kämpfen, die natürlich ungleich verliefen: das



Resultat war für die Hauptmasse der Städte, in Anknüpfung an ältere Vertretungsformen unter den Stadtherren, eine eigene Verfassung, Verwaltung und Gerichtsbarkeit, die Ratsverfassung, deren Bedeutung sich äußerlich in dem Bau der Rathäuser widerspiegelt. Diese im 12. und 13. Jahrhundert durchgesetzte, häufig genug freilich durch Geld erworbene Selbstverwaltung (Finanzen, Steuern, Polizei usw.) wurde später technisch vorbildlich.

Wirtschaftlich und sozial überwiegt in den Städten zunächst noch durchaus das Handwerk, d. h. vor allem auch der verkaufende Handwerker. Jene schon erwähnten mannigfaltigeren Ansprüche der wachsenden und verschieden gestellten Bevölkerung führten eine bedeutende Vermehrung der Gewerbetreibenden namentlich auf dem Gebiet der Nahrungsmittelgewerbe, der Weberei und der Bekleidungsgewerbe, deren Leistungen früher meist durch die Hauswirtschaft ersetzt waren, herbei; die bauliche Ausdehnung der Stadt, besonders aber die größeren Bauten der Kirchen und Rathäuser förderten die Baugewerbe, der größere Reichtum der oberen Bürgerklasse rief auch allerlei Spezialgewerbe hervor. Im ganzen ergab sich neben einem Zurücktreten der agrarischen Betätigung und einer Beschränkung der einzelnen auf ein bestimmtes Handwerk eine größere Spezialisierung innerhalb der Handwerke und, zum Teil unter fremden Einflüssen, eine immer bessere Technik und Kunstfertigkeit. Eine große Bedeutung für das innere Leben und die wirtschaftliche Betätigung der Handwerker wie für ihre Geltung nach außen hin hatte ihre hier nicht näher zu erörternde genossenschaftliche Organisation in Zünften, der der Zunftzwang von Anfang an die nötige Geschlossenheit verlieh. Die Obrigkeit der Stadt sah die Zünfte als die eigentlichen Organe der Bürgerschaft an, wie sie auch für deren militärische Gliederung und Verwendung wichtig waren. Der einzelne Bürger bedeutete eigentlich erst etwas als Glied einer Zunft.

So bildeten die Handwerker die eigentliche Masse der Bürgerschaft, nach deren Interessen sich die städtische Politik richtete; sie waren jedoch zum größten Teil auch Verkäufer und vertraten zugleich die Interessen des Handels. Aber neben ihnen hatten doch auch die eigentlichen Kaufleute von Anfang an allergrößte Bedeutung, einmal wegen der Einführung der vom Gewerbe gebrauchten Rohstoffe aus der ferne, weiter wegen des Vertriebes gewerblicher Spezialprodukte nach außen, vor allem aber auch als Vermittler der lokal nicht zu gewinnenden oder her-

zustellenden, begehrten fremden Produkte und Stoffe, der Gewürze und Tuche vor allem wie der Luxuswaren. Die kleineren Kaufleute, die Krämer, standen den verkaufenden Handwerkern nahe und bildeten Zünfte wie sie, waren aber nicht besonders angesehen. Dagegen traten die eigentlichen Kaufleute, die sich namentlich in Norddeutschland zu Gilden zusammentaten, früh in einen gewissen Gegensatz zu den Handwerkern. Es waren vor allem die Tuchhändler, die Gewandschneider, die großes Ansehen genossen, infolge ihres häufig bedeutenden Wohlstandes auch mit den „Geschlechtern“ zusammenwirkten und die Stadtpolitik bestimmend beeinflussten. Kleinhandel in Lauben, Gewölben usw. trieben in der Heimat auch diese größeren Kaufleute, aber einzelne von ihnen kamen doch auch zu einer bestimmenden Teilnahme am großen internationalen Verkehr, zu einem Großhandel, bei dem sie sich natürlich keineswegs auf den Tuchhandel beschränkten, sondern den Import der orientalischen Waren aus Italien und Flandern, ihren und der deutschen Waren Vertrieb nach Norden und Osten (von wo man wieder namentlich Rohstoffe hereinbrachte) eifrig pflegten und große Gewinne dabei hatten. Der deutsche Kaufmann wetteiferte nun in internationalen Handelsfahrten mit dem Italiener, der den Levantehandel schon seit längerem von Byzanz weg- und direkt an sich gerissen hatte, diese orientalischen Waren auch selbst in Westeuropa, auf den Messen der Champagne, in England und Flandern, vertrieb und dafür Tuche und Wolle eintauschte — von seiner Rolle im Geldverkehr, der zunächst vor allem an die Champagner Messen anknüpfte, ganz abgesehen. Mit Deutschland, das ja nicht allzuviel an den von ihnen begehrten Erzeugnissen bot, scheinen die Italiener doch weniger direkt gehandelt und seltener sich dort niedergelassen haben, als man früher annahm. Der Deutsche seinerseits, der nun auch den Juden aus den Gilden und von den Messen, d. h. aus dem Warenhandel verdrängte, tauschte gegen seine Rohstoffe usw. die orientalisches-italienischen Waren vielmehr auf den Messen der Champagne von dem Italiener ein, bald aber sicherte sich wenigstens der süddeutsche Kaufmann seine Teilnahme am italienischen Welthandel auch durch direkte Fahrten nach Italien, vor allem nach Venedig, vielleicht schon im 11. Jahrhundert.

Die Anfänge einer dauernden Festsetzung im Ausland fallen in das 12., weitere Niederlassungen folgen im 13. Jahrhundert. Das Vorgehen der deutschen Kaufleute, die draußen ebenso wie daheim Genossenschaften, Gilden bildeten und eigene Höfe einrichteten,

entspricht der Art der Niederlassung in Höfen, wie sie im Mittelmeergebiet seit Beginn des Mittelalters orientalische Kaufleute vielfach gegründet, wie sie dann vorgeschrittenere Abendländer, vor allem wieder die Italiener, ebenfalls eingerichtet hatten. In der Fremde konnte eben nur die genossenschaftliche Organisation dem Kaufmann ein durch Privilegien geschütztes Tätigkeitsfeld sichern. Ein früher Anziehungspunkt für die west- und nordeuropäischen Kaufleute war wegen seiner Wolle und Tuche England. Hier gab es Vereinigungen nordfranzösischer, flandrischer, auch skandinavischer (dänischer) Kaufleute. In Westeuropa war für diese Vereinigungen das niederdeutsche Wort Hanse allgemein üblich geworden. Zu den flämischen und nordfranzösischen Hansen trat später auch eine „Hansa Allemanniens“, die also einen ersten nationalen Zusammenschluß von Angehörigen verschiedener Stämme zeigt. Zuerst waren es die Kölner gewesen, die, in Fortsetzung des sehr alten Handels der Westdeutschen mit England, in London eine Gilde und auch ein eigenes Haus, die spätere Gildehalle, hatten. Für dasselbe wird bald nach 1150 der königliche Schutz urkundlich bestätigt. Die Kölner Hansa suchte auch anfangs die übrigen deutschen Kaufleute zu verdrängen. Aber die Notwendigkeit des Zusammenschlusses siegte. — Ähnlich war es auf einem anderen, nördlichen Gebiet, in Wisby auf Gotland, wo sich auch die dorthin immer zahlreicher kommenden deutschen Kaufleute zunächst in Genossenschaften nach ihren Heimatsorten vereinigten, dann aber eine gemeinsame Verbindung bildeten. Mit den Gotländern gingen die Deutschen auch in das russische Handelsgebiet, und nach dem Vorgang der alten skandinavischen Handelsniederlassung des Gotenhofes in Nowgorod gründeten sie dort auch einen deutschen Hof, wohl Ende des 12. Jahrhunderts. In Norwegen sodann, in Bergen, bestand eine deutsche Handelsniederlassung nach Bugge schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts. — Zu dieser Zeit hören wir denn auch von einem Bund deutscher Kaufleute in Flandern, dem großen Gebiet der Vermittlung orientalischer und südlicher Waren für West- und Nordeuropa. Und in Italien selbst, von dem eben schon gesprochen wurde, hatten die Deutschen bereits 1228 den Fondaco dei Tedeschi in Venedig erhalten. Freilich waren hier die Deutschen die Abhängigen und Beaufsichtigten und von den Italienern nur in deren eigenem Interesse geduldet. Blieb der Handel mit Italien vor allem die Domäne der süddeutschen Kaufleute, so war die der norddeutschen der Handel mit den nördlichen und



östlichen Gebieten mit ihrer Fülle von Rohprodukten, zumal seitdem nach der Kolonisation des slawischen Ostens aus den zahlreichen neuen deutschen Städten unternehmungslustige Kaufleute in diese Lande fuhren. — Aus dem Zusammenschluß der deutschen Kaufleute in England und im Norden ist bekanntlich ein Bund der Städte entstanden, denen diese Kaufleute entstammten und die durch deren Interessen in ihrer Politik bestimmt wurden. Die Hauptaufgabe dieses großen Bundes, dessen äußere Geschichte hier nicht erzählt werden soll, der charakteristischerweise lange den Namen „der gemeine Kaufmann“ führt und erst seit der Mitte des 14. Jahrhunderts als „deutsche Hanse“ bezeichnet wird, „war immer die Förderung des Auslandhandels und die Sicherung der dortigen Handelsniederlassungen“. Natürlich spielten aber beim Hansabund, dessen Grundlage die Schifffahrt bildete, auch die Sicherung des Handelsverkehrs im Binnenlande, die Förderung der Verkehrsinteressen gegenüber den Zollplackereien, der rechtliche Schutz der einzelnen, die Durchsetzung des Landfriedens in jener raub- und kriegslustigen, unsicheren Zeit ihre Rolle.

Darin entspricht er den nicht minder von handelspolitischen Interessen hervorgerufenen, zugleich aber stark politisch gefärbten, großen binnenländischen Städtebünden, dem Mitte des 13. Jahrhunderts entstehenden rheinischen Städtebund und dem ein Jahrhundert später sich bildenden schwäbischen. Es bedeuteten diese Städtebünde eine neue Phase der aufsteigenden Entwicklung der Städte überhaupt, ihrer Selbstständigkeitsbestrebungen und ihrer bereits früher beobachteten politischen Betätigung. Ein starker Gegensatz zum Adel, aber auch mehr und mehr zu den Landesherren, den Fürsten, tritt hervor. Das neue Wirtschaftsleben, dessen Sitze die Städte bilden — von der neuen Geldwirtschaft werden wir noch (S. 132 f.) hören —, setzt sich auch äußerlich, politisch durch, wie auf seinem Boden auch neue soziale Verhältnisse sich bilden und eine eigenartige Kultur entsteht. Eine neue, demokratisch gefärbte Zeit ist im Anzuge, aber zunächst überwiegt auch in den Städten jene aristokratische Zeifarbe. Ritterlich lebende Patrizier waren, wie wir (S. 105) sahen, die maßgebende Schicht in ihnen. Man hat mit Recht hervorgehoben, wie diese, in ihrer ganzen Lebenshaltung sich von den übrigen Kreisen unterscheidende, doch vor allem von den „stolzen“ reichen Kaufleuten geführte Schicht trotz ihres Kasten-geistes und ihrer Herrschsucht die eigentliche Gründerin der städtischen Macht und Kultur gewesen ist. Diese Männer haben die bedeutenden Befestigungen, die großen Kirchen und öffentlichen Bauten,

denen ihre stolzen Steinhäuser entsprachen, in erster Linie angeregt und vollendet, sie haben den Grund gelegt zu der städtischen Selbstverwaltung wie zu der selbständigen städtischen Politik nach außen.

Das auf dem Gebiet höherer Kultur führende Element bleibt aber auch in den Städten die Geistlichkeit, die allerdings immer stärker von bürgerlich-demokratischem Geist erfüllt wird, bis ihr die Laienschicht die Kulturpflege nach und nach abnimmt. Zunächst triumphiert überhaupt in der Welt des 13. Jahrhunderts neben der ritterlichen führenden Schicht, neben dem bäuerlichen primitiveren Element und dem bürgerlichen Träger der Zukunft die Kirche als alte Kulturmacht noch durchaus. Aus Frankreich war nicht nur die siegreiche weltlich-höfische Kultur gekommen, sondern vorher auch jener strengkirchliche Geist, der dann aber auch einen neuen Aufschwung kirchlich-kulturellen Lebens einleitete. Gotik und Scholastik sind die großen aus Frankreich stammenden Erscheinungen, in denen man zunächst Kulturschöpfungen der Geistlichkeit sehen muß, in denen viel von dem Geist der neuen Zeit nach den Kreuzzügen verarbeitet ist. Wenn man in den hochragenden gotischen Kirchen der Städte später gewiß auch das mächtig aufstrebende Bürgertum sich widerspiegeln sehen darf, wenn sie sich zum Teil gerade aus den Ansprüchen der wachsenden städtischen Bevölkerung, denen die romanischen Bauten nicht mehr gerecht wurden, entwickelt haben, wenn an ihrer Errichtung und Gestaltung in immer größerem Maße Laien als Helfer und vor allem als technisch ausgebildete Bauleute beteiligt waren, so sind jene Bauten doch in erster Linie die erhabensten Zeugen der Macht des priesterlichen Elements, des kirchlichen Geistes im Volke und des kulturellen Könnens der Geistlichen, nicht eines der Welt zugewandten Sinnes. Auf Gott und das Überirdische war ihrem ganzen Wesen nach auch die Scholastik gerichtet, die wie die Gotik die künstlerische, so die geistige Höhe der geistlichen Kultur repräsentiert (im übrigen aber eine noch nicht genug erforschte, lange Vorgeschichte hat). Auch in ihr steckt andererseits etwas vom laischen, freier gerichteten Geist. Nachdem jene asketische Richtung in Frankreich eine Vernachlässigung der Studien herbeigeführt hatte, war dieses Land im 12. Jahrhundert der geistige Mittelpunkt des Abendlandes geworden, insbesondere Paris. Immer massenhafter strömten nun deutsche Kleriker, die in Frankreich das geistliche Musterland sahen, dorthin und übertrugen dann die neue geistige

Strömung auch in die Heimat, wohin sie aber bei der Internationalität des geistlich-geistigen Lebens — der große in Paris lebende Albertus war z. B. ein Deutscher — auch auf andere Weise drang. Das Zentrum dieses Lebens blieb die Theologie, aber eine Theologie, deren Glaubenssätze philosophisch durchdacht wurden, die zu einem philosophischen Gedankensysteme erblühte. Unzweifelhaft geht diese Strömung zu einem wesentlichen Teil auf die geistigen Einflüsse des Islam, denen sich seit den Kreuzzügen das Abendland geöffnet hatte, und durch die diesem vor allem wieder die griechischen Philosophen und sonstigen Autoren unter spanisch-jüdischer Vermittlung bekannt wurden, zurück. Auch sonst waren diese Einflüsse damals zu spüren. Der Aufschwung der Medizin in Italien und Frankreich (Montpellier) wie der der naturwissenschaftlichen Studien gehören hierher. Dort widmeten sich diesen Studien auch schon Laien, ebenso wie der Jurisprudenz, die mit dem Aufblühen der Rechtsschule zu Bologna, aber auch der nicht minder wichtigen zu Orleans damals ebenfalls einen an die Antike wieder stärker anknüpfenden Aufschwung nahm. Zurück traten, vor allem gegenüber den metaphysisch-logischen Zweigen, die schon durch jene asketische Bewegung bekämpften poetisch-grammatisch-literarischen Studien. Der große Meister der Wissenschaft wurde Aristoteles, die Quelle der Wahrheit, freilich durchaus theologisch zurechtgestutzt und namentlich formalistisch verwertet. Von Bedeutung wurde er insbesondere auch für die Dialektik, die nun meist der Hauptunterrichtsgegenstand und in dem nunmehr höchst wichtigen, wiederum formalistisch geführten Schul- und Meinungsstreit die eigentliche Methode der Scholastik wurde. Man darf über diesem, eben vor allem durch schulmäßige Übung entwickelten, zugespitzten, künstlichen, äußerlich-formalen, alles begriffsmäßig zustutzenden, auch wieder stark verfeinerten, dekorativen Treiben nicht das wesentliche Moment übersehen, daß damit doch eine sehr bedeutende Schulung des Verstandes einherging, daß überhaupt das Denken, die Vernunft eine entscheidende Rolle spielte. Man gelangte doch zu einem selbständigeren wissenschaftlichen Denken. Es handelt sich wirklich um Philosophie, freilich um mittelalterliche Philosophie. Ihr Hauptziel war die Vereinigung von Glauben und Denken, Theologie und Philosophie, wobei die letztere aber die Dienerin war. Eben Frankreich, wo das »studium« überhaupt blühte, ist wieder die Hauptpflegestätte der Scholastik, und auch als solche äußert es seinen damals gewaltigen Einfluß auf Deutschland.



In Paris lehrte auch lange der Doctor universalis, Thomas von Aquino, der in seinem System jene erstrebte Vereinigung erzielt zu haben glaubte. Wie ihm dann Gegner erstanden, wie überhaupt die Scholastik, die Universitätswissenschaft des späteren Mittelalters, sich weiter und freier entwickelte, wird uns noch (S. 162 f.) beschäftigen.

Jedenfalls bestätigt auch das geistig-geistliche Leben, wie wichtige Keime sich gerade im 13. Jahrhundert, das ja auch im übrigen Abendland eine der fruchtbringendsten Perioden war und besonders für Frankreich eine Zeit des Glanzes darstellt, entfalteten. Es ist in der Tat eine Zeit allgemeiner Geltendmachung der Kräfte. Es bahnt sich bereits eine Ausgleichung zwischen den Mächten höherer Kultur und den starken Fähigkeiten des Volkstums an. Es ist eine Zeit materiellen Gedeihens, wie es vor allem durch die sich kraftvoll hebenden niederen Volksschichten, den Bauer und den Bürger, oft mit hartem, rücksichtslosem, gewalttätigem Egoismus erstrebt und durchgesetzt wird. Die alte Ungebändigkeit — Papst Paschalis II. fürchtete die Wildheit der Deutschen! — tritt dabei noch immer zutage; sie zeigt auch der Ritter, je mehr er die höfische Verbildung von sich abstreift. Auch die alte kriegerische Ader ist noch stark bemerkbar, nicht nur beim Ritter, der den Waffenberuf exklusiv für sich in Anspruch nahm. Der Bauer kennt noch Wehr und Waffen; der Bürger ist noch kein stubenhockender Philister. Die Städte sind Burgen, Festungen; die Zünfte sind Wehrkörper; die Waffenübungen spielen eine große Rolle. Aber der Schwerpunkt der bäuerlichen und bürgerlichen Tätigkeit liegt nun doch ausschließlich in der wirtschaftlichen Arbeit. Allmählich beeinträchtigt die aufblühende städtische Entwicklung jene agrarische Atmosphäre, die noch immer über dem Ganzen liegt. Weniger zeigt sich der Einfluß des Bürgertums zunächst im geistigen und künstlerischen Leben. Dagegen sahen wir eine Laienkultur ästhetisch-gesellschaftlichen Charakters sich im Rittertum entfalten. Der ästhetische Charakter der Zeit zeigt sich ferner in jenem großartigen Ausblühen der bildenden Künste. Diesem zuletzt (S. 118) auch für das geistige Leben beobachteten kulturellen Gedeihen entspricht im politischen Leben wenigstens teilweise noch eine Fortsetzung des staufischen Glanzes. Aber bereits der von der feinsten Kultur seiner Zeit erfüllte Friedrich II. wehrte der politischen Zersplitterung kaum noch: die sich aus den großen Lehnsträgern entwickelnden Landesherren wurden vielmehr in ihrer Machtstellung anerkannt. In der

kaiserlosen Zeit, als eine Zentralgewalt überhaupt fehlte, nahm das freie Spiel der Kräfte, vor allem auch die gewalttätige Raublust, einen gefährlichen Charakter an."

Die deutsche Hegemonie in Europa war damit um so mehr erschüttert, als gerade andere Staaten in dieser Zeit zu nationaler Konsolidierung gelangten, Frankreich vor allem, England und Spanien. Auch in Italien zeigte sich ein Aufschwung des Nationalgefühls. In Deutschland ging die Richtung auf immer größere Machtvollkommenheit der verschiedenen Landesherren, die die in Frankreich so wirksame Einziehung erledigter Lehen durch den König verhinderten, ihn von jeder Einmischung in die Ausübung der erblich gewordenen Ämter durch sie ausschlossen und ungefähr die Rechte ausübten, die früher der König gehabt hatte. Wie kräftig die Landesherrschaft schon im 13. Jahrhundert stabilisiert wurde, hat Spangenberg kürzlich näher ausgeführt. Daß der Adel, der seine Ämter (wie die des Burggrafen, Grafen, Vogtes) als erbliche Lehen betrachtete, durch seine Selbstständigkeitsgelüste die Landesherren ebenso ohnmächtig machte, wie es der Zentralgewalt von ihnen widerfahren war, hinderten diese, indem sie hofrechtlich gebundene Ministerialen zu höfischem, militärischem und Verwaltungsdienst gegen Besoldung durch Geld oder gegen Verleihung nicht erblicher Lehen und sonstiger Benefizien und Einkünfte heranzogen, überhaupt die Verfügung über erledigte Lehen immer in ihrer Hand behielten, im übrigen ihren Besitz als Machtmittel aber ständig zu vermehren und möglichst ein geschlossenes Territorium zu schaffen suchten. Sie erreichten (s. S. 94), daß der Adel, um sich die Vorteile des Fürstendienstes nicht entgehen zu lassen, in die Ministerialität eintrat. Diese wurde ihrerseits dadurch gehoben — wir hörten schon (S. 93) von der Zusammenschmelzung der verschiedenen Elemente zu ritterlichen Lehnsmannen, die aber zunächst vom Territorialherrn abhängig waren und erst später Emanzipationsgelüste entwickelten. Diese Ministerialen wurden nun als Amtleute usw. die Träger einer bald ziemlich straffen und weitfichtigen Verwaltung des Territoriums, dessen Geschlossenheit freilich geistliche und reichsunmittelbare Gebiete unterbrachen. Ebenso drängten sie im fürstlichen Rat Klerus und Adel mehr und mehr zurück: es bildete sich später ein ständiger oberster Rat als Zentralverwaltung über der lokalen Amtsverwaltung. Dieses Beamtentum nahm nun schon die meisten der späteren fürstlichen Aufgaben erfolgreich in Angriff, die Durchführung direkter Steuern, die Ordnung von Münze, Maß und Gewicht, die Fürsorge

für Wirtschaft und Verkehr, und machte sich im Heer- und Gerichtswesen auch schon der Kirche gegenüber geltend. Aber nach wenigen Jahrzehnten wurde alles unterbrochen. Die Ritter suchten sich vom Landesherrn unabhängig zu machen, sie bildeten selbstbewußte Körperschaften und benutzten dieselben Mittel der Emanzipation wie die Fürsten gegenüber dem König. Die Städte hatten sich schon vorher immer selbständiger entwickelt, und ebenso hielt der Klerus immer zäher an seinen alten Privilegien und Freiheiten fest. Es war der frisch aufstrebende ständische Staat, vor dem die junge Landesherrschaft auf lange Zeit hinaus kapitulieren und ihre Machtmittel preisgeben mußte, bis später die allgemeine Zerrüttung wieder zum Eingreifen des erstarkten Fürstentums führte.

Zunächst liegt in dem gegenseitigen Widerstreben der vielen kleinen Gewalten — an sich ein Zeichen kräftigen Lebens in allen Schichten und Vorbedingung für die großen Schöpfungen der Hanse u. a. — der bezeichnende Zug politischen Lebens. Es war wieder der alte Individualismus, verbunden mit oft unbändigem Egoismus, mit Habgier und Nichtachtung der sittlichen Bande. Vergeblich waren die gegen die Fehde- und Raublust schon im 12. Jahrhundert und später immer wieder von der geschwächten Zentralgewalt aufgenommenen Landfriedensbestrebungen, zumal bei der brüchigen Lehnsverfassung. Gegen das räuberische Treiben, gegen die Fehdelust und das zum wirklichen, formell ausgebauten Recht gewordene Fehderecht — seit dem großen Landfrieden von 1235 suchte man durch eine berechnete Fehde der Unberechtigten zu steuern —, kurz gegen die allgemeine Unsicherheit fand man nur wieder in der Selbsthilfe ein Mittel, freilich in einer mit dem alten genossenschaftlichen Geist verbundenen Selbsthilfe, in der Vereinigung der durch gleiches Interesse Verbundenen. Fürsten, Städte, auch das wegen seiner Verarmung unruhigste Element, die Ritter, schlossen sich zu Bünden zusammen, in der Schweiz freie Bauern zur Eidgenossenschaft. Doch liegt der Höhepunkt dieser Entwicklung im 14. Jahrhundert, als die Fehde- und Raublust immer zunahm. Das 13. Jahrhundert sah noch nach dem Interregnum die energische Friedensförderung durch Rudolf von Habsburg. Im ganzen wird aber der politische Partikularismus mehr und mehr zur Signatur der Zeit, und das deutsche Reich als solches besteht eigentlich mehr durch das Schwergewicht seiner Tradition als durch wirkliche Machtstellung. Eben das Lehnswesen, auf dem es beruhte, hatte es ohnmächtig gemacht, militärisch und finanziell. Es ist nun nicht nur das selbständige



Gebaren aller, auch der kleinen politischen Gewalten und eigenständigen Bildungen, sondern auch die außerordentliche Absonderung der einzelnen Stände, die das allgemeine Auseinandernamentlich der späteren Zeit hervorruft. Wie die Stände, fast unabhängigen Staaten gleich, nach besonderem Recht leben, die einen nach geistlichem (kanonischem), die andern nach ritterlichem Lehnsrecht, die dritten nach Stadtrecht, so gibt sich auch die Kultur gewissermaßen ständisch. Wir können das später z. B. in der Literatur deutlicher verfolgen, in den Gattungen der geistlichen, ritterlichen, bürgerlichen Dichtung. Freilich sahen wir (S. 105 f.), daß eine Zeitlang die ritterliche Kultur, deren Blüte ja auch nur noch in die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts fällt, die anderen Stände mit ergriff. Aber im allgemeinen ist die Kultur dieser und der folgenden Zeit „Partialkultur“, wie sie J. Burckhardt treffend genannt hat. Ein kräftiges kulturelles Leben ist zum Teil gerade dadurch hervorgerufen.

Andererseits tragen nun die Stände selbst wieder jenen stark internationalen Zug, natürlich unter Beschränkung auf das christliche Abendland, seit jeher der geistliche Stand, aber, wie wir (S. 85) sahen, auch das Rittertum, das Bürgertum, besonders der Kaufmann. Internationalen Charakter trug überhaupt zum Teil die gesamte Kultur. Zu den schon besprochenen gemeinsamen Faktoren waren nun die stärkeren Berührungen mit dem Orient hinzugetreten, die zunächst bei den Romanen, dann auch bei den übrigen Abendländern zu einem Ausgleich zwischen den heimischen Kräften und den neuen Anregungen führten. Höfische Kultur, Scholastik und Gotik zeugen davon, alle mehr als nationalen Charakters.

Ist also die Kultur damals teilweise Standeskultur, andererseits wieder vielfach international gefärbt, so ist sie weiter zu einem guten Teil auch insofern nicht nationale Gesamtkultur, als die Stammesgegensätze noch immer ihre Rolle spielen. Der Hauptgegensatz ist jetzt weniger der zwischen den Sachsen und den Franken als der zwischen Sachsen und „Schwaben“, d. h. zwischen Niederdeutschen und Oberdeutschen. Er tritt schon hervor unter den salischen Herrschern, namentlich unter Heinrich IV. und V., wobei auch die Thüringer zu den Sachsen hielten; er spielt dann aber auch in den politischen Gegensatz zwischen den (ursprünglich süddeutschen) Welfen und den schwäbischen Staufern hinein. Gerade zur Stauferzeit wurde Schwaben das politisch und kulturell führende Land. Die Schwaben haben im Heer das Vorstrittrecht, sie

führen die Reichssturmfahne, bei ihnen besonders blüht die höfische Seite des ritterlichen Wesens, die gesellschaftliche Bildung und der Minnesang. Aber die allgemein anerkannte „Werdekeit“ der „stolzen“ Schwaben fand am ehesten bei den Sachsen Gegnerschaft, und wenn in der „schwäbischen“ Kultur manches Romanische steckt, so vertreten die Sachsen unzweifelhaft mehr das altnationale Element, so sehr sich in der Zeit der sächsischen Kaiser ihr kulturelles Leben gehoben hatte. Eine wirkliche Annäherung an die oberdeutsche Kultur trat eigentlich erst mit dem Sturze Heinrichs des Löwen ein, wodurch den zentralen Mächten: Kirche und Reich wieder größerer Einfluß gesichert wurde. Im ganzen war aber für universalistisch-romanistische Tendenzen hier in Sachsen kein Boden. Die nationale Kraft der Niederdeutschen zeigt sich weiter in ihrem kolonialisatorischen Vordringen gegenüber dem Slawentum, bei dem sie zugleich ihren praktisch-nüchternen Sinn und ihren wirtschaftlichen Unternehmungsgeist, der ja auch die niederdeutschen Kaufleute auszeichnet, bewährten. Die Sachsen waren es ferner, die zuerst im praktischen Rechtsleben die heimische Sprache auch für die schriftliche Abfassung eines Rechtsbuches anwandten, des Sachsenspiegels, den um 1230 der Ritter Eike von Repgowe auf Veranlassung seines Herrn, des Grafen Hoyer von Falkenstein, ins Niederdeutsche übertrug, nachdem er ihn ursprünglich lateinisch niedergeschrieben hatte.

Aber gerade diese beiden gewaltigen Außerungen volkstümlichen Aufschwungs, die Germanisierung und Kolonisierung des slawisch gewordenen Ostens und das allgemeine Durchdringen einer deutschen Schriftsprache, sind nun doch auch wieder für das Gesamtvolk bezeichnend, sind Beweise der nationalen Gesamtkraft. Über die Kolonisation des Ostens, die schon im 12. Jahrhundert einsetzte und im 14. noch andauerte, seien hier alle Einzelheiten beiseitegelassen. Mit der im 12. Jahrhundert im ganzen abgeschlossenen Germanisierung oder vielmehr Bajuvarisierung des Südostens hat diese Bewegung nichts zu tun. Aber auch mit der früheren, vor allem durch den Slawenaufstand von 983 um ihre Erfolge gebrachten, infolge der italienischen Aspirationen überhaupt zurückgetretenen Slawenpolitik der sächsischen Könige hängt sie nur sehr lose zusammen. Freilich ein Gesichtspunkt stand auch jetzt, wenigstens nominell, im Vordergrund, der der Christianisierung, wie ja auch einst die Sachsen von den Franken christianisiert, d. h. zugleich unterworfen wurden. Und wie einst die Benediktiner vom romanisierten Westen und Süden

aus in das innere Deutschland nicht bloß als Befehrer, sondern auch als Kolonisatoren vordrangen und von den Herrschern gerade deshalb gefördert wurden, so erfüllten jetzt zunächst die Prämonstratenser und dann vor allem die Cistercienser die gleiche Aufgabe der planmäßigen Rodung und Besiedelung im waldstarrenden Osten. Und wie damals der Landgewinn und die wirtschaftlichen Vorteile der die Bewegung treibenden Fürsten und Herren im Vordergrund standen, so war es auch jetzt bei den Landesherren der den Slawen benachbarten Gebiete in fast noch höherem Grade der Fall, nur daß die Landesherren nicht allein durch die Mönche, sondern vor allem durch eine eigene, planvoll systematische Unternehmerpolitik die Kolonisation förderten wie Albrecht der Bär und Heinrich der Löwe. Selbst slawische Fürsten, so in Schlesien, begünstigten die deutschen Siedelungen und wünschten sie. Wirtschaftlich-politische Interessen, daneben religiös-kirchliche Motive sind also ausschlaggebend, nicht bewußt-nationale.

Ein eminent nationales Werk war das Ganze aber dennoch: mit ihm wurden weite Gebiete dem Deutschtum — das deutsche Reich war bis dahin nicht allzu groß — wieder gewonnen; es waren ferner bei ihm neben den treibenden Landesherren und den missionseifrigen Mönchen doch weite Kreise des Gesamtvolks freiwillig beteiligt, freilich wieder aus wirtschaftlichen Motiven, um nämlich im Neuland ein besseres Gedeihen zu finden. Vor allem suchten die Holländer ihre in der Heimat geschulte Fähigkeit, zu entwässern und zu meliorieren, in ähnlichen Gegenden zu verwerten und waren früh von den Cisterciensern wie von den Fürsten gesuchte Leute. So sehr nun die Fürsten mit allen Mitteln Ansiedler zu gewinnen suchten, so war das Ganze doch „eine im Grunde spontane, große bäuerliche Wanderung, die zunächst von Holland ausging, sich aber bald auch aus anderen westdeutschen Gegenden rekrutierte“. Namentlich seit der Mitte des 13. Jahrhunderts überwog die Spontaneität der Bewegung. Für Holland mag die Bedrängung durch Überschwemmungen, für die Rheinfranken mögen wirtschaftliche Nöte in Betracht gekommen sein, bei den meisten West- und Mitteldeutschen aber, den Franken, den Sachsen und Thüringern, muß die Bewegung als eine Fortsetzung der alten Ausbautätigkeit im westlichen Deutschland angesehen werden, des allgemeinen Rodungs- und Siedlungseifers. Bei der zunehmenden Bevölkerung, dem Überschuss an Kraft (der Menge der jüngeren Söhne) strebte man begierig immer nach Neuland und fand solches nunmehr im Osten reichlich. Zugleich er-



hoffte und fand man dort größere persönliche Unabhängigkeit. Gegenüber dem sonst überwiegenden Zug nach Westen trat schon seit den Kreuzzügen, die überhaupt das Volk beweglich machten, derjenige nach Osten hervor. Auch die Städtegründungen, die ja erst nach der bäuerlichen Besiedelung möglich waren und vor allem im 13. Jahrhundert sich häuften, sind eine Fortsetzung der großen Städtegründungsperiode im Westen. Die Städte waren sichernde Burgen und Märkte zugleich. Aber neben den Herren traten nun auch die Kaufleute als Städtegründer auf, wie sie überhaupt in den neugegründeten Städten eine Hauptrolle spielten, zugleich aber, durch ihre gemeinsamen Fahrten und Niederlassungen im Ausland national geschlossen, ein besonders wichtiger Germanisierungsfaktor waren. Die schematisch-regelmäßig angelegten Städte wurden, je weiter nach Osten, um so mehr die eigentlichen Mittelpunkte der deutschen Kultur und des Fortschritts, da das Land noch lange nur dünn besiedelt und mit einer großen slawischen Unterschicht besetzt war. Am meisten gilt dies vom Ordenslande, wo der Ordensritter, ein Kreuzfahrer gegen die slawischen Heiden, der letzte Repräsentant der großen Zeiten des Rittertums, vor allem kriegerisch und weiter agrarisch sich betätigte, während „die bekannte Handelstätigkeit und Verwaltungsarbeit des Ordens im Grunde von den Städten geleistet wurde“. Natürlich stellte der niedere Adel, bezw. das Ministerialenelement, auch für den übrigen Osten sein Kontingent bei der Besiedelung: der Osten bot für jüngere Söhne oder besitzlustige Reisige die beste Gelegenheit, Grundherr zu werden. Und zwar setzte hier im Gegensatz zum Westen mit seinem bäuerlichen Kleinbetrieb auch wieder ein herrschaftlicher Eigenbetrieb ein, der bei den weiten okkupierten Flächen alsbald zum Großbetrieb wurde. Im Osten bildete sich auch später ein besonders geartetes Herrentum aus. Zunächst kam die gewaltige Expansion jedenfalls allen Klassen der Nation zu gut und war ein Zeichen ihrer Kraft.

Jene zweite Erscheinung nationalen Aufschwungs, die *Emancipation* der deutschen Sprache, war zunächst eher ein Zeichen, daß die Kultur des deutschen Volkes so weit gereift war, daß sie des Zwanges einer fremden Kultursprache entbehren konnte, aber doch auch ein Beweis stärkeren Nationalgeistes. Gerade die Kreuzzüge, die doch zur Ausbildung einer von orientalischen Elementen beeinflussten gemeinsamen romanisch-germanischen Kultur beitrugen, hatten, wie wir (S. 86) sahen, durch die nähere Berührung der Völker das Gefühl für die nationalen Unterschiede geschärft.

Dazu kam nun aber die ebenfalls mit und nach den Kreuzzügen eintretende stärkere kulturelle Durchbildung. Volkstum und höhere Kultur hatten einander jetzt so sehr durchdrungen, daß die Kultur notwendig einen volkstümlichen Ausdruck gewinnen mußte. Und bezeichnenderweise gingen da wieder die kulturell fortgeschritteneren Romanen den Deutschen voran. Das Joch der lateinischen Schriftsprache, in dichterischen Schöpfungen unter dem Druck natürlichen, ursprünglichen Empfindens bereits vielfach abgestreift, wurde nun auch für das geschäftliche und politische Leben abgeworfen, und auf dem Gebiet der schönen Literatur drang die nationale Schriftsprache nun völlig durch.

In Südfrankreich und Spanien, bald auch in Italien sehen wir so die Volkssprache sich durchsetzen. Dann folgt auch Deutschland, und zwar, trotz des frühen Beispiels jenes niederdeutschen Rechtsbuches, für die Urkunden- wie später auch für die Briessprache zunächst der kultiviertere Westen und Süden. Hier hatte sich zunächst im 12. Jahrhundert nach dem Vorgang der Franzosen eben die Pflege der heimischen Dichtung über die Kreise der Volksänger und Spielleute hinaus, wenn auch an sie anknüpfend, zu einer weitverbreiteten Standesgewohnheit des Adels entwickelt. Hier hatte sich dann für diese neuerblühende Dichtung nach demselben Muster die schriftliche Aufzeichnung verbreitet, natürlich mit Hilfe der schreibkundigen Kleriker. Den Dichtungen folgen nun schon vor der Mitte des 13. Jahrhunderts, wenn man von vereinzelt Fällen früherer Zeit absehen darf, in jenen Gegenden deutsche Urkunden, nachdem zuerst einzelne Wendungen, dann ganze Sätze deutsch gewesen waren. Um 1300 hat die deutsche Urkundensprache sich hier vollständig durchgesetzt, während es damit in Mitteldeutschland länger und in Niederdeutschland etwa noch ein halbes Jahrhundert dauert. Die Stadtrechte zeigen seit der Mitte des 13. Jahrhunderts das Vordringen des Deutschen, noch mehr die Dienstrechte. Und nicht lange nach dem frühen Beispiel des Sachsenspiegels folgt (1235) die Veröffentlichung eines lateinisch geschriebenen Reichsgesetzes, des Mainzer Landfriedens, zugleich in deutscher Übersetzung, während das oberdeutsche Gegenstück zum Sachsenspiegel, der deutsche Schwabenspiegel, erst 1275 abgefaßt wird. Das Hauptmotiv der Anwendung des Deutschen war ein praktisch-wirtschaftliches, wie auch bei der Kolonisation nicht der nationale Gedanke im Vordergrund steht. Man will in seinen Geschäften und rechtlichen Verhältnissen nicht mehr abhängig sein von einer Sprache, die man nicht vollkommen versteht.

Solche Ansprüche durchzusetzen, konnte dem Bauern nicht und noch kaum dem Bürger gelingen: sie wurden vielmehr gegenüber dem lateinischen Monopol der Geistlichen vor allem von derjenigen Schicht durchgesetzt, die damals führte, dem ritterlichen, dem niederen Adel. Seine soziale und kulturelle Geltung, sein kriegerisches und herrenmäßiges Selbstbewußtsein ließen eben nicht mehr die lateinische Bildung für die Geschäfte der Welt als unerläßlich erscheinen. Seine Urkunden, sein Dienstrecht wollte er so haben, daß er sie verstand, gerade wie er nicht lateinische, sondern deutsche Dichtungen pflegte und schätzte. Und so zeigen die deutsche Sprache zuerst gerade seine Privaturkunden, dann auch die Königsurkunden, die in seine Sphäre fielen und ihn als Empfänger angingen. Daß die Schreiber und Abfasser Geistliche waren, tut nichts zur Sache. Ohne die geistliche Bildung war ja die Entstehung auch der deutschen Schriftsprache überhaupt unmöglich.

So steckt denn in der aristokratischen Kultur der Zeit jener schon betonte volkstümliche Zug. Umgekehrt zeigt aber der ausschlaggebende Einfluß, den der Adel auch bei dieser Emanzipation der Volkssprache übte, wie sehr die Führung in dieser ganzen Zeit noch bei ihm war. Die großen Herren andererseits, die Landesherren, sahen wir als leitende und bestimmende Faktoren in jener großen Kolonisationsbewegung wirken, wenigstens zu Anfang. Und so wird wieder die oben (S. 104) als charakteristisch hingestellte aristokratische Signatur dieses ersten selbständigeren kulturellen Aufschwungs der Deutschen bestätigt. Aber wir sahen auch schon, wie stark sich die niederen Volksschichten bemerkbar machten: es sollte bald die Zeit kommen, wo sie dem Adel die Führung abnahmen.

---



## Fünftes Kapitel.

### Ausbildung einer allgemeineren Laienkultur volkstümlichen Charakters: Bürgerlich-demokratische Epoche.

Wir treten jetzt in eine Zeit, die nicht allein eine starke Durchdringung von Volkstum und Kultur zeigt, sondern in der das eigentlich charakteristische Moment das Überwiegen volkstümlicher Elemente ist. Die anfangs nur schwer als Unterströmung erkennbare Volkstümlichkeit hatte sich zunächst in der aristokratischen Laienkultur des Rittertums trotz aller romanisch-konventionellen Züge zu immerhin greifbarer Erscheinungsform durchgerungen. Auch die bäuerliche Schicht, das große Reservoir der nationalen Kraft, das Element zäher Beharrung in Leben, Fühlen und Denken, tritt um diese Zeit stärker und lebensvoller hervor. Aber die geistige Isoliertheit und kulturelle Rückständigkeit des Bauerntums ließ dieses, trotzdem es am besten alles Volkstümlich-Natürliche bewahrte, bei dem nun folgenden Aufschwung auch der niederen Volksschichten doch nicht oder, besser, bei dem Fortschritt der Zeiten nicht mehr zum bestimmenden Faktor für das Gesamtleben der Nation werden. Das wurde vielmehr die Bevölkerung der Städte, und als später das Bauerntum, nicht nur wegen vermehrter, namentlich öffentlicher Lasten und sozialer Nöte, sondern auch aus einem gewissen geistig-persönlichen Drange nach größerer Geltung heraus sich selbst gewaltsam durchzusetzen suchte, da war es zu spät.

Hingegen hatte das Bürgertum die Vorteile seiner größeren geistigen Beweglichkeit, des weiteren Horizonts, fortgeschrittener wirtschaftlicher Betätigung und zum erstenmal dauernd in die Erscheinung tretender stärkerer Konzentration von Massen. Die allmählich immer zunehmende höhere, spezifisch städtische Kultivierung fiel bei dem starken Zusammenhang von Land und Stadt nicht so ins Gewicht, daß der Städter etwa die starke Gemeinsam-

keit volkstümlichen Denkens gegenüber dem Landvolke zu verlieren begann; am wenigsten konnte dies bei den niederen städtischen Schichten der Fall sein. Dazu kam der Einfluß eines damals sehr wichtigen Elements, das sich aus Land und Stadt, auch aus den Klöstern rekrutierte, das eine Zeitlang in den Städten hauste, aber dann wieder auf den Landstraßen innigen Zusammenhang mit der Natur fand, des Elements der fahrenden Leute. Es waren die Sänger und Spielleute, Gaukler und Fechter, die, von den Burgen verbannt, von der Kirche verfolgt, ihr Publikum nun im eigentlichen Volk hatten, weiter herumziehende Kleriker und Scholaren, mit denen sich Bettler und schlimmes Volk, dazu auch niedere Reisende sonst mischten. Diese Fahrenden verbanden Stadt und Land, sie bildeten den besten Nährboden für alte volkstümliche Neigungen, sie waren die Hauptträger des Volksliedes.

Immerhin bildet doch vor allem die Stadt den eigentlichen Untergrund für die nun sichtbare stärkere Geltung volkstümlichen Geistes. Seit längerer Zeit war jene Aufwärtsbewegung der unteren Schichten eingetreten, die sich in einer Hebung der bäuerlichen Klassen, in dem Aufkommen eines unabhängigen Bürgertums, aber auch in der Zusammensetzung des Rittertums äußerte. Aber wie der Ritter alsbald zu einer exklusiv-aristokratischen Kultur gelangt ist, so beobachteten wir auch sonst zunächst ein allgemeines Übergewicht des aristokratischen Geistes, auch in den Städten (S. 116). In ihnen aber setzt nun gerade der Umschwung am deutlichsten ein, d. h. eigentlich die Fortsetzung jener Aufwärtsbewegung, an der nun immer niedrigere Schichten teilnahmen. Noch war eben das ganze Volk selbstbewußt und stark, noch die alte Unbändigkeit nicht ertötet; der allgemeine Drang nach Besitzmehrung und Geltung äußerte sich auch in den niedrigen Kreisen, und zwar vor allem in der Stadt, wo das Volk sich schon durch seine größere Masse wie durch seine wirtschaftliche Bedeutung fühlte. Zunächst tritt nicht das eigentlich niedere Volk hervor, sondern diejenige Schicht des Bürgertums, die nach wie vor seinen Kern ausmachte, die der Handwerker. Sie hatten das vortreffliche Machtmittel ihrer wirtschaftlich-genossenschaftlichen Organisationen, die zugleich zur Grundlage der politisch-wehrhaften Organisation der Bürgerschaft geworden waren und durch ihre Bedeutung bereits Verbote des Kaisers (Friedrich II.) wie der Landesherren heraufbeschworen hatten, der Zünfte. Die in den Städten herrschende Geschlechteraristokratie, die um die erste städtische Entwicklung die größten

Verdienste hat, war nicht nur durch ihre Lebenshaltung und durch ein prozenhaftes Zur-Schau-tragen des Reichthums den unteren Klassen anstößig, sondern auch durch mannigfache Gewalttaten und ein die Handwerker bedrückendes, sie mit Steuern und Kriegsdiensten belastendes egoistisches Regiment geradezu verhaßt geworden. So kam es im 13. und besonders im 14. Jahrhundert zu oft blutig-leidenschaftlichen Bewegungen der Handwerker gegen die Geschlechter. Sie endeten nur zum Teil mit einer Demokratisierung der städtischen Verfassung, und selbst wo ein erheblicher Anteil der Zünfte am Stadtre Regiment durchgesetzt wurde, ergab sich im Laufe der Zeit doch wieder ein oligarchischer Charakter desselben, so daß immer von neuem eine grollende Opposition einsetzte, die dann freilich oft nur von den niedersten Schichten getragen wurde.

Aber über diese inneren Gegensätze in den Städten hinaus — ein solcher bestand z. B. auch zwischen den Gilden der Kaufleute und den Zünften, und vielleicht muß man eine gewisse Handelsfeindlichkeit der Zünfte mehr als bisher betonen — macht sich der mehr demokratische oder wenigstens bürgerliche Geist der Zeit in dem wachsenden Gegensatz zwischen den Städten überhaupt und den Fürsten sowohl wie dem Adel immer deutlicher fühlbar. Derjenige zu den Fürsten ist mehr politischer Natur und hängt mit der erneuten Ausbildung der landesherrlichen Macht zusammen. Wir sahen (S. 121), wie dem energischen Aufstieg der Landesherrschaft im 13. Jahrhundert gegen Ende desselben durch die Emanzipation der Stände eine Zeit der Beschränkung fürstlicher Macht, der Abhängigkeit von den Ständen folgte. Durch die fortgesetzte Schmälerung der Einkünfte, durch Verweigerung der Steuern und anderer Abgaben brach insbesondere eine arge finanzielle Kalamität und Verschuldung über die Fürsten herein. Durch die Selbstherrlichkeit der Städte, der geistlichen Herrschaften und der kleinen ritterlichen Herren wurde die begonnene einheitliche Verwaltungstätigkeit zerstört und auf den unmittelbaren Besitz der Fürsten beschränkt. Um das landesherrliche Gericht kümmerte man sich nur, wenn man es brauchte. Der Heerespflicht entzogen sich die Ritter immer häufiger, und immer mehr war der Fürst auf Söldner angewiesen. Auf wirtschaftlichem Gebiet prävalierten durchaus die Städte, die sich auch unabhängig von landesherrlichen und sonstigen Einflüssen völlig selbständig wie kleine Staaten verwalteten, ihre eigene Gerichtsbarkeit hatten, das Münzrecht übten, egoistische



Zollpolitik trieben, aber auch eigene Fortschritte in der Verwaltung (Ausbildung von indirekten Steuern, eines Haushalts, der Polizei) machten. Aber eben die schon geschilderten Folgen der großen Zahl der selbständigen Kräfte, die Wirren und die Unsicherheit, die sich aus ihrem freien Spiel und ihrer Zersplitterung ergaben, das Verlangen nach einer ordnenden Obrigkeit erleichterten den Landesherren bei dem Versagen der Zentralgewalt den neuen Aufschwung ihrer Macht. Er setzt im 15. Jahrhundert ein, auf Kosten des Adels, der geistlichen Herren wie der Städte. Den inneren Halt der Herrschaft sicherten jener schon früher organisierte Beamtenstaat und, wie wir noch (S. 164 f.) sehen werden, das gerade für die Fürstenmacht ausgenutzte neueindringende römische Recht. Die notwendige Grundlage des Ganzen, insbesondere die einer militärischen Machtentfaltung, war eine finanzielle Kräftigung, auf die man eifrig bedacht war (Landessteuer). In der Verwaltung lernte man jetzt viel von den Städten und ihrer geldwirtschaftlichen Organisation: doch gelang die Durchführung dieser Aufgaben für wichtige Gebiete meist erst im 16. Jahrhundert, zumal gegenüber der wirtschaftlichen Macht der Städte. Jetzt, im 15. Jahrhundert sollten zunächst die sich mächtig entwickelnden Städte als politisch mehr oder weniger unabhängige Faktoren beseitigt, ihre Kräfte und Mittel den Fürsten dienstbar gemacht werden. Im späteren 15. Jahrhundert setzen diese Kämpfe erst eigentlich ein, werden auch bald, wenngleich völlig erst viel später, zugunsten der Fürsten entschieden.

Eine geradezu haßerfüllte Stimmung entwickelte sich aber, besonders wieder im 15. Jahrhundert, zwischen dem Bürger und dem niederen Adel. Einmal führte die immer hochmütigere und peinlichere Exklusivität gerade des verfallenden Rittertums zu scharfem Abschluß gegen das Bürgertum. Weiter aber ergab die zunehmende Verarmung des Adels, der überdies bei dem späteren Aufkommen des Fußvolks, auch einem demokratischen Zug, seine militärische Bedeutung und zugleich den lohnenden Söldnerdienst einbüßte, einen zornigen Haß gegen die immer reicheren städtischen „Pfeffersäcke“, die ihrerseits nach Art der Parvenüs es zum Teil dem Adel gleichzutun suchten. Diese Verarmung ließ den Adel eine erneute Epoche des Bauerndrucks einleiten, dem geistlichen Gut nachstellen, den Nachbarn befehlen, ließ ihn in tiefe Verschuldung bei den Juden geraten und im Fürstendienst in Hof und Verwaltung oder für die jüngeren Söhne in den Domkapiteln ein Unterkommen suchen; sie trieb ihn aber auch, sich an dem Kaufmann in

Fortsetzung der hergebrachten Räubereien durch Wegelagerei schadlos zu halten, sich an dem vermeintlich zu Unrecht erworbenen Reichtum des Bürgers mit Gewalt seinen Anteil zu sichern und den Pfeffersack zugleich für seine Anmaßung zu züchtigen. Trotz aller dem Bürger zugefügten Schädigung war aber der Ritter der unterliegende Teil und konnte auf das triumphierende Bürgertum nur ohnmächtig fluchen. Mancher mußte auch üble Rache der Städter erdulden. Wenn sich überhaupt das bürgerliche Selbstbewußtsein gegenüber dem Adel kräftig äußerte, so bewahrte dieser dennoch seinen gesellschaftlichen Vorrang, und manch reicher Bürger strebte schon damals nach dem Adel, während der Ritter seinerseits reiche bürgerliche Heiraten nicht verschmähte. Im kolonialen Osten bestand andererseits damals noch nur ein sehr geringer Gegensatz zwischen dem verbauerten oder handeltreibenden Junker und dem Städter.

Mit dem Bürgertum war eine neue große Schicht des Volkes mündig und für die Gesamtheit mit von bestimmendem Einfluß geworden. Vieles, was eine höhere und freiere Kultur modernen Geistes bedingte, entwickelte sich mit dem Eintritt des Bürgertums in die Geschichte. Zunächst darf man freilich dessen kulturelle Bedeutung nicht überschätzen. Ausgangspunkt und Grundlage der Entwicklung sind rein wirtschaftlich. Der Kern der Sache ist, daß das Bürgertum der Träger der wiederauflebenden Geldwirtschaft wurde, die einst in Mittel- und Westeuropa mit der Barbarenherrschaft zusammengebrochen war und nun infolge der Berührungen mit dem Orient und der entsprechenden Ausbreitung kommerziellen Geistes zunächst in Italien, dann in Frankreich sich einbürgerte und schließlich auch den deutschen Westen, zum Teil schon vor dem 12. Jahrhundert, beeinflusste. Mit dem städtischen Wesen, mit der Rolle des Handels vor allem mußte diese Wirtschaftsform von selbst kommen und die versagende Naturalwirtschaft überwinden. Während aber in Frankreich und England, wohl in Anknüpfung an die kirchliche Verwaltung und andere, noch nicht genügend geklärte Einflüsse, vor allem aber auf die städtische Entwicklung gestützt, die Zentralgewalt, deren dortigen Aufschwung wir schon (S. 120) feststellten, mit und seit den Kreuzzügen eine geldwirtschaftliche Verwaltung einzurichten begann, waren es in Deutschland die Landesherren, deren zunächst im 13. Jahrhundert aufblühende Verwaltung (s. S. 120) sich der Geldwirtschaft anpaßte. Steuern, Zölle und sonstige Einnahmen brachten Geld, und die Ausgaben für den höfischen

Prunk wie für das neue Beamtentum und das aufkommende Söldnerheer waren wieder größtenteils in Geld zu leisten. Vor allem entwickelten aber dann — der deutsche Orden ist übrigens auch hervorgetreten — wieder die Städte die neue Wirtschaftsform, stärker schon im 13., ganz freilich erst im 15. Jahrhundert. Diese Geldwirtschaft bedingte eine höhere materielle Kultur, eine gesteigerte Lebenshaltung, mit der die adlige und z. T. selbst die fürstliche nicht wetteifern konnte, eine größere Genußsucht, eine Neigung zum Luxus und damit wieder eine Förderung der künstlerischen Lebensverschönerung, eine Blüte bestimmter, in diesem Milieu gedeihender Künste. Man kam ferner, wie gesagt, zu einer praktisch organisierten Verwaltung, zu einem geordneten Haushalt, zur Ausbildung der indirekten Steuern, zu einer in alle Details eingreifenden inneren Polizeigesetzgebung, zur Ausbildung des Verantwortlichkeitsgefühls. Weiter ergaben sich eine größere Beweglichkeit und geistige Regsamkeit — von der Fürsorge für die Schulen werden wir noch (S. 160) hören —, eine individuellere Lebensauffassung, wie sich überhaupt mit den praktischen, realen, wirtschaftlichen Interessen und der Erweiterung des Horizonts eine stärkere Übung der Intelligenz, ebenso aber eine größere Abneigung gegen die asketische Weltanschauung und gegen kirchliche Bevormundung verband — kurz man gelangte zu den Elementen einer wirklichen Laienkultur.

Aber alles das entwickelte sich doch nicht sogleich und nicht überall, und man darf andere Züge nicht übersehen. So eifrig man sich den neuen, rasch hervortretenden Erfordernissen des realen Lebens zuwandte: großzügig war der Geist dieses Bürgertums durchaus nicht, eher engherzig-egoistisch. Es liegt das daran, daß den Kern des Bürgertums schon durch ihre Zahl die Handwerker ausmachten. Zum Teil, vor allem in Süddeutschland, blieb überhaupt das Gewerbe ein wichtigerer Faktor als der Handel. Was die Handwerker selbst produzierten, durften die Kaufleute nicht einführen. Andererseits hatte der Handel die Aufgabe, für die Rohstoffe zu sorgen, die eben das Handwerk brauchte. Der bürgerliche Geist deckt sich zum Teil mit dem Geist der Zunft. Diese hat die Handwerker wirtschaftlich, persönlich und sittlich gehoben, aber je länger je mehr auch einen kleinlichen, der Konkurrenz und der freien Betätigung des begabten Individuums, schließlich überhaupt dem Fortschritt feindlichen Charakter gezeigt. Die Zunft bedeutete für das gewerbliche Leben etwas Ähnliches wie die Markengenossenschaft



für das agrarische. Zu dieser Sicherung und Berechtigung gewährenden Zunftform strebten auch die neu entstehenden Gewerbe mit allen Mitteln hin. Mit genossenschaftlichem Zwang sorgte die Zunft wie die Markgenossenschaft für gleichmäßige Produktionsbedingungen und so für das Wohl aller; mehr noch als jene förderte sie die Wertschätzung und die Qualität der persönlichen Arbeit, die als gewerbliche ja technisch schwieriger war als die agrarische, und erzog den einzelnen durch bestimmten Lehrgang für seinen Beruf. Auch das Selbstgefühl ihrer Glieder stärkte sich eben durch den Stolz auf das durch Tradition und Kontrolle gesicherte Können, auf die „Kunst“, zugleich freilich durch die Teilnahme an der Stadtverwaltung und Stadtverteidigung. Höchst wertvoll in der noch immer leidenschaftlichen und ungebundenen Zeit war wie der Zwang an sich, so besonders die streng formalistische und zeremonielle Art des Zusammenlebens und der Verhandlungen, die einerseits eines poetischen Zuges nicht entbehrte, andererseits aber, wie ja schon die ästhetisch-gesellschaftlichen Regeln des Rittertums, die unentbehrliche „Zucht“ dem einzelnen einprägen sollte. Und weiter hat dieser Handwerkergeist durch seine scharfen Ansprüche an die äußere „Ehrbarkeit“, an ehrliche, deutsche Herkunft, freie Geburt und sittliche Unbescholtenheit, durch die alleinige Geltung ehrlichen Erwerbs mittelst solider Arbeit die Grundlage zu den bürgerlichen Anschauungen über Ehre und Rechtlichkeit gelegt, die natürlich zum Teil durch die kirchliche Ethik beeinflusst waren. Freieren Anschauungen war dieser Geist eigentlich unzugänglich, und, wie die Zunft, die in mittleren Zeiten ebenso wie die Markgenossenschaft zunächst zur Blüte hier des Gewerbes, dort der Landwirtschaft beitrug, bei fortschreitender Entwicklung fast so wie jene durch die Ausschaltung der freien Beweglichkeit Rückständigkeit und Erstarrung herbeiführte, so erhielten auch die sittlichen Anschauungen bald etwas Starres. Freilich war bei der zunehmenden Unsitte und Genußsucht das Dringen der Handwerker auf Ehrbarkeit ein gewisses Gegengewicht gegen die allgemeine Laxheit und beeinflusste auch die Stadtverwaltungen.

Auf sittlich-kirchlichen Anschauungen beruhte z. T. auch die Gegnerschaft der Handwerker gegen den entwickelteren Handel, vor allem gegen den spekulativen, nicht gegen den Handel überhaupt. Denn sie selbst verkauften ja auch, und keineswegs waren sie den Krämern feindlich. Wie sie im Prinzip bei allen Zunftgenossen gleichen Wohlstand, aber bei keinem Reichtum erzielen wollten, so war ihnen der rasche Gewinn des Kaufmanns ein Dorn im

Auge. Aber dieser vor allem auch von der Kirche und besonders vom Adel mißachtete Kaufmann war nun doch ein sehr wichtiges Element des städtischen Lebens, spielte durch seinen Reichtum oft die führende Rolle und bildete das Patriziat. Der Handel, einerseits der vor allem an die Verbindung mit Italien geknüpfte oberdeutsche, andererseits der hanßische, war es ja doch, der den eigentlichen Glanz der führenden Städte, Nürnbergs, Augsburgs, Ulms, Frankfurts, Kölns, Lübecks u. a., begründete. Er bestimmte auch vielfach ihre Politik, und namentlich seit Ausgang des Mittelalters führte der Aufschwung des Kaufmanns auch ein mächtiges Zuströmen der Bürger zu diesem Beruf herbei. Aber wenn nun bei dieser Klasse des Bürgertums zweifellos ein kühner Unternehmungsgeist, ein weiter Blick in die Ferne, dessen ja auch der Handwerker infolge seines Wanderns als Geselle nicht ganz entbehrte, und eine große Tatkraft hervortreten, das Bürgerlich-Engherzige fehlt auch ihr nicht. Die städtische Handelspolitik, zunächst von den Interessen der Handwerker diktiert, war meist eine von monopolistischem Geist getragene Sonderpolitik zugunsten der Eingesehenen. Jede Stadt schloß sich wirtschaftlich ab, der fremde Kaufmann wurde im Handel beschränkt und zum Vorteil der Bürger ausgenutzt (Stapelrecht), die Zufahrtstraßen allein wurden gebessert usw. Nur einzelne weit-sichtige Städte wie Nürnberg sicherten durch Begünstigung der fremden den heimischen Kaufleuten gleiche Vorteile draußen. Ebenso wurde das umliegende Land zugunsten der Stadt wirtschaftlich beschränkt und ausgenutzt.

Aber noch in anderer Beziehung entbehrt die bürgerliche Kultur lange freierer und glänzenderer Züge. Der geschäftliche, wirtschaftliche Hauptzug bringt auch eine große Nüchternheit mit sich, die namentlich das 14. Jahrhundert charakterisiert und erst im 15. Jahrhundert einer zwar groben, aber doch weitherzigeren Lebensfreude weicht. Mit dem Niedergang des aristokratischen Geistes war auch der Schwung des Lebens zunächst dahin: er kam ebenso wie die Poesie später eher noch aus dem niederen Volk. Nicht nur die Lebensauffassung, die von praktisch-berechnendem Sinne, von der Regel und Ordnung des Arbeits- und Geschäftslebens beeinflusst wird, sondern überhaupt das geistige Leben atmete jene Nüchternheit und ward dadurch ärmer. Das Gefühl spielt in den bürgerlichen Schichten keine große Rolle, wenigstens ist es nicht sichtbar. Daß es in manchen Kreisen damals sogar überschwenglich lebendig war, zeigen die Briefe

der geistlichen Mystiker, die aber in ihrer feineren Form und Ausdrucksweise mehr wie ein Nachklang der höfischen Zeit wirken. Die kahlen und nüchternen Briefe des Bürgertums, die ja meist erst aus späterer Zeit stammen, beweisen an sich noch keinen Mangel an Gefühl, weil sie in der Hauptsache Geschäftsbriefe sind und die Bildung zu gering war, als daß man sich im schriftlichen Ausdruck frei hätte geben können. Aber nüchtern-geschäftsmäßig ist auch die Geschichtschreibung, nüchtern namentlich auch die Dichtung, die ja formell die Traditionen der geistlichen, der höfischen und der Spielmannsdichtung weiter führt, aber ohne wirkliches Formgefühl, ohne Phantasie und Schwung, vielmehr bürgerlich gerichtet und gestaltet ist. Bezeichnend ist die besondere Pflege der Lehrdichtung, der gegenüber die aufkommende Derbheit immerhin weniger langweilig ist.

Nüchternheit atmet weiter die Namengebung, die anstatt des früheren stark poetischen Namenreichtums (S. 49) eine große Dürftigkeit zeigt. Die alten deutschen Namen waren infolge des in die Masse gedrunghenen kirchlichen Geistes durch die Heiligennamen, deren erste Invasion einst schon zurückgedrängt war, die dann im 13. Jahrhundert wieder aufkamen, gegen Ende des 14. Jahrhunderts bedeutend zurückgedrängt. Gleichzeitig war die namensschöpferische Kraft erlahmt. Es zeigt sich eine außerordentliche Einförmigkeit der Namen; man beschränkt sich immer mehr auf einzelne alte deutsche Namen (Heinrich, Konrad), vor allem aber auf den fremden Namen Johannes (Hans), ein Grund mit zur Entstehung der unterscheidenden Familiennamen (S. 144).

Auch die Kunst, vor allem die wichtige Baukunst, spiegelt den nüchternen Zeitgeist wieder. Wie in der Dichtung werden die Formen der vorhergehenden Periode in äußerlicher Weise schülerhaft fortgepflanzt, wie dort fehlen Glanz, Phantasie und Schwung. Die starke Bautätigkeit entspricht mehr dem praktischen Bedürfnis der bürgerlichen Masse: es entstehen die einfachen Hallenkirchen. Freilich prägt sich das bürgerliche Selbstbewußtsein gleichzeitig in den oft unverhältnismäßig hohen Türmen aus. Andererseits tritt mehr und mehr ein handwerksmäßiger Charakter hervor; man suchte in technischen Einzelheiten seine kleine Meisterschaft zu zeigen. Das 15. Jahrhundert erhebt sich dann bedeutend über das vorhergehende. Das Beste wird indes im Norden und Osten geleistet, in den herben, aber eigenartig entwickelten mächtigen Backsteinbauten der Kirchen, doch auch in den oft schmuckreicheren weltlichen Bauten gleicher Technik.



Weiter bedeutet nun die bürgerlich-städtische Kultur gegenüber der ersten, wesentlich auf die aristokratische Schicht beschränkten Phase einer Laienkultur zunächst eine starke Vergrößerung. Die feine ästhetische Gestaltung des Lebens schwand ebenso dahin wie die höhere gesellschaftliche Bildung. Dem ungebundenen Sichgehenlassen gegenüber hielt zwar auch die bürgerliche Kultur an den errungenen Vorschriften einer sittigenden gesellschaftlichen Lehre in verbürgerlichter Form fest: es wird gerade jetzt, wie wir schon für die Genossenschaften sahen, der Zwang konventioneller Formen für das ganze Leben dieser noch halbbarbarischen Gesellschaft als unerlässlich empfunden. Aber jene Ungebundenheit wurde doch wieder das Charakteristische, die Derbheit siegte über die Feinheit, das rohe Schwelgen in materiellen Genüssen über die Mäßigkeit, das Plebejische über das Aristokratische. Gesellschaftlich steht die neue Epoche also im Zeichen der Rückständigkeit; die gesellschaftliche Unkultiviertheit wird um so greller, je mehr die niederen Volksschichten sich bemerkbar machen. Charakteristisch sind die üblen Tischmanieren, das gierige Schlampampen einerseits und das unsaubere Umgehen mit Speisen und Speiseresten andererseits, von den Trinksitten ganz abgesehen. Die höfischen Anstandslehren werden jetzt — auch ein Zeichen der materiell gewordenen Zeit — vor allem in „Tischzuchten“ fortgesetzt. Wie der plebejische Ton auch auf die aristokratischen Kreise schließlich übergriff, zeigen später die Hofordnungen des noch unflätigeren 16. Jahrhunderts mit ihren Verboten des Knochenwerfens und des Begießens mit Bier. Das alte Hauptstück der Geselligkeit, der Tanz, verlor wieder den höfischen Charakter und nahm in den Städten noch vergrößerte bäurische Formen an. Die Tanzlieder wie die Manieren beim Tanz wurden dabei vielfach sehr bedenklich, und die neuen Tänze aus der Fremde, die man in den Städten übernahm, verschärften noch diesen Zug. Charakteristisch ist weiter das Zurücktreten der Frau aus der Geselligkeit und das Schwinden ihres sittigenden Einflusses. Schon gegen Ausgang der Minnezeit trat dieser Rückschlag ein. Aber die Stadt mit ihrer zahlreicheren weiblichen Bevölkerung, die sogar überwog, den schlechten Elementen darunter und der größeren Freiheit sinnlichen Genusses verstärkte diese Strömung und bannte die ehrbare Frau wieder ins Haus: nicht die Dame, sondern die tüchtige deutsche Hausfrau wurde das bürgerliche Ideal der Frau.

Alles das hängt mit dem auf das Materielle gerichteten

Sinn der Zeit zusammen, und dieser Zug wird gerade durch die bürgerliche Kultur sehr gefördert. Materiell war ja doch diese Kultur in erster Linie, nicht in dem Sinne, daß der Genuß die Hauptsache war — im Gegenteil, wir lernten schon die Arbeit als den beherrschenden Faktor des städtischen Lebens, im Gegensatz zum ritterlichen Weltfreuden- und mönchischen Jenseitsideal, kennen. Aber im Vordergrund des Sinnens und Trachtens stand — und zwar nicht nur in der kaufmännischen Schicht — der Gelderwerb. Das allgemeine Ziel ist der Wohlstand, ein mäßiger nach den Anschauungen der Handwerker, ein möglichst großer nach denen der Kaufleute, aber damit doch wieder eben der Lebensgenuß, der entsprechend der Massengeselligkeit und der geringen Entwicklung feineren Innenlebens von selbst gemeine Form annahm. Und auch über die höheren Fragen des Lebens entschied immer der materiell-praktische Gesichtspunkt, die Kirchlichkeit wurde bei der Mehrheit äußerlicher als je, der materielle Gedanke von Leistung und Gegenleistung war zum Teil ausschlaggebend. Also im ganzen herrscht ein Eudämonismus wie beim Rittertum, aber stark vergrößert.

Das arbeitsame, erwerbslustige, massiver Lebensfreude zugedane deutsche Bürgertum war in seinen noch einfachen Verhältnissen mit dem romanischen Bürgertum, vor allem mit dem italienischen der Renaissancezeit, nicht zu vergleichen. Schon das spezifisch Städtische, das ja erst neben dem Höfischen eine höhere Ausgestaltung der Kultur verbürgte, hatte sich, wie wir sahen, in den stark agrarisch gefärbten Sizen des deutschen Bürgertums noch gar nicht völlig durchgesetzt, von den vielen kleinen Landstädten ganz abgesehen. Freilich machten sich eine immer stärkere Gleichartigkeit der städtischen Interessen und noch mehr der Lebensbedingungen sowie eine immer zunehmende Vielseitigkeit der Berufe geltend, und gerade im Nichtagrarischen lag die Anziehungskraft der Städte. Eine rein städtische Kultur war dagegen in Frankreich und Italien erblüht, gewiß noch in Anknüpfung an längst unterbrochene Traditionen. In Italien hatte sich weiter jene hochstehende geistige, künstlerische und Lebenskultur entfaltet, der gegenüber die deutschen Bürger wie die Deutschen überhaupt doch noch immer als barbarische Leute erscheinen mußten, trotz ihrer wirtschaftlichen und materiellen Errungenschaften. Es war doch nicht so ganz unverständlich, daß Petrarca in Köln zwar von der Stadt einen großen Eindruck hatte, aber die Menschen als dem Gelderwerb, dem Essen, Trinken und Schlafen ergeben und geistig interessellos hinstellte. Wenn

wir dann aus dem 15. Jahrhundert zahlreiche, teilweise begeisterte Schilderungen deutscher Städte besonders auch durch Italiener besitzen, so liegt ihnen zum Teil gewiß das Erstaunen zugrunde, das jene über die unerwartete Höhe der äußeren Kultur in dem mißachteten Deutschland empfunden hatten. Überdies stammen die Urteile meist erst aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, als der steigende Wohlstand den Städten vielfach ein glänzenderes Aussehen gegeben hatte als früher. Denn im ganzen boten die mittelalterlichen Städte so wenig ein Bild luxuriöser Pracht wie etwa die Burgen, und auch das Dasein selbst trug trotz jener doch ziemlich groben Üppigkeit noch den Stempel der Einfachheit. Die öffentlichen Gebäude und die Häuser der Reichen zwar, die seit dem 14. Jahrhundert häufig den Hof des Stadtherrn sich zum Vorbild genommen hatten, gewannen schon im 15. Jahrhundert eine reichere Gestalt, namentlich aber dann unter italienischen Einflüssen im 16., bis die Sucht nach künstlerischer Verzierung der Steinbauten wie der niedersächsischen Holzbauten fast übertrieben wurde. Die Häuser der weniger Bemittelten standen natürlich weit zurück. — Auch im Innern der Häuser und im Hausrat zeigte sich erst im 15. Jahrhundert eine reichere Entwicklung. Einmal war das Bürgerhaus immer zugleich Arbeitshaus und diente dem Gewerbe oder dem Handel, andererseits wich das Enge, Unbequeme, technisch Primitive nur langsam. Das zeigen die kleinen und niedrigen Räume, der schlechte Fensterverschluß, die mangelhafte Heizung und Beleuchtung. Im 15. Jahrhundert entwickelten sich bei den Reichen Prunkräume mit Glasfenstern, kunstvoll gearbeiteten Öfen, schön geschnitzter Wandtäfelung (die jenes, den höfischen Wohnstätten nachgemachte Behängen mit Wandteppichen vielfach verdrängte), mit wundervoll gearbeiteten, aber schweren Kunstmöbeln (Schränken, Truhen, Tischen und Bänken). Manches davon ging auch mehr und mehr auf die eigentlichen Wohnräume über; ferner gab es in den Schlafzimmern große Betten mit schön geschnitztem Dach und prächtigen Decken. Seit dem ausgehenden Mittelalter fand man auch vielfach Wanduhren im Bürgerhause.

Unterschiede zwischen dem Patriziat und dem mittleren und kleinen Bürger muß man auch bezüglich der Nahrungsweise machen, und selbst bei jenem beginnt der größere Luxus erst wieder gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Stärker als auf dem Lande, überhaupt sehr bedeutend war in der Stadt freilich der Fleischkonsum. Bei der Fleischkost war wie schon früher der



Verbrauch von scharfen Gewürzen zur Brühe außerordentlich, auch in romanischen Ländern. Diese mittelalterliche Weise hat der konservative Engländer zum Teil noch heute bewahrt, ein Zeichen eines wenig entwickelten Geschmacks. Im ganzen entbehrte die städtische Küche trotz der überladenen Üppigkeit festlicher Genossenschafts- und privater Mahle noch lange größerer Feinheit. Eine bedeutende Rolle spielten die Gewürze sodann bei der von Klöstern und Höfen übernommenen feineren Bäckerei, und bald bildeten sich in einzelnen Städten besondere Spezialitäten von Pfeffer-(Gewürz)kuchen unter verschiedenen Namen aus, wie überhaupt das bessere Gebäck die mannigfaltigsten lokalen Formen annahm. Im übrigen war natürlich die Brotnahrung die wichtigste und allgemeinste. Fleischer und Bäcker waren bei dem großen Konsum die stärksten Gewerbe, sie erfreuten sich auch seitens der fürsorglichen städtischen Obrigkeit besonderer Beaufsichtigung sowohl hinsichtlich der Qualität der Erzeugnisse wie der Preise und des Gewichts.

Mit der stark gewürzten Nahrung steigerte sich zum Teil der Getränkeverbrauch, wie andererseits die Gewürze die Vieleßerei erleichterten. Das Bier spielte eine Hauptrolle in den norddeutschen Städten, in denen sich neben der Haus- und der Reihumbrauerei vielfach ein leistungsfähiges Braugewerbe, damit eine bessere Bierbereitung und ein lebhafter Bierhandel — denn von den vielen Sonderarten hatten einzelne bald großen Ruf erlangt — entwickelten. Das alte mittelalterliche Bier Nordwestdeutschlands, das „Grutbier“, scheint von dem hantischen Hopfenbier, das allein zum Versand geeignet war, seit dem 14. Jahrhundert stark beeinträchtigt worden zu sein; schließlich braute man auch im Nordwesten selbst Hopfenbier. Das norddeutsche Bier wurde zum Teil schon in den Süden, wo sonst der Wein vorherrschte, importiert. Doch braute man z. B. in Nürnberg auch selbst. Umgekehrt war der Weinhandel nach Norden viel stärker, namentlich der Rheinweinhandel. Denn der im Norden und Osten selbst gebaute Wein (vgl. S. 56) wird doch nicht allzu sehr geschätzt gewesen sein, trotz des Exports z. B. von Gubener Wein. Auf dem Lande trank man im Süden neben Obstwein gewöhnlichen Landwein, und zwar als Most oder als jungen Wein. Auch die süddeutschen Städte versorgte der Handel (namentlich von Ulm aus) mit den begehrten guten Sorten, dem Rhein-, Frankenwein usw., aber auch schon mit südlichen Weinen. Weinpantcherei war dabei sehr häufig. Landwein suchte man durch aromatische Kräuter und Würzung oder Zuckering

zu verbessern. So gab es in Deutschland genug des Trinkbaren. Bei Beratungen, bei Kaufhandlungen (Weinkauf), bei den Zusammentkünften der vielen Genossenschaften, bei den großen städtischen Mahlen, bei den Familienfesten liebte man einen guten Trunk. Die einzelnen gesellschaftlichen Kreise hatten auch ihre Trinkstuben, die Patrizier wie die Zünfte; für das niedere Volk gab es die Schenken und Tavernen, deren Zahl immer zunahm. Und die Trinkfreude stieg mit dem ausgehenden Mittelalter immer mehr, vor allem im Biergebiet, in Sachsen (Niederdeutschland), wie die Vielesserei, die Genußsucht überhaupt. Voll und toll zu werden, war geradezu ein Ziel, das man namentlich mit dem „Zutrinken“ zu erreichen suchte. Es war das Sich-austoben eines überkräftigen Volkes, das seinen alten Ruf des Barbarentums freilich dadurch bei den mäßigeren und gesellschaftlich kultivierteren Romanen aufs neue kräftigte.

Dieselbe Zügellosigkeit zeigte sich in geschlechtlicher Beziehung. Und wenn neben der Trunksucht auch z. T. die Sittenlosigkeit damals eine Schwäche des Gesamtvolks gewesen ist und schon damals von Obrigkeit und Kirche bekämpft zu werden begann, so tritt dieser Zug doch besonders bei der städtischen Bevölkerung hervor, einmal weil die Quellen für deren Zustände reichlicher fließen, dann aber auch, weil sich die Gelegenheit und die Mittel zu solchem Treiben in den Städten leichter fanden, auch für den umwohnenden Adel z. B., und sich aus dem Zusammenleben einer stärkeren Bevölkerung leichter ergaben. Ja, es scheint, als ob das erstmalige Zusammenfassen größerer Massen in Städten ein jugendliches Volk von selbst in dieser Beziehung sich voller ausleben läßt. In sittlicher Hinsicht ist dann das leichtere Zusammenströmen schlimmer Elemente, die in den Dörfern und Burgen meist keinen dauernden Aufenthalt haben konnten, in den Städten von Einfluß. Man war übrigens nicht nur den Junggesellen gegenüber, wie hergebracht, duldsam, sondern auch gegenüber den Ehemännern. Die verheirateten Frauen andererseits hatten besonders die Nachstellungen der Geistlichen zu fürchten. Die sinnlichen Neigungen der Zeit — früh hatte auch die eifernde Sucht der Kirche, das Natürliche, das Nackte anstößig zu machen, gerade die Lüsternheit verbreitet — wurden in den damaligen Städten besonders durch die Badstuben und die nur in den Städten mögliche, notgedrungene Organisation der Unzucht, durch die Frauenhäuser, gefördert. Bäder waren dem Mittelalter seit je unerlässlich, zumal man das bloße Waschen vernachlässigte. Die

Furcht vor dem Ausfaß förderte überdies das heiße Baden, das man als Gegenmittel ansah. Die für den Massenverkehr in den Städten eingerichteten Badstuben wurden nun bald Stätten der Geselligkeit, wo man auch aß und trank, feste feierte und dergleichen. Es ergab sich dann gelegentlich Schlimmeres, wenn auch das auf Bildern häufig dargestellte Zusammenbaden der Geschlechter kaum allgemein üblich gewesen ist. Im ganzen ging gegen Ende des Mittelalters das Badewesen stark zurück, zum Teil wegen der damals auftretenden Syphilis, mit der man sich im Bade anzustecken fürchtete. Diese um 1495 mit furchtbarer Gewalt auftretende „Franzosen“-Seuche, die diesem (nach Paracelsus) der „Luxuria“ und der „Venus“ ergebene, materiellen Geschlecht wie eine strafende Rächerin ihrer Sünden erscheinen mußte, trug vor allem aber zum Rückgang jener Frauenhäuser bei, deren Inhabinnen in den Städten fast als wohlberechtigte Gewerbetreibende galten und deren Besuch ganz offen stattfand und niemand schändete. Die übersaftige, ungebundene Zeit brauchte solche Ableitungen mehr wie eine andere. Bei der Anwesenheit von Fürsten und selbst Königen war der Besuch jener Häuser durch diese keineswegs unerhört, und die städtischen Würdenträger ergötzen sich namentlich in fremden Städten ebenso. Feindlich waren diesem Treiben zum Teil die Ehrbarkeit pflegenden Handwerker, die sich überhaupt über die Sittenlosigkeit der höheren Kreise wie des Pöbels entristen mochten. Sie mochten auch das Hauptpublikum der geistlichen Sittenprediger bilden, die heftig gegen die sündhafte Zeit eiferten und dabei auch der großen Sünder aus dem verweltlichten Klerus keineswegs schonten. Die Frauenhäuser durften sich im übrigen, wie sie ja überhaupt aus dem Bestreben heraus, die ehrbaren Frauen zu schützen, entstanden waren, nur aus fremden Frauen ergänzen. Und daran gab es in dieser Zeit keinen Mangel. Das zeigt das Zusammenströmen von fahrenden Frauen bei den großen Konzilien und Reichstagen, die Zahl der ein Heer begleitenden Dirnen.

Größliche Übertreibung, sie ist vielfach das Zeichen dieser materiellen Kultur der Städte. Wie es beim Trinken und Essen noch ganz wie beim Bauern vor allem auf die Quantität ankam, wie man sich bei amtlichen, genossenschaftlichen und Familienfestmahlen in üblem Wettstreit nicht genug tun konnte in der Zahl der Gänge und der Gäste, wie die Schwelgerefreude immer neuen Anlaß zu Festen suchte, so entfaltete man den abstoßenden Luxus des Zuviel auch beim äußeren Menschen,



in der Kleidung. Vergeblich suchten allen diesen Erscheinungen die Luxusordnungen der Städte und Landesherren zu steuern; gegen den Kleiderluxus richteten sich um 1500 auch Reichsordnungen, vor allem, um bei dem ständigen Nachobensstreben der einzelnen Klassen die ständischen Unterschiede in der Tracht aufrecht zu erhalten. Aber gerade der reiche Bürger, der Hauptträger der materiellen Richtung der Zeit, ließ sich in seinem prohenhaften groben Luxus, den weniger reiche dann auch nachmachten, nicht stören. Recht großer Besitz an Gewändern, recht überladene Kleidung, recht teure Stoffe und Schmucksachen und recht auffallende Tracht — das war die Lösung der Zeit, die auch einen unglaublich raschen, sich ständig in Extremen oder geradezu in Narrheiten bewegenden Wechsel der Mode herbeiführte, wesentlich freilich unter französischen und burgundischen Einflüssen. Einfachheit war jedenfalls verpönt, „altfränkisch“. Es zeigten sich die abstoßenden Schattenseiten einer parvenühaften Geldkultur, vor allem auch bei den Männern, die sich zum Teil weibisch trugen, andererseits aber auch noch naive Züge, wie jene Vorliebe für grelle Farben und das Durcheinander verschiedener Farben (S. 63).

Die grob-materielle Lebenskultur des Bürgertums hat Fürsten, Adel und Klerus und auch zum Teil die Bauern vielfach zur Nachahmung angeregt, soweit es nach den Mitteln überhaupt möglich war. Auf der anderen Seite lag die derbe Lebenslust damals überhaupt in der Luft. Wie scharfe Stimmen erhoben sich schon im 13. Jahrhundert gegen die Sittenlosigkeit und den Luxus der Geistlichkeit, wie schnell entartete nach dieser Richtung die höfische Kultur, wie sehr wird schon früh dem Bauern Üppigkeit und Unehrlbarkeit vorgeworfen! Also die Stadt förderte nur diese allgemeine Strömung, allerdings in bedeutendem Maße.

An dieser übersprudelnden Weltfreude wollte nun auch das niedere städtische Volk seinen Anteil haben, und so beschränkt die Mittel waren, so laut und gröblich brachte es sich zur Geltung. Dieses niedere Volk wird nun aber überhaupt in den Städten ein wichtiger Faktor. Zusammen mit den mittleren Schichten brachte es den Massengeist zu einer bis dahin unbekanntem Bedeutung. Auch die nichtstädtische Masse ist damals, wie schon angedeutet, lebhafter in die Erscheinung getreten. Aber die Städte bleiben doch die Orte, wo diese Masse kompakter auftritt, wo sie Führer findet, nicht zum wenigsten unter den niederen geistlichen Elementen, wo sie sich stärker zum Ausdruck bringen kann, wo die Bedeutung der Stadt als solcher auch ihr

Selbstgefühl verleiht, wo aber auch durch die ständige Berührung mit den reicheren Kreisen begehrlische und angriffslustige Stimmungen genährt werden. Andererseits hofften in den Städten gerade die verschiedenartigen niederen Schichten, zum Teil noch bäuerlichen Charakters, selbst die Fahrenden, vor allem immer darauf, schnell heraufzukommen, ihr Glück zu machen. Die Geldentlohnung endlich machte auch die kleinen Leute selbständiger, selbstbewußter und fähiger, an ihrem Teil an der allgemeinen Genußfreude teilzunehmen. So verstärkte sich denn jener demokratische Geist, der schon die Junftkämpfe hervorgerufen hatte, mehr und mehr. Etwas Demokratisches liegt von vornherein in dem städtischen Zusammenwohnen einer aneinander gepferchten größeren Masse ebenso wie in dem Ritterleben auf Burgen etwas dem Treiben der Menge Abholdes. Ob dem Ritter immer die aristokratische Isoliertheit behagte und er überhaupt das Aristokratische darin empfand, ist eine andere Frage. Das Zusammenwohnen so vieler Menschen in den Städten hat nun weiter die Unterscheidung derselben durch ihre Personennamen erschwert und den einzelnen zum Teil zu einer Nummer gemacht. Je größer die oben (S. 136) beobachtete Namenarmut wurde, um so herdenmäßiger wurde die Schar der Gleichbenamseten. Man griff, um den einzelnen zu unterscheiden, zu den verschiedenartigsten Zunamen, deren Quelle persönliche Eigenschaften, Herkunft, Beruf, das Wohnhaus, die Hausmarke usw. waren, und die dann dauernd haften blieben. Viele solche Zunamen gehen auch aus der deutschen Spott- und Necklust hervor. So entstanden schließlich die städtischen Familiennamen, wenn auch der Personennamen des einzelnen noch lange die Hauptsache und in den niederen Schichten, wo eine Unterscheidung weniger notwendig war, oft noch der einzige bleibt.

Wie wichtig die Masse, insbesondere die städtische, nun im ausgehenden Mittelalter wurde, das zeigt sich auf den verschiedensten Gebieten. Zunächst auf dem für das Mittelalter bedeutsamsten, auf religiös-kirchlichem Gebiet und zwar nicht sowohl im Sinne einer stärkeren Abwendung von der Kirche infolge Geltendmachung der weltlichen Ansprüche der niederen Laien als in Richtung einer volkstümlicheren Haltung der Kirche selbst und eines mächtig gesteigerten religiösen Volksbedürfnisses. Jene früher (S. 92) beobachtete Opposition gegen die Kirche war insbesondere durch die Spielleute auch in niederen Volksschichten genährt worden. Aber auch ein geistliches Element förderte dieselbe, das der „Vaganten“, der durch die Lande

fahrenden Scholaren, die namentlich von Frankreich her kamen, in einem höchst weltfreudigen Leben ihr Ideal fanden, dieses Ideal in oft lockeren lateinischen Gedichten priesen, dabei bis zur Erlangung einer Pfründe zunächst bei den Geistlichen, dann im Volke überhaupt Geld und Gaben heischten, immer aber zu scharfem Spott über ihre heilige Kirche und den habgierigen höheren Klerus geneigt waren und daher von der offiziellen Kirche scharf verfolgt und schließlich beseitigt wurden. Diese anfangs feiner gerichteten und auf ihre lateinische Bildung sehr stolzen Vaganten waren gegen Ende des 13. Jahrhunderts, kurz vor ihrem Verschwinden, bereits in einen gemeinen und rohen Ton verfallen und haschten jetzt nach dem Beifall der von ihnen oft durch Hofuspokus genasführten niedersten Schichten in Stadt und Land, haben auf diese Schichten aber sicherlich auch manche ihrer Anschauungen übertragen. Ganz zweifellos haben sodann die großen internationalen, vor allem romanischen Ketzerbewegungen des 12. und 13. Jahrhunderts, die in immer neuen Formen und Verbrüderungen sich auch später fortsetzen und in einem volkstümlich-religiös-sittlichen Massendrang aus dem verdorbenen und verweltlichten Katholizismus hinausstreben, tief in das niedere Volk übergegriffen. Deutschland war besonders im Süden und Westen von dieser Bewegung erfaßt, und vor allem im Landvolk fand sie viele Anhänger, sicherlich aus einem überquellenden religiösen Bedürfnis heraus, aber vielleicht auch infolge einer immer noch latent vorhandenen Abneigung gegen die Kirche, die Überwinderin des alten heidnischen Volksglaubens. Im übrigen war das Glaubensleben des Landvolkes, wie noch lange, vorzugsweise agrarisch gefärbt. Wenn Berthold von Regensburg dem Landvolk gegenüber von den „frumen steten“ spricht, so meint er damit den damals kirchlicheren Geist der Städte.

Aber diese Kirchlichkeit war wieder wesentlich eine äußerliche. Das Mitmachen der kirchlichen Gebräuche war etwas ganz Selbstverständliches, um so mehr, als die offizielle Kirche alles tat, den weltfreudigen Neigungen wie den praktischen Interessen der Städter möglichst gerecht zu werden. Der Klerus selbst verweltlichte dabei immer mehr: hatte er erst der ritterlichen Kultur sich teilweise angeschlossen, so schwamm er jetzt lustig in dem materiellen städtischen Leben. Daß sich die Laien mehr oder weniger darüber ärgerten, darüber spotteten, war zunächst nicht gefährlich, soweit die wohlhabendere Schicht in Frage kam. Im übrigen paßte sich die Kirche nunmehr ganz der größeren Volksmenge und



ihrer Art an, immer in dem Bestreben, im Mittelpunkte des ganzen Lebens zu stehen. Es begann einerseits eine gegen 1500 ihren Höhepunkt erreichende Periode eines immer ausgedehnteren, vor allem von Laien getragenen Kirchenbaues, so daß die Zahl der Kirchen in den Städten auf lange Zeit hinaus genügte, andererseits wurden die Kirchen weiträumiger und trugen dem Massenbesuch Rechnung. Zu ihrem Bau wie zu ihrer prunkvollen Ausstattung steuerte mit gewaltigem Schenkungseifer das ganze Bürgertum, nicht nur das reiche, bei. Diese Kirchen wurden der Treffpunkt der Bürger, hier ging man ungezwungen aus und ein, schwatzte, lachte, schrie, hielt Waren feil; hier trugen die Frauen ihren Putz zur Schau. Auf den Kirchhöfen setzte sich das Treiben fort, an die Kirchen klebte man Verkaufsbuden usw. Am großartigsten trat dieser volkstümliche Charakter der Kirche bei den großen Festen, den Prozessionen usw. hervor, deren Gepränge und Pomp wie ein Schauspiel für das ganze Volk wirkten und die auch als feste des Volkes angesehen wurden. Umgekehrt waren die weltlichen feste immer auch etwas kirchlich gefärbt, z. B. von feierlichen Messen eingeleitet. Die vielen Bruderschaften und Genossenschaften waren regelmäßig mit der Kirche verbunden, hatten zum Teil ihre besonderen Altäre und waren immer um das Seelenheil eines verstorbenen Genossen durch Stiftung von Messen usw. besorgt. Auf die Zünfte wie auf die Gesellenverbände hatten meist bestimmte Geistliche Einfluß. Die enge Verbindung der Kirche mit allen Ständen ergab sich im übrigen von selbst aus den Beziehungen der zahlreichen Kleriker, Mönche und Nonnen zu ihren alten Angehörigen, die sie auch zu Schenkungen und Stiftungen für die Kirche fortgesetzt anzuregen wußten.

Aber was nun insbesondere die niedere Masse betrifft, so hat der städtische Massengeist auch die geistliche Macht zum Teil durchsetzt und entsprechende Bildungen und Erscheinungen hervorgerufen. Zunächst hing ja schon der niedere Klerus eng mit dem eigentlichen Volk zusammen, lebte in dessen Interessen- und Anschauungskreis und war auf dem Lande völlig verbauert, in der Stadt ebenfalls ein Genosse der kleinen Leute, der oft den Haß gegen die Reichen teilte oder schürte, aber sich um seine seelsorgerischen Pflichten wenig kümmerte. Ganz auf dem Boden des armen und geplagten Volkes, zunächst der romanischen Städte, standen dann die gerade um sein kirchliches Heil besorgten Bettelorden des 13. Jahrhunderts, die weder Grundbesitz noch Einkünfte haben, vielmehr von frommen Almosen leben sollten, und

die aus ihrer Mitte hervorgehenden volkstümlichen Prediger. Es war eine neue Erscheinung der ewig fruchtbaren romanischen Askese, den neuen Zeitverhältnissen angepaßt und gegen die aufkommende Kapitalmacht gerichtet. Die Bettelmönche waren bald über die Christenheit verbreitet, zumal sie, flug von der Kurie benutzt, nicht unter den Bischöfen standen, sondern überall predigen und für Papst und Kirche gegen die Ketzer kämpfen sollten. Gerade durch ihre liebevolle Sorge für die Armen gruben sie in den Städten der Ketzerbewegung den Boden ab, so daß bald der Kampf gegen die Ketzer zurück- und der Kampf gegen die materielle Genußsucht, gegen die Sünden der Reichen, gegen den „Wucher“ der Kaufleute, aber auch gegen die sittlichen Mißstände überhaupt in den Vordergrund trat. Diese Mönche sind denn auch in Deutschland rasch volkstümlich geworden, besonders die Franziskaner gegenüber den feineren, zugleich auf gelehrte Bildung gerichteten Dominikanern, so der gewaltige Berthold von Regensburg mit seiner von den Bettelorden überhaupt gezeigten Abneigung gegen die damals herrschende aristokratisch-höfische Kultur. Im 14. Jahrhundert hat durch diese Prediger dann gerade der strengere kirchliche, aber auch der wirklich religiöse Geist im Volke stark zugenommen. Doch setzten bereits damals starke Verfallerscheinungen ein. Mehr und mehr machten sich jene abhängig von der Stimmung der Masse, verweltlichten schließlich ebenso wie die offizielle Kirche und verdarben selbst die früh bemerkbare religiöse Reaktion gegen die überströmende Weltfreude und materielle Genußsucht.

Diese Reaktion hatte zunächst stark ezzenrische oder mystische Formen angenommen. Im niederen Volke lebten seit langem aufgeregte religiöse Stimmungen. Hatte schon die frühere große asketische und die Kreuzzugsbewegung das Volk in weiten Schichten ergriffen, so gingen im 13. und 14. Jahrhundert wahre Schauer in der Form gewaltiger Bußepidemien durch die Massen. Es scheint so, als ob erst jetzt die fremde Religion mit ihrem teilweise sinnverwirrenden kirchlichen Apparat das Volk allgemeiner innerlich ergriffen und zunächst wie in einem jugendlichen Körper krankhafte Erschütterungen hervorgerufen habe. Eine Zeit massiv-primitiver Religiosität brach herein, religiösen Rausches. Die Kreuzzugsepidemie hatte bereits zu Verirrungen wie den Kinderkreuzzügen geführt, jetzt setzten, wieder von den romanischen Ländern her, die Bußfahrten der fanatischen Geißler ein. Die Kirche trat dabei ganz zurück, das niedere Volk der Laien hatte sich seine eigenen extremen

Religionsübungen geschaffen, und so berührt sich die Bewegung mit der Kezerbewegung, wurde auch von der Kirche verfolgt wie diese. Die verzweifelte Stimmung förderten allerlei Naturereignisse, ferner die Unsicherheit der Zeit, der Mongoleneinfall, der Kampf zwischen Kaiser und Papst — charakteristisch sind die Prophezeiungen über das Kommen des Antichrist —, zuletzt die gewaltige Pest von 1349, der schwarze Tod. Dessen Gefahr hatte die Geißler zu ihren Bußfahrten besonders veranlaßt, sie wurde aber gerade dadurch gesteigert. Gleichzeitig setzten gewaltige Judenverfolgungen ein — die Juden sollten die Urheber der Pest sein —, gewiß wieder zum Teil als religiöse Erzeße aufzufassen. Völlig pathologisch waren dann die das niedere Volk ansteckenden Tänze religiös verückter Massen, die Erscheinungen der sogenannten Tanzwut. Hand in Hand mit diesen religiösen Aufregungen, diesem groben Enthusiasmus, ging andererseits ein Wiederaufleben barbarischer Wundersucht und damit des alten volkstümlichen Zauber- und Aberglaubens, dem wiederum die Kirche trotz ihres eigenen Teufelsglaubens scharf entgegentrat. Freilich hat sie nicht wie in den romanischen Ländern auch die Kezer systematisch als Zauberer verfolgt.

Jene religiösen Massenepidemien dauern zum Teil noch im 15. Jahrhundert fort, aber auch dann bleibt das Landvolk der Hauptboden für sie. In der Stadt nimmt dieser religiöse Massengeist weniger exaltierte Formen an. Daneben besteht aber in manchen Kreisen der niederen städtischen Schicht, freilich keineswegs in ihnen allein, eine stillere, gefühlsmäßige Religiosität in Opposition gegen die materielle Genußsucht, den praktisch-realen Sinn und die äußerliche Weltlichkeit wie gegen die ebenfalls nur äußere Kirchlichkeit der Volksmehrheit. Diese schroff entgegengesetzten Strömungen der Innerlichkeit und der Genußfreude charakterisieren den Geist des ausgehenden Mittelalters. Die Anfänge der stillen Religiosität hatten wieder einen feineren, zum Teil sogar aristokratischen Charakter gehabt. Es sind die Mystiker der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, zum Teil wieder Bettelmönche, die, dem verstandesmäßig-formalen Treiben der Scholastik abgewandt, zugleich in resignierter Reaktion gegen die neuauflerbende Welthust, sich in ein innerliches Leben, einen schwärmerischen inneren Verkehr mit Gott versenkten. Eben wegen dieser Innerlichkeit kann man die Mystik als die erstmalige wahrhaft volkstümliche Erfassung des Christentums durch die Deutschen ansehen. Ihr Gemüt zu offenbaren, trieb es die Mystiker zum Gebrauch der Mutter-



sprache. Sie handhabten sie in einer Formvollendung, die noch an der Poesie der höfischen Zeit geschult war. An die höfische Zeit erinnert auch die starke Beteiligung der Frauen, freilich von Klosterfrauen, deren jetzige Rolle jedoch allein in dem reichen weiblichen Gefühlsleben begründet war. Über die bloße Empfindsamkeit und Verzüchttheit hinaus kamen die ersten und größten Mystiker zu wirklicher Tiefe der Gedanken und zeigten aristokratischen Schwung des Geistes. Ein zukunftsreiches Moment liegt in der besonderen Berücksichtigung der Laien seitens der Mystiker und in der Begeisterung der Laien für die neuen Männer. Ein gewaltiger Volksprediger war vor allem Johannes Tauler. Einerseits wurde nun diese mystische Strömung allmählich vergrößert, andererseits verquickte sie sich mit jenen volkstümlichen Zielen der Bettelorden, mit jener breiten kirchlich-sozialen Bewegung, die sich mit den Nöten der Masse beschäftigte. Charakteristisch bleibt aber für diese natürlich vor allem in Klöstern vertretenen mystischen Kreise die starke Gefühls- und Stimmungsrichtung, die dann auch die Religiosität kleinerer und größerer Volkskreise beeinflusste und z. B. für das Verständnis der Kunst des ausgehenden Mittelalters höchst wichtig ist. Aber auch ohne diesen mystischen Zug sind nun frommer Überschwang und inbrünstiges religiöses Verlangen gerade in der Masse lebendig geworden und ergreifen zum Teil auch die höheren Schichten.

Andererseits nimmt diese Massenreligiosität stärker jenen halbheidnisch-volkstümlichen Charakter an. Recht viel gute Werke, recht viel Gebete, recht viel Heilthum (Reliquien) in den Kirchen — es ist dieselbe plebejische Wertschätzung des roh Quantitativen, die wir schon in der materiellen Lebenshaltung des städtischen Durchschnitts beobachteten; es ist zugleich die alte, nun noch geförderte nüchtern-geschäftliche Auffassung. Auch die Bettelorden wurden, wie erwähnt, immer weniger die Führer einer eigentlich religiösen Strömung. Gewiß waren die Wirkungen der Volksprediger auch jetzt gewaltig. Aber die Predigt war nun oft auf den äußeren Eindruck berechnet, sie warb vielfach nur um den Beifall der Masse. Viele Bettelmönche kümmerten sich um das Seelenheil nur in der sonst üblichen äußerlichen Weise. Sie hoben auch nicht mehr das Volk innerlich, sondern huldigten ganz seiner groben, vielfach noch mit den Resten der heidnischen Volksreligion verbundenen Denkweise. Dabei wurden sie von der herrschenden Genußsucht und Sittenlosigkeit in starkem Maße angesteckt, machten sich auch durch ihr

nichtstuerisches Leben und ihre zudringliche Bettelei verhaßt und verfielen so zu einem guten Teil dem Spott und der Verachtung. An Bettelmönchen, die es mit ihrer Aufgabe ernst nahmen, fehlt es freilich auch jetzt nicht. Die Volksprediger ferner konnten noch immer eine große Rolle spielen, vor allem als soziale Kritiker, und in dieser Parteinahme für jene sozialen Nöte der Masse blieben die Orden ein wirksames Element.

Daß sich die Kirche der Armen annahm, war ja im Grunde durchaus nicht neu. Diesen alten Zug hatte die große asketische Bewegung mit ihrer Verachtung des irdischen Besitzes und der irdischen Macht, mit dem Preise der Armut nur gefördert. Das Ideal der mittelalterlichen Kirche blieb aber überhaupt immer der mäßige Besitz: sie verwarf den gierigen Erwerb auf Kosten anderer und betonte die Pflicht des Reichen, den Ärmeren in großem Umfang abzugeben. Und daß dieses Ideal immerhin auch tief in die Volksmasse drang, zeigen z. B. die oben (S. 134) erwähnten Anschauungen der Zünfte, zeigt aber auch die starke und sehr allgemeine Mißachtung, die nicht etwa nur den Juden wegen ihres „Wuchers“, sondern auch dem eigentlichen Kaufmann von Adel, Klerus, Handwerkern, niederem Volk entgegengebracht wird (s. S. 134 f.). Gegen das sogleich mit gewaltigen Erfolgen auftretende Kapital und seinen aristokratischen Übermut regte sich schon im 13. Jahrhundert ein gewaltiger Haß. So geldwirtschaftlich die Kirche selbst vielfach gerichtet war, so blieb das Zinsverbot doch ihr großer Grundsatz. Schließlich wurde die ganze neue Geldwirtschaft theoretisch zum „Wucher“ gestempelt, insbesondere auch der Handel, der auf spekulativen Gewinn ausging. Zahlreich sind die mehr oder weniger autoritativen geistlichen Stimmen, die in jener Zeit den Handel, soweit er nicht der notwendigen Lebensfürsorge (wie derjenige der ihre Produkte verkaufenden Bauern und Handwerker) diene, verwarfen und die Kaufleute generell als Sünder hinstellten. Später, als vor allem die oberdeutschen Kaufleute neben dem Warenhandel auch das Geldgeschäft pflegten, nahmen solche schon zurückgetretenen Stimmungen wieder zu. Das wegen der unendlichen Zersplitterung des Münzwesens durchaus notwendige Wechselgeschäft, der Geldhandel, aber auch das sich aus dem Geldvorrat von selbst ergebende Ausleihen von Geld gegen Zinsen war früher den Juden, die ja nicht an die kirchlichen Anschauungen gebunden waren, und den Italienern (den sogenannten Lombarden) überlassen. Jetzt waren jene durch die blutigen Ver-

folgungen zurückgeworfen und diese als lästige Konkurrenten vielfach verdrängt. Den deutschen Kaufleuten erleichterte die Übernahme des gewinnbringenden Geldgeschäfts zudem der Silberhandel, der sich aus dem damals besonders aufblühenden Bergbau und ihrem Anteil daran ergab. Der stärkere Übergang zum Geldhandel, überhaupt zu einem rein spekulativen Handel vollzieht sich erst mit Beginn des 16. Jahrhunderts und hat schließlich zum Ruin des hochstehenden deutschen Handels mit beigetragen. Der ausgesprochene Kapitalismus dieser Zeit erregte auch die öffentliche Meinung stärker als je, insbesondere die zunehmende und sich auch auf notwendige Lebensmittel richtende Monopolisierungssucht. Wir haben die härtesten Äußerungen über die „Schinder des Volks“, die „Christenjuden“, über den Raub und Wucher der Kaufleute von Geiler von Kaisersberg, Sebastian Brant, Hans Sachs, Erasmus, Luther. Auch Beschlüsse der Städte, der Land- und Reichstage wandten sich gegen die Aufkäufer und Preissteigerer. Gerade die Armen mußten nun bei Teuerungen am meisten leiden, und hier und da sind auch gegen Ende des 15. Jahrhunderts Aufstände dadurch hervorgerufen.

Aber bei diesen Bewegungen spielte überhaupt der Gegensatz zwischen Reich und Arm eine immer größere Rolle. Schon im 13. Jahrhundert war dieser Gegensatz über das bloße Mitleiden mit den Armen hinaus von den Bettelmönchen, so in ziemlich heftiger Form von Berthold von Regensburg, betont und gesteigert worden. Ende des 14. Jahrhunderts finden wir bei Dichtern und in Chroniken bezeichnende Stellen. Mehr und mehr tritt dann eine wieder in den Lehren des Urchristentums begründete Teilnahme an der Lage des ärmeren Landvolks, dessen Arbeit nun gepriesen wird, hervor. Der Bauer wurde jetzt trotz des wirtschaftlichen Niederganges des Adels weniger von diesem als von den klösterlichen Grundherren gedrückt, vor allem aber vom Staat immer stärker belastet, überdies vom Städter mißachtet. Dazu kam der Groll über die rücksichtslose wirtschaftliche Herrschaft der Stadt über das Land, den der Bauer mit dem Adel teilte. Sodann zündete die hussitische Bewegung mit ihren gleichmacherischen Ideen auch in Deutschland. Weiter dauerte die Hezerei des niederen Klerus an. Bei dem großen Prediger Geiler von Kaisersberg finden sich stark agitatorische Äußerungen. Am ehesten mochten solche Stimmungen, soweit sie gegen die Reichen an sich gingen, Ableitung in jenen Judenverfolgungen finden, die freilich in erster Linie auf die Auswucherung der in weiten Kreisen ver-



schuldeten Bevölkerung zurückgingen. Aber auch der reiche Besitz der Kirche wurde immer schärfer aufs Korn genommen, je mehr der höhere Klerus verweltlichte, die Pfründenjägerei um sich griff und die Habgier der Kirche das Volk finanziell aussaugte. Auch hier spielte wie zum Teil bei den Judenverfolgungen die Hezearbeit des niederen Klerus eine Rolle. Die Volksprediger wandten sich vorzugsweise auch gegen die Lasten und Schwächen wie die Pflichtvergessenheit der geldgierigen Prälaten. Eine besonders haßerfüllte Stimmung gegen die nichtstuerischen und schlemmenden „Pfaffen“ herrschte auf dem Lande, wo schon der Zehnte sehr widerwillig gegeben wurde, wo man aber erst recht jene grundherrlichen Lasten für Klöster und Stifter als bitteren Druck empfand. Ohne Zweifel kamen die alten antikirchlichen Strömungen hinzu. Wie die Kezzerbewegungen früherer Zeit (S. 145) fand gerade beim Landvolk auch die hussitische Bewegung Anhänger. Sie stellte zugleich eine furchterregende Explosion der gegen die Reichen und Mächtigen und auf Erhebung der Armen und Niedrigen gerichteten Strebungen der Masse dar. Gerade sie wandte sich aber auch gegen das Kirchengut. Und so erklärt es sich, daß bei den bäuerlichen aufrührerischen Bewegungen, die schon im 15. Jahrhundert lange vor dem großen Bauernkrieg beginnen, sich der Haß besonders auch gegen die Pfaffen richtete, daß man gelegentlich den Wunsch äußerte, „die Pfaffen zu Tode zu schlagen“, ein übrigens schon seit Jahrhunderten ausgesprochener und in den Gemütern der Masse sich fortpflanzender Gedanke. Daß im übrigen auf der Pfaffen Gut sich auch die lüsternen Blicke des niederen Adels richteten, daß der Kirche reicher Besitz auch den höheren Klassen in den Städten ein Dorn im Auge war, gehört nicht in diesen Zusammenhang, hat aber bei der Reformation später eine Rolle gespielt. Von dieser hat aber auch jene wesentlich unter den Bauern verbreitete religiös-soziale Strömung, bei der im 15. Jahrhundert theokratisch-kommunistische Ziele immer stärker hervortraten und bei der die auf Befreiung von Druck und Lasten gerichteten Ideen unter religiösen Schlagworten wie „die Gerechtigkeit Gottes“ und „christliche Freiheit“ sich eindrucksvoller verbreiteten, das Heil erwartet, freilich vergeblich, wie der große Bauernkrieg, dessen Grundursachen im übrigen auf anderen Gebieten liegen, zeigte.

Auch bei gewissen städtischen Bewegungen um 1500 haben — von den Judenhezen abgesehen — der Haß gegen die Reichen und die Begierde nach ihrem Gut eine Rolle gespielt, aber

es scheinen hier doch mehr die freilich auch antikapitalistischen alten zünftlerischen Anschauungen, hinter denen zum Teil geistliche Scharfmacher standen, von Bedeutung gewesen zu sein. Besonders mochten die Kleriker die ärmeren Handwerker beeinflussen, die sich namentlich da von den eigenen, reicheren Zunftgenossen beschwert fühlten, wo diese Anteil am Stadtre Regiment hatten. Sie litten zum Teil unter der Engherzigkeit der Zunft ähnlich wie die Gesellen, denen bei der zunehmenden Übersetzung des Handwerks und dem stärkeren Gewinnstreben der einzelnen das Meisterwerden außerordentlich erschwert wurde. Die überall das Mittelalter beherrschende genossenschaftliche Form führte namentlich gegen Ende des Mittelalters zu Gesellenverbänden, die zielbewußt, nach Art der Zünfte organisiert, die älteren Bruderschaften zur gegenseitigen Unterstützung, zur Fürsorge für das Seelenheil usw. verdrängten und auch zur Anerkennung seitens des Rates und der Meister gelangten. Die oft gar nicht so schlecht gestellten Gesellen zeigten ein starkes Selbstbewußtsein, waren wehrhafte Leute und veranstalteten gern öffentliche Umzüge und Feste, die von ihrer angesehenen Stellung innerhalb der Bürgerschaft zeugen. Sicherlich haben sie bei Zusammenrottungen auch ihr Kontingent gestellt; dazu kamen dann aber vor allem die Tagelöhner, allerlei niedrige Arbeiter und der eigentliche städtische Pöbel als wirklich Arme.

So hat denn die materielle Kultur der Zeit ihr recht bedenkliches Gegenbild. Aber wie diese Kultur selbst durch massengeistartige, unfeine, naive Momente zum Teil bestimmt wurde, so hat auch die niedrige Masse in der Hauptsache doch die genußsüchtigen, eudämonistischen Ideale geteilt, wenngleich meist nur sehnsüchtig nach ihnen aufgeblickt. In ihrer Sphäre herrschten doch nicht nur Unzufriedenheit, mystisch-religiöse Eigenbrödelei, Neigung zu lärmender Gewalttätigkeit, sondern auch Lebenslust und Genußfreude, rohester Form freilich. Auch dem niederen Volk boten ja die großen kirchlichen und weltlichen feste reichlich Gelegenheit zur Teilnahme. Es waren immer wirkliche Volksfeste. Die Geselligkeit ist in erster Linie Massengeselligkeit. Ein allgemeiner Festtaumel ergriff die Menschen besonders zur Fastnachtszeit. Man wollte sich vor dem Fasten noch einmal austoben. Hier kam auch nicht nur die Freude am Schlemmen, sondern auch die alte naive, volkstümliche Laune zum Ausdruck, und uralter Mummenschanz, der auch von Weihnachten bis Epiphantias allgemein üblich war, verstärkte die lustige Ungebundenheit. Als Unterhaltung des ganzen Volkes hatten sich ferner

die Fastnachtsspiele als weltliche Spiele neben und zum Teil aus den geistlichen Spielen an hohen kirchlichen Festtagen auf verschiedene Weise entwickelt, und eine der Zeit mit ihren Beschwerden entspringende Neigung zu satirischer Verspottung der Stände hatte neben den auch zu Fastnacht aufgeführten ernstern Spielen derb-komische entstehen oder entsprechende Szenen mit einem bestimmten typischen Apparat in jene einfügen lassen. Weiter gab es noch die alten volkstümlichen feste im Freien, wie die allerdings mehr auf dem Lande üblichen Maitänze, überhaupt die sommerlichen Tänze an feiertagen mit ihrem Singen und Springen. Man vergnügte sich auch noch auf Wiesen und Acker an den alten Kraftübungen, dem Ringen, Steinwerfen u. a. Sodann boten die Kirchenfeiern Anlaß zu immer neuer Festeslust. Die Kirchweihen bildeten vor allem auf dem Lande den Höhepunkt der Festfreude, fehlten aber auch in der Stadt nicht. Hier kamen dann Handwerkerfeste und -tänze als etwas besonderes hinzu, vor allem aber die großen bürgerlichen Waffenfeste, die Schützenfeste, ursprünglich mit Aufzügen und nachfolgendem Gelage verbundene Waffenübungen. Die Hauptsache bei ihnen wurden aber allmählich die Festlichkeiten und die Preise, die man erringen konnte. Die patrizischen Kreise versuchten noch jetzt, sich durch Turniere hin und wieder ritterliches Ansehen zu geben, sehr zum Mißfallen des Adels, dessen Turniere aber natürlich auch meist in der Stadt gehalten wurden und der Masse wenigstens ein glänzendes Schauspiel boten. Alle diese feste waren also, wie auch die Familienfeste, zugleich Massenfeste, bei denen die ständischen Unterschiede mehr oder weniger zurücktraten. Umgekehrt boten die Fahrenden, die etwa bei Turnieren und Schützenfesten zusammenströmten, keineswegs nur dem niederen Volk Unterhaltung.

Trotz aller verbitternden sozialen Gegensätze herrscht damals doch noch ein außerordentlich starkes volkstümliches Gesamtgefühl. Der oben erwähnte Massengeist ist nicht nur der Geist der niedrigen, sondern der der Gesamtmasse, dem freilich eben wegen der großen Rolle des niederen Volkes keine feinen Züge eignen können. Die Art der niederen Volkskreise zieht vielmehr die der höheren zu sich herab. Nicht nur, daß die Bildungsunterschiede in der Laienwelt damals noch immer stark zurücktreten und hoch und niedrig sich in einer durchaus volkstümlichen Ausdrucksweise (die natürlich nichts Neues ist, sich jetzt nur in den Quellen stärker dokumentiert) ergeben: es ist auch an Stelle der höfischen Art in den aristokratischen Kreisen eine ja freilich



ebenfalls immer vorhanden gewesene und nur durch jene modische Verbildung überfirnißte Neigung zur Verbheit und zu grober Redeweise getreten. Schon der Minnedichtung sahen wir (S. 107) in der höfischen Dorfslyrik ein volkstümliches Gegenbild erstehen. Herr Steinmar hat jene dann direkt verspottet und zog vor, „in daz luoder“ zu „treten“, der Schlemmerei zu huldigen und sehr materielle Genüsse zu preisen. Ein plebejischer Geschmack bringt die Literatur dann immer mehr herunter. Alles feinere Schönheitsgefühl schwindet, der Ton wird immer niedriger, der Stoff immer realistischer, die Ausdrucksweise immer derber. Die Schwänke, oft zotig und gemein, werden zur Lieblingskost. Vor allem in jenen Fastnachtsspielen, und zwar den Nürnbergern besonders, machen sich Verbheit und Roheit mit vollstem Behagen breit. Es war im Grunde lächerlich, wenn in ihnen der Bauer als komische und mißachtete Figur wegen seiner Fressgier, seines Saufens, seines Schmutzes und seiner Roheit herhalten mußte. Der Inhalt der Spiele zeigt die gleiche Freude gerade des Städters am Rothen, z. B. an Prügelszenen, und in seiner materiellen, groben, oft gemeinen Genußsucht unterschied er sich vom Bauer nur durch die ihm zu Gebote stehende größere Mannigfaltigkeit und gewisse äußerliche Feinheiten. Seine Neigung zur Unflätigkeit beweisen wiederum die Spiele. Um diese Zeit wurde ein zotiger, unanständiger Ton aber überhaupt allgemein Mode. Die ganze Art nennt man nach dem von Sebastian Brant als Modeheiligen hingestellten St. Grobian Grobianismus. Der Zug nahm im 16. Jahrhundert noch sehr zu. Mit ihm ist eine gebliffentliche Mißachtung des überhaupt (s. S. 137) schon arg heruntergekommenen gesellschaftlichen Anstandes und eine teilweise fast zynische Behandlung des weiblichen Geschlechts verbunden.

Die Maßlosigkeit und Ungebundenheit der Zeit, die sich in dem genußsüchtigen Ausleben, in der Sinnlichkeit wie noch immer in Raub, Mord und Grausamkeit, überhaupt im Hang zu Gewalttätigkeiten und in der allgemeinen Habgier äußert, zeigt sich auch in diesem Gebaren. Ein Zeichen der Degeneration ist dasselbe nicht, sondern ein solches der strotzenden Kraft, jugendlich-naiver Unkultiviertheit, die sich mit allem Behagen in ihrer Art austobt: eben dies ist immer die Weise des niederen Volkes. Aber diese griff damals weit hinauf. Wenn uns nun weiter aus jenen Spielen und Schwänken, aus der Redeweise, der Spruchweisheit, den Inschriften, den Namen und so vielem anderen, auch aus den Briefen derjenigen, die über die Steifheit

des üblichen formellen Stils hinaus gelernt haben, zu schreiben, wie sie reden (wie vor allem Luther und Albrecht Achilles), nicht nur Derbheit, sondern immer auch lustige, launige Derbheit entgegenblickt, so kommen wir auf das erhebende Moment in dieser ganzen Erscheinung, auf das befreiende Lachen, das uns aus alledem entgegendröhnt und zeitweise auch die sozialen Bitternisse übertönt, auf den Humor der Zeit. Keine andere war je so lachlustig, so launig selbst in Not und Tod. Und auch das Heilige, das Ernste mußte sich das Eindringen des Komisch-Possenhaften gefallen lassen. Wie sich am Osterfest mancher Prediger dazu hergab, durch allerlei Scherze die Lachlust zu erregen, wie sich im Straßburger Münster am Pfingstfest der Anflug mit dem „Koraffen“ abspielte, so schoben sich in die geistlichen Schauspiele, die sich ja vom Lateinischen nun zu einem volkstümlichen Deutsch gewandt hatten und ganz die Sprache des Volkes redeten, jene komischen Zwischenspiele ein, und namentlich die Höllen- szenen mußten sowohl zur Vorführung der Teufel als grotesk-komischer Figuren wie zur satirischen Durchhechelung der einzelnen Stände dienen. Bei den Kirchenbauten benutzte man die Wasserspeier zu humorvollen, oft satirischen, selbst gegen Mönch und Nonne gerichteten Darstellungen, und drinnen an Holzgestühl und Säulen wurden allerlei komische Bildwerke angebracht. So erscheinen auch Recht und vor allem Moral gern in humoristischem Gewande. Rechtsprache und Rechtsätze zeugen davon, ferner gewisse Strafen. Dem gefürchteten Galgen gibt der Volkshumor eine Fülle launiger Bezeichnungen. So oft ferner Sünde und Schwächen mit ernstern Worten gegeißelt werden, so häufig ist doch im 15. Jahrhundert ihre humoristische Auffassung. Ihre Träger werden als „Narren“ hingestellt, wie zum Teil in den Spielen, wie vor allem in dem Narrenschiff Brants. Das Laster verfällt der Lachlust, dem Spott. Die Figur des „Narren“ übernimmt auch im wirklichen Leben diese spöttische Geißelung der Schwächen, und charakteristisch ist, daß diese volkstümliche Figur zu einer ständigen Institution an den Höfen wird. Auch die Adligen hielten oft ihre Narren, was dann schließlich zu einem Anwesen führte, dem man von Obrigkeit wegen zu steuern suchte. Ebenso gab es natürlich Volksnarren bei Festen und Umzügen. Andererseits tat man sich in Narrengesellschaften zusammen, um zu Zeiten mit vollem Behagen „narrisch“ zu sein. Wenn irgendein Zug für die volkstümliche Grundstimmung der Zeit spricht, so ist es der Humor. Das Volk lacht gern, gemessene Bildung und Moral haben ihm

die Laune nicht verdorben. Noch heute ist der Hauptzug aller Dialektdichtungen der Humor; noch heute wählt der volkstümliche Scherz weniger die Schriftsprache als eben den Dialekt. Gewiß hat der Humor ebenso wie die anderen erwähnten volkstümlichen Züge auch im früheren Mittelalter das ganze Volk durchdrungen, und die erst später zahlreicher werdenden Zeugnisse für ihn dürfen nicht dazu verleiten, ihn als Charakteristikum nur dieser späteren Zeit hinzustellen. Es ist eben nunmehr die Möglichkeit, ihn zum Ausdruck zu bringen und auch schriftlich kund zu tun, für weite Laienkreise außerordentlich gewachsen. Aber dennoch liegt viel an dem jetzt eingetretenen Übergewicht der Art der breiten Masse, wodurch die noch immer starke und nur durch die Stammesunterschiede beschränkte Einheitlichkeit des Innenlebens aller der sonst so zerrissenen und einander feindlichen Kreise außerordentlich befördert wird.

Ein letztes Zeugnis für den volkstümlichen Gesamtgeist der Epoche ist das Volkslied, das damals seine Blütezeit erlebte. Freilich wurde es, besonders von den Spielleuten entwickelt und getragen, vor allem von den niederen Schichten gepflegt und gesungen, aber keineswegs nur von diesen. Es ist sicherlich Gemeingut des ganzen Volkes gewesen und zeugt von dem innigen poetischen Gefühlsleben der ganzen Epoche. Zugleich ist es in seinem Preis eines naiv-eudämonistischen Ideals materieller Färbung (Liebe, Gesang, Naturfreude, Schlemmerei, kurz „gutes Leben“) wieder für die Genußsucht der Zeit charakteristisch. Aber es steckt in dieser volkstümlichen Weltfreude doch auch ein poetischer Schwung, der der bürgerlichen Nüchternheit gar nicht entspricht. Das Volkslied zeugt weiter dafür, daß der demokratische, der Massencharakter nun auch die Literatur nicht nur, wie (S. 155) geschildert, in Ton und Geschmack beherrscht, sondern sich auch in der Bevorzugung bestimmter Gattungen äußert. Diese Volkslieder wurden auch nicht mehr von einzelnen Volksängern, sondern mehrstimmig gesungen. Eine solche Gattung, in der fast niemals einzelne Verfasseramen glänzen, stellen ferner die Volksbücher dar, die die alten ritterlichen Stoffe nun in breiter Prosa, oft in Anlehnung an französische Muster, darbieten und zunächst in den höheren Schichten verbreitet waren, dann aber mehr und mehr zur Unterhaltung der Volkskreise dienten und von diesen lange bewahrt wurden. Auch die reiche Entwicklung und volkstümliche Gestaltung des jetzt deutschen geistlichen Schauspiels wie die Ausbildung der weltlichen Fastnachtsspiele sind hier anzuführen, zumal auch an jenen die Laien sowohl bezüglich der Texte wie vor allem



bei der Aufführung immer stärker beteiligt sind. In diesem Zusammenhang ist auch die deutsche Volkspredigt zu erwähnen.

Holzschnitt und Kupferstich sodann, vor allem der erstere, tragen gegen Ausgang des Mittelalters der Verbreitung der Kunst unter der Masse Rechnung. Zugleich geben sie durchaus volkstümliche Darstellungen und entnehmen ihren Stoff dem gesamten Volksleben, wie es ja auch die bürgerliche Dichtung tat. Mit dieser Richtung auf das wirkliche Leben entwickeln sich dann auch Malerei und Plastik in ganz anderer Weise als früher und emanzipieren sich von der Beherrschung durch die Architektur. Zweifellos beweist das alles ein Eindringen der höheren, jetzt freilich volkstümlich gefärbten Kunst in die Masse, ein Bedürfnis nach Kunst, wie es sich nun auch in der Gestaltung des Hausrats im Bürgerhaus, in der Anfüllung der Kirchen mit geschnitzten Altären, mit Grabmälern an den Wänden und Pfeilern zeigt. Vor allem ist jene mechanische Vervielfältigung durch Holzschnitt und Kupferstich von vornherein demokratisch gerichtet, und ganz dasselbe gilt auf dem Gebiet des Bildungswesens von der neuen Erfindung der Buchdruckerkunst. Nicht zwar gerade für die niedersten Schichten, aber doch für die breitere Masse war diese technische Errungenschaft des Bürgertums, die übrigens das sehr entwickelte Abschreibegewerbe nur folgerichtig ablöste, das willkommene Verbreitungsmittel der jetzt allgemeiner geschätzten Bildung, die zunächst freilich durchaus mittelalterlichen Charakter bewahrte. Die neue Kunst war zugleich ein Hauptmittel religiöser Erbauung und Belehrung und kam, ebenso wie zum guten Teil der Holzschnitt und Kupferstich, jenem tiefen religiösen Bedürfnis der Masse entgegen. Sie war endlich ein Sprachrohr der Stimmungen und Strebungen dieser Masse, wie sie auch der volkstümlichen Unterhaltung diente.

So hat denn gerade zu Ausgang des Mittelalters, bis ins 16. Jahrhundert hinein, volkstümlicher Geist das ganze Leben beherrscht wie niemals wieder. Aber eben damals machten sich schon Strömungen bemerkbar, die dem Volkstum innerlich feindlich waren, zum Teil freilich zunächst wegen der damals allgemeinen volkstümlichen Ausdrucksweise diese Tendenz noch nicht deutlich zeigten. Es sind naturgemäß Strömungen höherer Kultur, die letzten Endes wiederum in der Antike wurzeln, der Humanismus, das Römische Recht, die künstlerische Renaissance. Sie sind zum Teil verbunden mit einer später ebenso volkstumsfeindlichen sozialen Entwicklung, der ständigen Steigerung der fürstlichen, der landesherrlichen Gewalt, die schließlich in den Absolu-

tismus mündete. Die antike Kultur ist seinerzeit eine volkstümliche Kultur gewesen, die griechische vor allem, aber das gewöhnliche Volk hat wegen seiner geringeren Kultiviertheit in der Hauptsache doch meist eine gewisse Mißachtung erfahren. Namentlich seit dem Ausgang der Republik hat der gebildete Römer sich über alles Plebejische weit erhaben gefühlt, keinerlei Interesse für Strömungen im niederen Volk gehabt. Diesen Geist der feineren Kulturmenschen haben dann auch die Menschen der italienischen Renaissance gezeigt, so sehr die Renaissance selbst als eine nationalitalienische Schöpfung angesehen werden darf, und dieser Geist wurde gerade durch den Zug zur antiken Literatur genährt. Von dieser wurden in solcher Richtung dann auch der deutsche Jurist und Humanist mehr und mehr beeinflusst. Nun gaben aber gerade die niederen Klassen zu jener Zeit vielfach den Ton in Deutschland an, und je mehr man sich von ihnen und ihrer Art, die ja auch immer grobianischer wurde, abwandte, um so mehr wandte man sich vom Volkstümlichen überhaupt ab. Im 16. Jahrhundert überwog freilich dieser volkstümliche Geist noch lange, die Verrohung ergriff sogar bekanntlich immer höhere Schichten, so daß eine Reaktion dagegen heilsam war, aber das schließliche Ergebnis war eine tiefe Kluft zwischen den „Gebildeten“, also den Kulturmenschen, und dem niederen Volk.

Anfangs, als sich in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters überhaupt eine allgemeinere Laienbildung zu verbreiten begann, war diese vermehrte geistige Schulung, der Drang nach besserem Wissen durchaus nicht unvolkstümlich gewesen. Das dem Volk bisher am meisten fremd gebliebene antik-kirchliche Bildungswesen drang ja auch in weitere Kreise zunächst keineswegs aus einem höheren und feineren Streben heraus. Es handelte sich lange nur um jene elementare Bildung, deren aus geistlicher Hand früher schon mancher Edle, mancher reiche Bürger und noch mehr die Frauen dieser Stände teilhaftig geworden waren, nach der nun auch die praktisch-nüchterne Masse des Bürgertums aus wirtschaftlichen Gründen verlangte. Der Kaufmann und auch der verkaufende Handwerker konnten das Schreiben und Rechnen nicht mehr entbehren. Anfangs lateinisch und selten, dann mit dem Durchdringen der deutschen Schriftsprache deutsch und immer allgemeiner wurden Notizen in Geschäftsbücher und kurze Geschäftsbriefe geschrieben; in den Genossenschaften, den Zünften und Gilden, wollte man all-

mählich bei der Führung der Listen und Bücher nicht mehr auf den hilfreichen Geistlichen angewiesen sein; für die städtische Gesamtheit wurde die selbständige Führung der Verwaltung auch in bezug auf das Schriftwesen notwendig, und ebenso wie aus den Kanzleien der Fürsten wurden die zum Teil noch lange unentbehrlichen Kleriker aus den städtischen Schreibstuben durch schrift- und immer häufiger auch rechtskundige weltliche Beamte verdrängt. Und natürlich mußten auch die Leiter der Verwaltung, die Glieder des Rats, eine bessere Bildung haben. Diese allgemeinere Laienbildung konnte zunächst nur aus den (äußeren) Schulen der Klöster und Stifter stammen, aber das wachsende Bedürfnis ließ sehr bald von der Stadt selbst ins Leben gerufene Schulen entstehen, so eine ganze Anzahl schon im 13. Jahrhundert, noch mehr im 14. Über ihre Verwaltung erhoben sich an diesem oder jenem Ort scharfe Streitigkeiten mit dem Klerus, wobei aber natürlich nicht an Gelüste nach Emanzipation von der Kirche zu denken ist. Jedenfalls ging die Aufsicht immer mehr auf die städtische Obrigkeit über. Allmählich entwickelten sich aus Schulen ziemlich niedrigen Niveaus die städtischen Lateinschulen, die im 15. Jahrhundert schon recht zahlreich waren. Mit dem steigenden Bildungsbedürfnis besuchten diese auch immer mehr Schüler aus niedrigen Kreisen, die dann in ihrer Armut oft von Almosen leben, ihr Brot ersingen mußten und als fahrende Schüler von Schule zu Schule wanderten, häufig von berühmten Lehrern angezogen. Diese Schulen waren, so mäßig ihr Unterricht war, für die niederen Klassen in der Allgemeinheit natürlich zu hoch. Diese bedurften seit dem Eindringen der Volkssprache in den Schriftverkehr nur eines deutschen Elementarunterrichts: ihn vermittelten notdürftig private „deutsche“ Schulen unter Schreibern und Rechenmeistern. Daß jedoch diese elementare Bildung im niederen Volk bald ziemlich verbreitet war, beweist manches noch erhaltene Schriftstück. Aber diese „deutschen“ Schulen wurden von der städtischen Obrigkeit wie vom Klerus durchaus nicht begünstigt, und darin zeigt sich bereits ein unvolkstümlicher, mit einem Bildungshochmut zusammenhängender Zug.

Dieser Zug steigerte sich mit der immer größeren Zahl Höhergebildeter, die aber ihre Bildung nun nicht nur den mehr vorbereitenden Lateinschulen, sondern den Universitäten verdankten. Diese Universitäten waren ganz aus der geistlichen Atmosphäre hervorgegangen; sie bedeuteten eine Erweiterung des stiftischen Schulwesens, das den Fortschritten des von



arabischen Einflüssen neu angeregten Geisteslebens seit der Ausbildung der scholastischen Theologie und Philosophie, einer höherstrebenden Jurisprudenz und einer erneuerten Medizin nicht mehr zu folgen vermochte. Aber Lehrer und Schüler blieben geistlich. Natürlich konnten solche Institute zunächst nur in den höher entwickelten romanischen Ländern entstehen. Deren Kultur bedurfte in praktischer Hinsicht immer mehr der Juristen, Ärzte und Lehrer, und in geistiger Hinsicht war mit der Scholastik ein tieferes philosophisch-systematisches Wissensbedürfnis entstanden. In beiden Beziehungen waren die Deutschen auf die romanischen Universitäten, die berühmten Rechts- und Ärzteschulen wie die großen theologisch-philosophischen Lehrstätten, angewiesen. Aber vor allem das praktische Bedürfnis infolge der Entwicklung der landesherrlichen Macht wie der städtischen Kultur ließ dann auch in Deutschland Universitäten erstehen, zuerst 1348 diejenige zu Prag, der dann seit Ausgang des 14. Jahrhunderts noch vierzehn, zum Teil aus höher entwickelten Stiftsschulen heraus und natürlich in Anlehnung an das fremde Vorbild, folgten.

Jener geistliche Charakter der Universität blieb noch lange gewahrt, wie ihn ja auch noch die ganze höhere Bildung trug. Die großen Gelehrten des ausgehenden Mittelalters waren Geistliche, Ordensgeistliche vor allem. Hauptträger der Wissenschaft waren die Dominikaner, die aber auch Kunst und Dichtung pflegten. Die Juristen und Ärzte waren zunächst Geistliche, bis allmählich das Laienelement unter ihnen stärker wurde. Die Zucht in den Kollegien der Lehrer und den Bursen der Studenten entsprach der der Klöster, wenn auch das Leben der Bursenbewohner in Wahrheit äußerst wild war und immer weltlicher wurde. In dem geistig-wissenschaftlichen Leben selbst war zwar eine größere Spezialisierung eingetreten, und von gewissen Ansätzen freierer Entwicklung werden wir sogleich hören. Aber im übrigen herrschte auch jetzt die kirchlich bedingte Universalität des Mittelalters. Noch war trotz der erwähnten Erweiterungen die Summe des abendländischen Wissens so gering, daß es der einzelne durch alle Fakultäten hindurch bewältigen konnte, eben mit Hilfe des formal-logischen Betriebes, der lehrhaften Zustutzung in autoritativen Kompendien, der philologischen Bearbeitung der Materien. Dem entsprach ein unkritisches, dogmatisches Aufnehmen. Letzten Endes war aber alles theologisch zugespitzt, in der Theologie gipfelte alles. Nur in Gott hat das irdische Wissen Wert, die Philosophie soll die göttlichen Wahrheiten beweisen, die Natur

ist nur als Niederschlag der großen Taten Gottes und seiner Weisheit aufzufassen. Höchst bezeichnend ist die Natursymbolik, zugleich ein Beweis für das Spielerisch-Außerliche des mittelalterlichen Denkens. Alle Dinge auf Erden haben ihre symbolische, zunächst an die Bibel geknüpften, christlich-moralische Bedeutung, Tiere, Pflanzen, Steine. Die entsprechenden Eigenschaften, die man wesentlich mit ihnen verbunden glaubte, spielten dann in der praktischen Anwendung des Wissens eine Rolle. Noch immer ist eben mit dem Geistesleben ein übersinnlich gerichteter Zug innig verbunden. Die ohnehin phantastischen antiken geographischen Traditionen — phantastisch, soweit es über das Mittelmeergebiet hinausgeht — werden im Mittelalter durch die stark theologische Färbung der Vorstellung von der Erde und fernen Erdenbewohnern, überhaupt von der Welt noch wunderbarer gestaltet, richtige antike Anschauungen auch wieder aufgegeben.

Auf der anderen Seite darf man das Geistesleben des ausgehenden Mittelalters auch nicht unterschätzen. Die Universitäten sind wie das ganze höhere Geistesleben von der Scholastik beherrscht. Aber diese Philosophie des Mittelalters, die zum Glauben die Vernunft fügte, trug immerhin schon wissenschaftlichen Charakter, bedeutete Ausbildung systematischen Denkens und lehrte Abstraktes fassen. Und wenn schon die Kirche überhaupt der Wissenschaft in ihrer damaligen Form keineswegs feindlich war, vielmehr gerade durch ihre Pfründen, obwohl unabsichtlich, manchem die äußere Möglichkeit gab, ganz den Studien zu leben, wenn in den Bettelorden die kirchliche Pflege der Wissenschaften sich frei entfaltete, so waren auch die von der Kirche ausgegangenen und behüteten, aber doch nicht mehr ausschließlich von der Kirche orientierten Universitäten, die ja selbständige privilegierte Korporationen waren, schon geordnete Vertretungen der Wissenschaft. Es waren geistige Gemeinschaften und Verkörperungen geistiger Bestrebungen auch über das theologische und das weltlich-praktische Bedürfnis hinaus. In der Scholastik selbst, die überhaupt nichts Starres und Gleichförmiges ist, entwickelte sich ferner im späteren Mittelalter eine freiere Richtung, die zu großen Spaltungen führte. In dem konsequenten Nominalismus, der in den allgemeinen Begriffen „Namen“ und nur in den Einzeldingen Wirklichkeit sah, der die Glaubensgeheimnisse nicht mehr für beweisbar hielt, kam man wenigstens theoretisch zur Unvereinbarkeit von Glauben und Wissen, also zum Gegenteil des eigentlichen Zieles der Scholastik. Man operierte zum Teil mit einer damals

übrigens nicht zuerst auftauchenden Annahme, die andererseits erst in nachscholastischer Zeit schärfer formuliert wurde, mit der „zweifachen Wahrheit“, der theologischen und der philosophischen. Aber damit wäre die Theologie nicht mehr, was man doch erstrebte, philosophisch beweisbar und die Scholastik in ihrem Kern vernichtet gewesen. In Wirklichkeit blieb überhaupt trotz mancher kritischer Keckheiten und ernsterer Reibungen das Dogma unangetastet. Man begnügte sich mit der äußerlichen, äquilibristischen, dialektischen Betätigung der Vernunft, mit der formalen Logik, und jenen Gefahren suchte die späte Scholastik mit einem um so schrofferen kirchlichen Eifer zu begegnen. Im übrigen herrschte jener äußerliche schulmäßige Betrieb, bei dem einerseits in immer neuen kompilatorischen Enzyklopädien, die zum Teil von roh-stofflichem Interesse zeugen, das traditionelle Material systematisch für die Lernenden in autoritativer Weise zurechtgemacht wurde, bei dem andererseits das Interesse weniger auf die Dinge selbst als auf die formale Zergliederung und Verknüpfung gerichtet war.

Gewiß mußte diese scholastische Methode schon der Theologie und Jurisprudenz, noch mehr der Philosophie auf die Dauer wirkliche Fortschritte unmöglich machen, gewiß war sie, der Gegensatz zu exakter, empirischer Forschung, vor allem ein Hemmschuh für die Naturwissenschaften und die Medizin. Aber man muß doch feststellen, daß es in diesen Jahrhunderten weder an wissenschaftlicher Beobachtung noch an praktischen Fortschritten gefehlt hat, worauf ja auch schon die arabischen, die Antike neu belebenden naturwissenschaftlich-medizinischen und philosophischen Einflüsse hingeleitet hatten. Mit dem Namen des Albertus Magnus verbinden sich doch nicht nur Phantasterei und Aberglaube, vielmehr deutliche Anfänge eigener Beobachtung und kritischen Unterscheidungsvermögens, mit dem des Roger Bacon immerhin schon Andeutungen der induktiven Methode. Jene romantisch-phantastische Erdkunde ferner stellt doch nur die eine Seite dar, es hat doch auch, wie Dietrich Schäfer hervorhebt, das Mittelalter die Erweiterung der Erdkenntnis, „den gewaltigen Aufschwung, mit dem es abschloß, aus sich herausgenommen, die Alten weit überflügelnd und ohne nennenswerte antike Beeinflussung“. Ganz zweifellos erhob sich auch die Heilkunde auf eine höhere Stufe. Von dem aus der antiken Tradition seine medizinische Weisheit schöpfenden Klostergeistlichen unterschied sich der studierte Arzt, zunächst noch meist aus geistlichem Stande, freilich insofern wenig, als auch er sich vor allem auf Buchgelehrsamkeit stützte.



Eben deswegen fühlte er sich über den alten, theils empirischen, theils abergläubischen vollstümlichen Heilbetrieb, namentlich von Frauen, hoch erhaben, ebenso über die umherziehenden Quacksalber, aber auch über die ungelehrten niederen Wundärzte, die gerade in den Städten bald zahlreich wurden und vor allem dem damals so wichtigen Aderlaß oblagen: er suchte deren Betrieb auch bald zu beschränken. Aber andererseits bedeutete der neue Ärztestand doch einen wirklichen Fortschritt. Zuerst hatten die Höfe fremde studierte Ärzte, häufig und lange noch Juden, herangezogen, dann förderten allmählich die Städte die Ausbildung dieses Standes, zumal seit der Entwicklung von Universitäten in Deutschland. Stadtärzte begegnen schon im 14. Jahrhundert, damals auch schon Ordnungen und Taxen für sie. Immer stärker wurde auch das Laienelement unter ihnen.

Das war nun weiter ebenso bei den Juristen der Fall, deren Zahl immer größer wurde. Fürsten und Städte brauchten sie vor allem für die Kanzlei, den Mittelpunkt der weltlichen Verwaltung. Einst die Domäne des Klerus, wurde sie nun, und zwar zuerst gerade bei den geistlichen Fürsten, mehr und mehr von den Juristen erobert. Die Stadtschreiber, gewissermaßen die Kanzler der Städte und im Gegensatz zu den Inhabern der städtischen Ehrenämter besoldet, die eigentlichen Träger der Verwaltungsgeschäfte, rekrutierten sich aber auch bald aus den „Artisten“, der anfangs mehr propädeutischen Fakultät der freien Künste, der auch die Lehrer der Lateinschulen entstammten. Durch die Beherrschung der Kanzlei hat sich nun früh eine Verbindung der Juristen mit der Verwaltung, aber auch mit der Politik ergeben, und dies Moment erklärt auch den immer stärkeren Zudrang des Adels zum juristischen Studium. Politisch tätig waren aber nicht nur die fürstlichen Kanzler und „Räte“, sondern auch jene Stadtschreiber der größeren Städte, denen neben der Führung von Prozessen u. dgl. doch auch die politische Vertretung ihrer Stadt — und diese stellte ja damals meist einen politisch fast selbständigen Faktor dar — oblag. Die Wichtigkeit der Juristen hängt mit der neuen Bedeutung des römischen Rechts, das ja freilich für das kanonische Recht immer die Grundlage gewesen war, zusammen; sie war in erster Linie eben auf ein politisches Moment begründet. Man erkannte den Wert des römischen Rechts für die Begründung und Durchsetzung der weltlichen Machtansprüche, der staatlichen Idee gegenüber der Kirche, gegenüber dem Papst. Für solche Verwertung kann man —

von entsprechenden Versuchen im Interesse Heinrichs IV. ganz abgesehen — schon an die Staufer anknüpfen. Bereits im 12. Jahrhundert begannen ernstere Versuche der Einbürgerung des in Italien bereits lebhaft gepflegten römischen Rechts. Die kaiserliche Kanzlei eroberten die Juristen dann erst eigentlich unter Karl IV., der dieselbe unter einen weltlichen Beamten stellte; aus ihr und bald auch aus den Kanzleien der Fürsten drang jenes Recht weiter. Die Stabilisierung der fürstlichen Macht war der Hauptgesichtspunkt, aber jetzt nicht nur der Kirche, sondern auch den Untertanen gegenüber, die auf Grund der römischen Anschauungen rechtlich gedrückt und schärfer besteuert werden konnten. Erst in zweiter Linie und erst später kommt die Umgestaltung der Rechtspflege, für die Volksstimmung dann freilich das wichtigere Moment, in Betracht. Ausgangspunkt war die Übertragung des kanonischen Prozeßrechts auf weltliche Streitsachen seitens der Kanzleien unter gleichzeitiger Benutzung des römischen Zivilrechts, das zunächst nur Hilfsmittel war. Fürsten, Adel, Städte begannen danach die Juristen wegen ihrer Kenntnisse um ihr Urteil anzugehen. Man zog sie dann langsam in das kaiserliche und die fürstlichen Gerichte, die bald meist zur Hälfte mit ihnen besetzt waren, ebenfalls aus einer gewissen Notlage heraus. Die entwickelteren wirtschaftlichen, die städtischen und politischen Verhältnisse, die bessere Bildung ließen das alte deutsche Recht unvollkommen erscheinen. Dazu kam die große Rechtszersplitterung und die seit Jahrhunderten beklagte gefährliche Rechtsunsicherheit, das Versagen der Rechtspflege. So erschienen die Juristen als Kulturbringer. Sie eroberten schließlich die Gerichte überhaupt, und man „reformierte“ die Land- und Stadtrechte im römischen Sinne.

Diese Wandlungen vollzogen sich langsam seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. 1495 nahm das Reichskammergericht das römische Recht an. Aber wenn die Juristen in ihrem Kulturbewußtsein auf das „rohe, bäurische“ Recht der Laien herabsahen, so hing das Volk an diesem letzten Rest seiner öffentlichen Betätigung, an dieser Schöpfung seines Geistes und Wesens noch zäh genug, um nicht über den Wandel in eine tief erregte Stimmung zu geraten. So setzt zu Ausgang des Mittelalters ein scharfer Konflikt zwischen Volkstum und fremder Kultur zunächst auf diesem Gebiet ein. Die früheren, für die niederen Schichten besonders empfindlichen Mißbräuche, vor allem die Käuflichkeit der Richter, schwanden nicht; gerade der des neuen Rechtes Kundige konnte sein Schäfchen ins Trockene bringen oder, wer rechtskundig

tat, wie der Gerichtschreiber oder der Fürsprech, der Advokat. Das Volk wußte nun gar nicht mehr, woran es war. Und keineswegs klagte nur das Landvolk, überhaupt das niedere Volk, vielmehr auch Bürgertum und Adel. Die Literatur zeigt Spuren eines wahren Volkshasses gegen die Rechtsverdreher und Rechtsbeuger. Auch die Stände suchten dem Übergewicht der Juristen zu wehren, „damit“, wie es einmal heißt, „die armen Untertanen nicht also irre gemacht würden“. Freilich mochten die Stände auch wohl spüren, daß ihre eigenen Rechte Gefahr liefen infolge jenes anderen Momentes, der Stärkung der Fürstenmacht durch die juristischen „Räte“.

Aber die Juristen haben für jene Zeit noch eine andere Bedeutung gehabt, wieder im Sinne der Einbürgerung einer im Grunde volkstumsfeindlichen höheren Kultur: sie waren die ersten Vermittler und in Verbindung mit ihrer Kanzleiherrschaft die ersten Förderer einer geistigen Bewegung, des Humanismus. Sie, die um ihrer besseren Ausbildung willen und bei ihrer starken Begehrtheit in immer größerer Zahl nach Italien zogen, selbst als es schon deutsche Universitäten gab, wurden hier von der humanistischen Strömung ergriffen, die besonders auch die oberitalienischen Universitäten erobert hatte. Es handelt sich zunächst nur um eine mehr äußerliche literarische Beeinflussung in Richtung des Stils, der formalen Kultur, nicht um Annäherung an das Wesen der eigentlichen Renaissance. Diese faßt man neuerdings zutreffend überhaupt nicht als ein bloßes Produkt der Neubelebung antiken Geistes auf — wie ja auch schon Burckhardt neben der Antike als zweiten Faktor den italienischen Volksgeist hinstellte —, sondern als reifste Frucht der mittelalterlichen Kultur selbst, als Leistung der christlichen wie der volkstümlichen Kräfte des Mittelalters. Die stärkere Wendung zur Antike, die ja (vgl. S. 77) immer ein belebendes Element des Mittelalters gewesen ist, trug die Keime zu einer neuen, unmitttelalterlichen Entwicklung in sich, aber sie ist doch ein Fortschritt, den das Mittelalter selbst machte. Man hat z. B. von französischer Seite Frankreich, das alte Land des „studium“, als eigentlichen Ausgangspunkt der Renaissance hingestellt, und sicherlich sind auch gewisse Elemente derselben zuerst dort entwickelt worden. Auf den bereits humanistisch interessierten deutschen Kaiser Karl IV. haben französische Einflüsse noch mehr gewirkt als italienische. Die stärkere Hinneigung zur Antike war aber in letzter Linie die Konsequenz der arabischen Befruchtung, und dieser Zug mußte dann in Italien um so mehr



hervortreten, als überhaupt das Bildungsübergewicht Frankreichs auf das mächtig seine Kräfte entwickelnde Italien überging, vor allem im 15. Jahrhundert, und dieses Land überdies durch die Denkmäler der Antike auf seinem Boden, durch seine Sprache und das niemals erstorbene römische Recht noch mit der Antike wirklich zusammenhing. Dieser Zusammenhänge wurde man sich bei dem vermehrten Studium der Antike stärker bewußt, für ihren Geist aber um so empfänglicher, als die hohe geldwirtschaftliche Entwicklung Italiens nicht nur die äußeren Lebensverhältnisse, sondern auch Weltanschauung und Lebensauffassung auf ein Niveau brachte, das dem der Antike sich wenigstens näherte. In der entsprechenden Gestaltung wirkte das Studium der Antike von Italien aus auf die übrigen Länder dann wie eine neue Offenbarung, auf Deutschland freilich, wie gesagt, zunächst nur nach der formalen Seite. Hatte Italien auf Deutschland schon durch die Folgen der Kaiseridee und die Römerzüge vielfältige Wirkung geübt, machte dann der immer regere Handelsverkehr nicht nur den deutschen Kaufmann zum Schüler des italienischen, sondern beeinflusste auch die äußere Kultur mehr und mehr, so wurde auf geistigem Gebiet Italiens Einfluß an Stelle des französischen immer maßgebender. Der Zug der Studenten ging, wie gesagt, immer stärker nach Italien, ohne daß aber derjenige nach Frankreich aufhörte.

So war die Übertragung der humanistischen Strömung, mit deren italienischen Trägern man zum Teil auch durch den Aufenthalt einiger derselben in Deutschland selbst bekannt wurde, etwas durchaus Natürliches. Sie knüpft indes eben vor allem an die in Italien gebildeten Juristen. Es wurde insbesondere die zum Teil mit Juristen besetzte Kanzlei zur Pflege- und Vermittlungsstätte der neuen, wesentlich formalen Richtung. Auch in Italien pflegten ja gerade in ihr die Humanisten die Eloquenz, den neuen klassischen Stil. Ein italienischer Humanist, der bekannte Aeneas Sylvius, war dann auch in Deutschland selbst in der kaiserlichen Kanzlei tätig und von großem Einfluß auf manchen Deutschen. Die formale Seite hat aber auch auf jenes geistlich-gelehrte Studium, das in der Theologie gipfelte, gewirkt. Vielleicht im Zusammenhang mit einer stärkeren Berücksichtigung der antiken Autoren schon seitens der älteren Schulwissenschaft ist vor allem in den Niederlanden eine durchaus religiös gerichtete, aber den klassischen Autoren zugewandte Bildung erblüht, die auch den deutschen Nordwesten und Westen beein-

flusste und zugleich stark pädagogisch gerichtet war. Niederländischer und langer italienischer Aufenthalt haben auf den trefflichen Rudolf Agricola gewirkt, der neben gewissen abenteuerlichen Wanderaposteln der Mitte des 15. Jahrhunderts, wie Petrus Luder, zuerst den Humanismus um seiner selbst willen vertrat und in Heidelberg außerhalb der Universität ihm eine Stätte gründete. Die Seele des neuen Lebens, das sich dort entfaltete — daneben wären noch andere südwestliche, kleinere weltliche und geistliche Höfe zu nennen —, war der Kanzler Johannes v. Dalberg, der spätere Freund Celtes' und Reuchlins. Wichtig ward dann vor allem die seit etwa 1470 beginnende Eroberung einzelner Universitäten durch die Humanisten, was zunächst nichts weiter besagte als Fürsorge für den Unterricht in der neuen Eloquenz, besonders auch im Interesse der Kanzleien. Die Pflege reinen Lateins erstreckte sich zugleich immer auf die Poesie — diese war noch wie früher das Betätigungsfeld der gelehrten Bildung —, bedeutete also überhaupt eine neue literarische Richtung.

Aber es handelte sich doch mehr und mehr nicht nur um eine neue Form, sondern um einen neuen, an der Antike genährten Geist, der auch das Leben der jüngeren Humanisten „modern“ gestaltete. Mit dem jugendlichen Hochmut einer neuen, zukunfts-freudigen Richtung, mit stolzer Verachtung des Alten, mit radikaler Kritik und großen Tiraden ging auch diese jüngere Schule vor. Es kam etwa seit 1500 an den Universitäten naturgemäß zu scharfen Kämpfen, zur Abwehr der Eindringlinge, die im übrigen auch ihre ernstesten Ziele hatten. Insbesondere handelte es sich jetzt um die Neugestaltung der Artistenfakultäten. Um 1520 hatte die neue Strömung, gefördert von Fürsten und Städten und von der Jugend begrüßt, in der Hauptsache über den verzopften Scholastizismus gesiegt. Ein beachtenswertes Moment ist übrigens die Einfügung des Griechischen in den Studienkreis. Früher als die Universitäten wurden zum Teil die Lateinschulen humanistisch gefärbt. Im ganzen war es in Deutschland eine wesentlich gelehrte, dabei stark formale und äußerliche Bewegung, keine allgemeinere geistige Umwandlung, wenigstens nicht zunächst. Der freiere naturwissenschaftliche Geist schon des 16., dann namentlich des 17. Jahrhunderts, die verstandesmäßige Aufklärung, die Ideale der Freiheit und Humanität, der schönen Bildung im 18. Jahrhundert und die politischen Ideale dieses und des 19. Jahrhunderts sind jedoch teilweise Folgeerscheinungen der Neubelebung der antiken Kultur. Was aber die notwendige Herbeiführung einer Verweltlichung

betrifft, so hat der Humanismus die in ihm steckenden Keime dazu vorerst nicht entwickeln können. Er sah wohl das moderne, in der Antike ruhende Ideal des freien Menschentums, aber es lag ihm zu fern. Er ist im 16. Jahrhundert zum Diener der Theologie geworden, wie ihn ja auch die Kirche in seinen Anfängen nicht bekämpft hat. Die Antike hat ferner einen neuen patriotischen, nationalen Geist in manchen Humanisten erweckt, wozu auch der Gegensatz zu den hochmütigen italienischen Leuchten beitrug, aber im Grunde bewahrte der Humanismus die Internationalität mittelalterlichen Geisteslebens, die auf das gemeinsame Band der Kirche zurückgeht. Er hat einen neuen kritischen Geist entwickelt, der aber zunächst auf die gelehrte Kritik und die Weckung geschichtlichen Sinnes sich beschränkte, im übrigen ebenso von anderen Strömungen der Zeit geweckt war. Er hat die Bildung durch tieferes Eindringen in die Schätze der Antike stofflich erweitert und die Lebensauffassung und die Moral, ohne sie auf neue Grundlagen zu stellen, gewandelt und vertieft. Er hat endlich auch eine individuellere Geisteshaltung gefördert. Wir haben aber bereits (S. 87) festgestellt, daß das Mittelalter schon lange vorher solcher Haltung keineswegs bar ist. Daß gerade zu Ausgang desselben überdies neben dem Humanismus auch andere Strömungen und die Zeitverhältnisse in der bezeichneten Richtung wirkten, ist in meiner Geschichte der deutschen Kultur (S. 480f.) ausgeführt worden. Zu einem schrankenlosen Individualismus nach italienischem Muster sind im übrigen unter den Humanisten selbst nur wenige radikale Köpfe gekommen. Aber unterschätzen darf man die Wirkungen des Humanismus auch nicht. Die Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen, ist sein Bestreben, sei es auch nur durch die äußeren Mittel der Eloquenz. Der Stolz auf die feine Bildung hat zugleich etwas Aristokratisches. Er wird aber später zu jenem antivolkstümlichen Bildungshochmut. Durch Latinisierung und Gräzisierung der Namen fällt man ganz aus dem Volkstum heraus, und diese absondernde vornehme Mode wird später in den akademischen Kreisen allgemein. Es erfolgt eine Neubelebung der lateinischen Schriftsprache, ein neues Zeitalter des lateinischen Briefes setzt ein, der den deutschen freilich nicht mehr verdrängen konnte.

Das feinere Schönheitsideal, das die Humanisten literarisch-stilistisch pflegten, drang gegen den volkstümlichen Geist, der auch diese neuen Kulturmenschen zum Teil noch unter die derbe Volksart beugte, erst langsam durch: noch langsamer erobert dieses



antik-südliche Formempfinden die noch durchaus volkstümliche Kunst, der dann freilich durch jene Strömung das Rückgrat gebrochen wurde. Das gehört nicht mehr in die Geschichte des Mittelalters. Niemals aber wurde diese künstlerische Renaissance von unserem Volk wirklich innerlich erfaßt. Sie entsprach dem äußerlichen Prunk, den die reichen Kaufherren und dann die wiederum zu kulturellen Mittelpunkten sich aufschwingenden Höfe entfalteten. Auch dieser neue Fürstenstaat, den das ausgehende Mittelalter entstehen sah, gehört in seiner ausgebildeten, unvolkstümlichen Art nicht mehr in das Mittelalter und ebensowenig die völlige Herabdrückung und Mißachtung des Standes, der der älteste Born des Volkstums war, des Bauern, der ja allerdings in der höfischen Zeit schon ein Objekt des ritterlichen Spottes gewesen und zu Ausgang des Mittelalters ein solches für den auf seine Zivilisation stolzen Städter geworden war. Aber zu Ende des Mittelalters war er noch kraftvoll genug wie das niedere Volk überhaupt. Aus solchen Kreisen stammte Luther.

Die bestimmende Macht des Mittelalters war die abendländische Kirche. Mit der Erschütterung dieser überragenden Macht geht das Mittelalter zu Ende. Hat die Reformation diese entscheidende Bedeutung gehabt? Insofern sie die Universalität dieser Kirche, ein wesentliches Moment ihrer Herrschaft, zerstörte, gewiß. Diese Universalität war schon durch die nationalstaatliche Machtentwicklung im Westen und Norden Europas gefährdet, und die aufsteigende Entwicklung der deutschen Territorialherren hatte auch bereits gewisse Selbstständigkeitsbestrebungen in kirchlicher Hinsicht gezeitigt. Es war kein Zufall, daß die Reformation mit den Landesherren paktierte. Deren Macht verließ der großen Spaltung Dauer und Festigkeit. Der kräftige Staat hat dann auch in der Richtung die eigentlich mittelalterliche, d. h. kirchliche Periode zu Grabe zu tragen geholfen, als er, wie schon die Städte, die Macht, die die Kirche über das gesamte Leben ausübte, ihre weltlich-politisch-kulturelle Wirksamkeit mehr und mehr beschränkte. Das ausgehende Mittelalter war überhaupt auf dem Wege zu einer Säkularisation des Lebens: mit ihr wäre das Mittelalter wirklich zu Ende gewesen. Aber trotzdem auch die Reformation im Prinzip die Religion auf ihr rechtmäßiges Gebiet beschränkte, ist sie in Wahrheit doch der Hemmschuh der weiteren Säkularisation gewesen, und das Mittelalter ist mit ihr im Grunde nicht zu Ende gegangen. Trotz der kirchlichen Herrschaft hatte es ja ein volkstümliches weltliches

Leben immer gegeben. Aber die agrarisch-kriegerische Laienkultur des frühen Mittelalters zunächst war doch in allen höheren Beziehungen von der Kirche geleitet. Eine erste Emanzipation bedeutete dann die ästhetisch-gesellschaftliche Kultur des Rittertums. Wichtiger wurde die breitere Laienkultur des auf wirtschaftliche Interessen gegründeten Bürgertums mit der Durchsetzung des modernen Elements der Geldwirtschaft und der Zerstörung des Lehnswesens, der bisherigen sozialen Grundlage. Mehr noch als die Städte, die neuen Mittelpunkte einer allseitigen Kulturpflege, war dann der territoriale Staat infolge der durchgreifenderen Zusammenfassung äußerer Kräfte im Gegensatz zu dem längst verfallenen feudalen Gesamtstaat fähig, Träger höheren weltlichen Kulturlebens zu sein. Gerade durch die Städte und besonders durch ihren Handel und Verkehr war im übrigen auch das Gebiet der weltlichen Interessen immer vielseitiger geworden. Zu dem Krieger und dem Bauern hatten sich der Handwerker und vor allem der Kaufmann mit seinem durchaus weltlichen Horizont gesellt, aber bereits hatten sich auch die Anfänge eines neuen weltlichen Beamtenstandes entwickelt, der höhere Kräfte aus Adel und Bürgertum zu nicht von der Kirche bestimmten Aufgaben heranzog. Stadt- und Staatsverwaltung weckten ein Gefühl der Verantwortlichkeit ohne kirchlichen Hintergrund; ein neuer Gesichtspunkt war das allgemeine Wohl um seiner selbst willen. In der Lebensauffassung hatte sich in der ritterlichen wie in der bürgerlichen Kultur ein von der letzteren vergrößertes eudämonistisches Ideal des Weltgenusses dem kirchlich-asketischen Ideal nachdrücklich entgegengestellt.

Auch die Kunst löste sich aus ihrer kirchlichen Periode. Schon in der aristokratischen Kulturepoche war sie mehr und mehr in den Dienst des Luxus der Herren getreten, und derjenige der reichen Städter erweiterte noch diese weltlichen Aufgaben. Es wurde überhaupt die städtische Atmosphäre der Geldwirtschaft und der immer ausgebildeteren technischen und gewerblichen Arbeit folgenreich, insbesondere für die führende Baukunst. Schon in der romanischen Periode war der Faktor der Laien stärker geworden, je mehr die technischen Ansprüche stiegen. Noch entscheidender war der Laienanteil bei der Gotik. Die reiche Ausarbeitung der Bauten zeigt die stärkere Rolle der Technik. Dehio weist treffend darauf hin, daß dieser Stil dreimal weniger Material, aber zehnmal mehr Arbeit verlangt als der romanische. Die meist namenlosen Meister der gotischen Bauten sind auf dem Boden internationaler technischer Tradition erwachsen, auf dem

Boden vor allem des mächtig fortgeschrittenen städtischen Handwerks. Auf diesem Boden erwachsen auch die großen Maler und Bildhauer des ausgehenden Mittelalters. Die Künstler waren durchaus Handwerker, daher die Volkstümlichkeit ihrer Kunstübung, daher freilich auch eine gewisse Bürgerlichkeit und Schulmäßigkeit, über die nur einzelne zu höherer Freiheit, zu idealerem Schwung gelangten. Das bürgerliche Leben selbst erweitert im übrigen die Aufgaben der Kunst, insbesondere der Malerei (Porträtmalerei u. a.). — Noch wichtiger wurde die geistige Entwicklung. Seit dem 12. und 13. Jahrhundert war die Laienbildung in immer weitere Kreise gedrungen. Es war freilich nur die geistlich bestimmte Bildung, aber das Bildungsmonopol des Klerus war gefallen, die Schranken zwischen Geistlichen und Laien waren niedergebrochen. Mehr und mehr kamen in diese Bildung dann rein weltliche Momente, denen sich der Klerus selbst nicht versagte; vor allem beobachteten wir die durch die neue staatliche Entwicklung bedingte neue Bedeutung des Römischen Rechts. Die für das ganze Mittelalter so wichtige Antike gewinnt überhaupt über die kirchliche Zurechtstufung hinaus Geltung, und an ihre weltlichen Elemente knüpfen sich zunächst durch den Humanismus trotz seines formalistischen Charakters wenigstens die Ansätze zu einem neuen, freien, kaum noch an das Christentum gebundenen geistigen Lebensinhalt, zu der wirklichen Säkularisation im 17. und 18. Jahrhundert (s. S. 168). Der geistige Aufschwung der Laien im Zusammenhang mit den fortgeschritteneren Erfordernissen des Lebens äußert sich weiter in den Anfängen eines weltlichen Gelehrtenstandes mit besonderen Berufszielen.

Und endlich hatte das Laientum auch auf das religiöse Gebiet selbst hinübergegriffen. Daß die religiöse Wahrheit nur in den Lehren der Kirche beschlossen sei, war die charakteristische Auffassung des Mittelalters. Dagegen hatten sich immer neue Sektenbildungen und Kezerbewegungen ständig erhoben: aber die Kirche blieb siegreich, zumal sie seit der stärkeren Zunahme solcher Bewegungen (S. 145) zu den scharfen Abwehrmaßregeln der Inquisition und der Kezengerichte gegriffen hatte. Die allgemeine Opposition des ausgehenden Mittelalters gegen die Mißstände innerhalb der Kirche, vor allem gegen das finanzielle Ausaugungssystem der Kurie hatte mit einer Abwendung von der Kirche selbst, die ja viel zu sehr mit dem ganzen Leben verknüpft war, nichts zu tun. Der gewaltige Haß gegen die Pfaffen und ihre Sittenlosigkeit namentlich ist eine rein soziale



Erscheinung und hat seinen Grund in der seit langem beklagten und von den kirchlichen Reformern selbst immer wieder bekämpften Verweltlichung der Kirche, die wieder mit dem neuen weltlich-politisch-juristischen System der Papstkirche und dem gewaltigen Besitz der Kirche zusammenhängt. Die Konflikte der Städte mit den kirchlichen Instanzen sind nur die Folge des Ernstes der städtischen Verwaltung, des Aufsichts- und Regelungsrechts der Städte wie des Grundsatzes der gleichen bürgerlichen Rechte und Pflichten: deshalb suchten die Städte das Schulwesen, die Armen- und Krankenfürsorge in die Hand zu bekommen, deshalb bekämpften sie den gerichtlichen Sonderstand des Klerus und seine Ansprüche auf Freiheit von Abgaben und Ungeld. Sonst aber herrschte gerade in den Städten eine übertriebene äußere Kirchlichkeit (s. S. 145). Selbst bei den Vertretern der neuen geistigen Bewegung, den Humanisten, ist von wirklicher Antikirchlichkeit trotz allen Spottes über den faulen und dummen Klerus nicht die Rede, höchstens bei der späteren Generation von einem religiösen Indifferentismus. Ansätze zu einem gewissen Heidentum sind freilich ebenso wie die Anfänge verstandesmäßiger Aufklärung bei ihnen vorhanden. Aber Kezer wollten sie gar nicht sein und ja nicht mit der religiös aufgeregten Masse gehen. Mit Luthers erstem Auftreten gegen den Papst sympathisierten sie wie alle Welt, vor allem auch mit seiner Wendung gegen die Klöster und die Askese. Bald aber wurden sie in der Mehrheit Gegner der Bewegung: Luther dachte ja vielfach unfreier, kirchlicher als die damaligen Päpste. Auf Befreiung von einem geistigen Bann zielte dieser durchaus nicht hin, sie selbst freilich auch kaum.

Luther wieder knüpfte an den Humanismus nur in Verwertung der neuen philologischen Kritik und Sprachkenntnis wie des Zurückgehens auf die Quellen an. Sein Ziel war neben der allgemein geforderten Beseitigung der Korruption und der äußeren Mißstände die innere Besserung der Kirche, weil er ein Herz für die Kirche hatte. War er in jener Beziehung der gewaltige Stimmführer des allgemeinen Hasses gegen die römische Kurie, sah die gärende sozial-religiöse Massenbewegung der Zeit in ihm den ersehnten Führer, so war er auch als Reformator nur der Vollender längst vorhandener Strömungen. Abgesehen von dem allgemeinen geistigen Unbehagen und der beginnenden Skepsis der Gebildeten herrschte doch auch im Gegensatz zu den abergläubischen Aufregungen und Stimmungen der Masse, aber in einem gewissen Zusammenhang mit dem beobachteten tieferen religiösen Be-

dürfnis derselben besonders in Deutschland ein verständiger systematisch-reformerischer Geist auch innerhalb der geistlichen Kreise, vor allem bei den Gelehrten der Universitäten. Er richtete sich, nicht ohne den Einfluß nationaler Antipathien, namentlich auch gegen die Kurie und dokumentierte sich in einer starken reformerischen Literatur ebenso wie in den großen Reformkonzilien des 15. Jahrhunderts. Selbst in der Kritik der Lehre gefielen sich später einzelne Gelehrte, vor allem die der Kurie deshalb verdächtigen Humanisten. In dieser Beziehung hatten radikalere Geister aber längst tiefer gegriffen, Wicliff und vor allem Hus, der völlig mit der römischen Kirche brach. Und eben an die Wurzeln des Systems griff nun auch Luther: es mußte zum Abfall kommen. Aber weiter war Luther außer von jenem allgemeinen religiösen Drang von der echt deutschen, innerlichen religiösen Stimmung ergriffen, die bereits die Mystiker im Gegensatz zur äußeren Kirche gepflegt hatten. Die innerliche Versenkung in Gott unmittelbar, das direkte Verhältnis des Individuums zu Gott ist das Wesentliche auch bei Luther, der alles allein auf das Wort Gottes setzt, ohne menschliche, priesterliche Autorität. Das germanische Persönlichkeitsgefühl, immer (s. S. 88) lebendig und stark, jetzt (s. S. 169) überhaupt mächtig angeregt, dringt nun auch in die von der Kirche behütete christliche Glaubenswelt. In der Stabilisierung der Gemeinde als Trägerin der christlichen Ordnung liegt gleichzeitig der Sieg des Laientums auch innerhalb der Kirche.

Auf allen Gebieten war so die jahrhundertelange Auseinandersetzung des Volkstums mit den fremden Kulturelementen zu einer gewissen Entscheidung gekommen. Das Deutsche, Antiromanische der Reformation liegt nicht in der Reformaktion selbst, auch nicht im Gegensatz zur Papstkirche — diese Strömung ist keineswegs auf Deutsche oder Germanen beschränkt —, sondern in dem innerlichen und dem selbständig-individuellen Charakter des Protestantismus, in dem Betonen der Persönlichkeit. Aus diesem deutschen, echt volkstümlichen Kern der Reformation entwickelte sich dann später der Gegensatz zum Romanismus noch schärfer und bewußter. Schließlich ist es auch bezeichnend, daß gerade die germanischen Völker überhaupt zum Abfall von der römischen Kirche kamen. An sich war der Bruch mit der römischen Kirche die notwendige Folge der größeren geistigen Reife der Menschen. Daß nun eben die Deutschen zu einer tieferen geistigen Religion, freilich nur im Prinzip, kamen, war eine erste für die Gesamtkultur wichtige höhere Kulturtat. Im Prinzip war von Luther,

gegenüber der Askese, auch das Recht der Welt stabilisiert, waren Religion und Welt reinlich geschieden. Die tatsächliche Entwicklung war freilich die, daß die Geistigkeit arg verhüllt wird, daß die Innerlichkeit von einer spitzfindig-dogmatischen äußerlichen Kirchlichkeit zurückgedrängt, daß die individuelle Freiheit und die Weltlichkeit von den theologischen Interessen und kirchlichem Ernst überwuchert, daß endlich die Volkstümlichkeit auch seitens der neuen Kirche durch ihre gelehrte Färbung wie durch ihren Bund mit dem neuen Staat bedrängt wird.

---



## Register.

- Abgaben 50 f., 108 ff., 152.  
Abhängigkeitsverhältnisse 24, 28,  
38 f., 45 f., 48, 52 f., 55, 108 ff.,  
125, 152.  
Ackerbau 7 ff., 24, 29, 37 f., 53 f.,  
56 f., 60, 110.  
Ackerbaubetrieb u. -gerät 9, 57, 110.  
Adel 7, 28, 37, 51 f., 54, 94, 105,  
108, 120, 125 ff., 130 ff., 141, 143,  
151 f., 154.  
Ärzte s. Heilkunde.  
Ästhetische Kultur 91, 95, 100, 102 f.,  
119.  
Äußerlichkeit 98, 103, 138, 145, 149,  
162 f.  
Agrarische Haltung 35 ff., 57, 60 f.,  
69, 90, 105, 112, 138.  
Agrarverhältnisse 7, 9, 11, 28.  
Alemannen 21, 27, 29 f., 36 f., 52.  
Allgemeingültigkeit primitiver Züge  
5 ff., 14.  
Antike 22, 24, 30, 46, 56, 64 ff.,  
76 f., 82, 85, 91, 158 f., 166 ff.,  
172.  
Arabische Einflüsse 91 f., 118, 161,  
163, 166.  
Arbeit 111, 119, 134, 138, 171.  
Aristokratischer Geist 66, 101, 104 ff.,  
108, 116 f., 127, 129, 135, 144,  
148.  
Arme, Armut 43, 147, 150 ff., 173.  
Askefe 44, 68, 76, 78 f., 84, 106,  
133, 147, 150, 173, 175.  
Astronomie 73 f., 91.  
Ausbau des Landes 35, 53, 60, 124.  
Ausdrucksformen, übertriebene 44.  
Backkunst 23, 63, 140.  
Badewesen 100, 141 f.  
Bart 28, 63.  
Bauer, bäuerliches Leben 28, 55,  
89, 104, 106 ff., 109 f., 119, 121,  
128, 143, 150 f., 155, 170 f.  
Bauernaufstände 152.  
Baukunst 58, 64 ff., 71 f., 75, 92,  
101 f., 113, 116 f., 136, 158, 171.  
Bayern (Stamm) 29 f., 36 ff., 52.  
Beamtentum 25, 120, 131, 133, 160,  
171.  
Befestigung 59 ff., 116.  
Beleuchtung 63, 139.  
Benehmen 95, 97, 100, 103, 137, 155.  
Bett 62, 139.  
Bettelorden 146 ff., 161 f.  
Bevölkerung 8 f.  
Bibel 75.  
Bier 9, 12, 23, 56, 63 f., 137, 140.  
Bildung 26, 31, 36, 67 f., 73 ff., 85,  
91, 159 ff., 169; siehe auch  
Frauenbildung, Laienbildung.  
— geistliche 46, 67 f., 73 ff., 97, 127,  
161.  
— gesellschaftliche 97.  
Bildungsideal 168 f.  
Bischöfe 59, 66 ff., 74, 78 ff., 101,  
105, 147.  
Briefe, Briefverkehr 73, 75, 88 f.,  
135 f., 155 f.  
Bronzekultur 13, 18 f.  
Brot 12, 56, 63, 140.  
Bruderschaften 50, 146, 153.  
Brücken 56, 112.  
Buchdruck 158.  
Buchmalerei 72, 76.  
Buchwesen 75.  
Bürgertum 59 f., 89, 93, 105, 108,  
113, 117, 119, 122, 128 ff.  
Burg 59, 61 f., 99, 101, 144.  
Byzantinische Einflüsse 91.  
Byzanz 22, 36, 81, 91, 114.

- Christentum** 22, 26 f., 31, 40, 44, 82, 172.  
**Christianisierung** 21, 26 ff., 33, 37, 40 ff., 45, 82, 123 f.  
**Cluny** 78 f.  
**Deforative Strömung** 101 f.  
**Demokratischer Geist** 130 f., 144, 157.  
**Derbheit** 39, 103, 136 f., 155 f.  
**Deutsch (Volksbezeichnung)** 33 f.  
**Deutsche Sprache** s. Sprache, Schriftsprache.  
**Deutscher Orden** 125, 133.  
**Deutsches Reich** 3, 35, 69, 80 f., 121, 123 f.  
**Dialektik** 74, 118.  
**Dichtung** 15, 29, 37, 42, 47, 71, 73, 95, 97 f., 101, 105, 107, 122, 126 f., 136, 157 f.  
 — lateinische 75, 145, 168.  
**Dorf** 11, 21, 59 ff.  
**Egoismus** 5, 82, 119, 121, 130, 133 ff.  
**Ehe** 49, 96, 111.  
**Eigenart, nationale** 16, 28 ff., 34, 37, 39 ff., 46 ff., 65, 70, 78 f., 82, 86, 88, 95, 102 f., 106 f., 123, 165, 174.  
**Einfachheit** 57, 61 f., 110 f., 138 f.  
**Einzelhöfe** 11.  
**Eisen** 13, 18.  
**Elfenbeinplastik** 71, 91.  
**Eloquenz** 168 f.  
**England** 114 ff., 120, 132.  
**Erblichkeit der Ämter** 51, 54, 68, 120.  
 — der Güter 108 f.  
 — der Lehnen 51, 54, 94.  
**Erziehung** 34, 107.  
**Eudämonismus** 98, 104, 153, 157, 171.  
**Fahrende** 46 f., 129, 142, 144, 154.  
**Familie** 7, 28, 49.  
**Farbenfreude** 63, 99, 143.  
**Fasten** 45, 56, 63, 142, 153.  
**Fastnachtsspiele** 154 f., 157.  
**Fehderecht** 121.  
**Feste** 111, 140 f., 146, 153 f.  
**Finanzwesen** 25.  
**Fischnahrung** 83.  
**Fischzucht** 56.  
**Flandern** 115.  
**Fleischnahrung** 10, 63, 139 f.  
**Fluchtburgen** 11, 38, 61.  
**Formalismus** 44, 134, 137.  
**Franken (Stamm)** 21 ff., 33, 35 f., 51 f., 64, 94, 122 ff.  
 — Herzogtum 36 f.  
**Frankreich** 67, 72, 78, 95, 117 ff., 120, 126, 132, 138, 145, 166 f.  
**französische Einflüsse** 67, 86, 94 f., 101 f., 106 f., 117 f., 126, 143, 166 f.  
**Frauen** 7, 12, 42, 45, 49, 95 ff., 100, 103, 137, 141 f., 149, 155, 164.  
**Frauenbildung** 34, 67 f., 74 f., 96 f., 159.  
**Frauenhäuser** 141 f.  
**Frauenraub** 5 f., 49.  
**Freie** 7, 28, 39, 51 f., 54 f., 93 f., 112.  
**Friesen** 4, 12, 16, 20 f., 30, 33, 38, 58.  
**Fronden** 52 f., 55, 108.  
**Fürsten** s. Landesherren.  
**Fürstenmacht** 165 f., 170.  
**Fußvolk** 131.  
**Garten** 56.  
**Gaue** 54.  
**Gebundenheit** 39, 86 ff.  
**Gefolgschaft** 7, 50.  
**Gefühlsleben** 44, 135 f., 148 f., 157; s. auch Gemütsleben.  
**Geistesleben** 15, 46 ff., 66, 73 ff., 92, 111, 119, 133, 157, 162.  
**Geistliche** 42, 45 ff., 49, 66 f., 74, 76, 78, 83 f., 93, 97, 105, 117, 126 f., 135, 138, 141, 143, 145 f., 150 ff., 160 f., 172; s. auch Kleriker.  
**Geld** 10, 19, 114.  
**Geldwirtschaft** 24, 108, 116, 131 ff., 144, 150, 171.  
**Gelehrtenstand** 172.  
**Gemeinde** 54, 60.  
**Gemüsebau** 9, 20, 23 f., 56 f.,  
**Gemütsleben** 40, 45, 47, 111.  
**Genossenschaftlicher Geist** 39, 49, 94, 109 f., 134.  
**Genussucht** 98, 104, 133, 138, 141 f., 144, 147 f., 153, 155, 157.  
**Geräte** 12 f., 19.

- Gerichtswesen 48, 54, 110, 121, 130, 165.  
 Germanen 3 ff., 82, 95.  
 Germanische Kulturstufe 5 ff., 19.  
 Gesang 15, 22.  
 Geselligkeit 97, 103, 105, 137, 142, 153 f.  
 Gesellschaftliche Kultur 86, 90, 92, 95 ff., 105 f., 137 f.  
 Getreidebau 9, 56 f.  
 Gewalttätigkeit 39, 43, 90, 110, 155.  
 Gewerbe 12 f., 24, 29, 57 ff., 112 ff., 133.  
 Gewürz 19, 23, 58, 64, 91, 99, 114, 140.  
 Gilde 49 f., 114 f., 130.  
 Glasmalerei 102.  
 Glaubensleben, volkstümliches 41 f., 111, 145, 149.  
 Goldschmiede 58, 72, 91.  
 Gotik 72, 101 f., 117, 122, 171.  
 Grafen 25, 48, 52, 54, 93.  
 Grausamkeit 6, 40.  
 Grobianismus 137, 155.  
 Grundbesitz 50 ff., 60, 89, 108.  
 Grundherrschaft 24, 37 f., 52 ff., 108 ff.  
 Haartracht 28, 37, 63, 99, 110.  
 Habgier 43, 90, 121, 129, 138, 152, 155.  
 Handel 10, 18 ff., 24, 36, 38, 58 f., 85, 91 f., 112 ff., 125, 132 ff., 140, 150 f., 167.  
 Handelspolitik 116, 135.  
 Handschriften 75 f.  
 Handwerker 12, 57 f., 60, 112 f., 129 f., 133 ff., 142, 150, 153, 171.  
 Hansa 115 f., 121, 135.  
 Haus(bau) 11 f., 39, 61, 111, 139.  
 Hausrat 12 f., 23, 62 f., 99, 111, 139.  
 Hauswirtschaft 12, 14, 113.  
 Heerwesen 50 ff., 121, 150 f., 153.  
 Heidentum 27, 37, 40 ff., 44.  
 Heilkunde 23, 75, 91, 118, 161, 163 f.  
 Heldensang 15, 29, 46 f., 50, 95.  
 Herrenhof 52 f., 55, 61, 89.  
 Herrenklasse 28, 31, 34 f., 39, 48, 51, 55 f., 58, 60 ff., 68, 101, 108, 125.  
 Hessen (Stamm) 37.  
 Hochadel 93.  
 Höfische Kultur 86, 97, 104, 122 f., 143, 147.  
 Hörige 52, 55, 109.  
 Hof, fürstlicher 66, 97, 105, 132 f., 156.  
 Hohenstaufen 101, 104, 119, 122, 165.  
 Holzbau 11 f., 61 f., 64, 139.  
 Holzschnitt 158.  
 Holzschnitzerei 14, 64, 139.  
 Humanismus 85, 158, 166 ff., 172 ff.  
 Humanität 43, 98.  
 Humor 153, 156 f.  
 Huß, Hussiten 151, 174.  
 Idealismus 98.  
 Immunität 24, 54.  
 Individualismus 16, 39, 50, 55, 86 ff., 102, 121, 169.  
 Innerlichkeit 16, 107, 148, 174.  
 Internationalität 84 ff., 94, 118, 122, 169.  
 Italien 36, 40, 66, 76, 78, 91, 114 f., 120, 126, 132, 135, 138, 166.  
 Italienische Einflüsse 67, 139, 166 f.  
 Jagd 10, 48, 95, 97, 106.  
 Juden 58, 114, 131, 148, 150 ff., 164.  
 Juristen 118, 161, 164 ff.  
 Kaisertum 22, 25, 31, 66 ff., 85, 167.  
 Kanzlei 25 f., 74, 160, 164 ff.  
 Kapitalismus 147, 150 ff.  
 Karl d. Gr. 22, 27, 30 f., 35, 38, 43, 46 f., 50, 52, 56, 74, 76.  
 Kaufhöfe im Ausland 114 f.  
 Kaufleute 18, 58, 60, 105, 112 ff., 122 f., 125, 131 f., 134 f., 147, 150, 159, 171.  
 Kelten 3 ff., 20, 52.  
 Keltische Einflüsse 4, 13, 18, 52.  
 Keher 145, 147 f., 172.  
 Keuschheit 49.  
 Kirche 24 f., 27, 30 ff., 40 ff., 52 f., 64, 66, 68 ff., 77 ff., 82 ff., 85 ff., 92 f., 104, 117, 123, 135 f., 144 ff., 150, 152, 170 ff.  
 — und Kultur 26, 31 f., 56, 68, 70 f., 77 ff., 84, 90, 92 f., 117, 161 f.  
 — und Staat 77, 80 f., 90, 92, 121, 164, 170.



- Kirche und Welt 71, 82 ff.  
 Kirchenbauten 24, 62, 65 f., 71, 101 f.,  
 113, 116, 136, 146, 156.  
 Kirchlichkeit 104, 145 f., 148, 173.  
 Kleidung 11 f., 23, 28, 63, 95, 99 f.,  
 111, 143; s. auch Tracht.  
 Kleinkünste 71 f., 91, 101.  
 Kleriker, Klerus 26, 34 f., 46, 68, 83 ff.,  
 93, 121, 126, 129 ff., 143, 145 f.,  
 160, 164, 173; s. auch Geistliche.  
 — niedere 143, 146, 151 ff.  
 Klöster 32, 37, 45 f., 53, 56, 59,  
 62 f., 66 ff., 74, 78 f., 83, 123 f.,  
 140, 152.  
 Kochkunst 20, 23, 56, 63, 99, 140.  
 König(tum) 25, 28, 40.  
 Körperpflege 23, 100, 111.  
 Kolonisation des Ostens 60, 110,  
 112, 116, 123 ff.  
 Konventionalismus 88 f., 96, 98,  
 103, 106, 137.  
 Krämer 114, 134.  
 Krankenpflege 43, 173.  
 Kreuzzüge 81, 86, 90 ff., 94, 110,  
 117, 125 f., 147.  
 Kriegerischer Geist, kriegerische In-  
 teressen 5, 10, 35, 40, 48 f., 61,  
 90, 94, 106, 108, 119.  
 Künste, die sieben freien 73, 75.  
 Kultur und Volkstum s. Volkstum.  
 Kultureinflüsse s. unter Antike sowie  
 unter: arabische, byzantinische,  
 französische, italienische, feltische,  
 römische Einflüsse.  
 Kunst 14 f., 24, 36, 54, 64 ff., 71 f.,  
 85, 89, 91 f., 101 f., 119, 133,  
 136, 149, 158, 170 ff.  
 — und Kirche 71 f.  
 Kunstgewerbe 28 f., 58, 72.  
 Kupferstich 158.  
 Laien 83 f., 149.  
 Laienbildung 48, 74 f., 133, 159 f., 172.  
 Laienkultur 89 f., 93, 104, 119, 133,  
 171 f.  
 Laienkunst 66, 117, 171 f.  
 Laienreligion 147 f., 172 ff.  
 Landesherren 54, 93, 105, 108, 120 f.,  
 124, 127, 129 ff., 158, 170.  
 Landfriede 121.  
 Lateinische Sprache 26, 31, 67, 73,  
 126, 168 f.
- Lebenshaltung 11 ff., 28, 54 f., 61 ff.,  
 91, 99, 110 f., 133, 138 ff.  
 Lebensideal 82, 84, 98, 105 f., 171.  
 Lehnswesen 50 ff., 54, 93 f., 105,  
 120 f., 171.  
 Leidenschaftlichkeit 6, 39, 43 f., 90,  
 98, 134.  
 Leinen 12, 37.  
 Lesen 97.  
 Liebe 96.  
 Lothringen, Lothringer 36, 39, 45,  
 78, 81.  
 Luther 151, 156, 172 f.  
 Luxus 28, 62 f., 91, 99, 102, 109,  
 111, 133, 139, 142 f., 171.  
 Malerei 58, 65, 71 f., 88, 158, 172.  
 Markgenossenschaft 28, 35, 50, 53,  
 133 f.  
 Markt(orte) 58 ff.  
 Massengeist 143 ff., 173.  
 Materielle Geist 133, 137 f., 142,  
 147 f., 155.  
 Mauern 59, 62.  
 mätze 98, 100.  
 Medizin s. Heilkunde.  
 Meier 108 f.  
 Menschenopfer 6.  
 Messen, Champagner 114.  
 Met 64.  
 Metallgewerbe 13, 57 f.  
 Milchwirtschaft 10, 29, 63.  
 Ministerialen 93 ff., 105 ff., 120,  
 125.  
 Minnedienst 95 f., 103, 106.  
 Minnesang 95, 97, 105 ff., 123, 155  
 Mode 63, 103, 106, 110, 143.  
 Möbel 63, 139.  
 Mönche 27, 58, 62, 75, 78, 84, 90,  
 105, 124, 146.  
 Münzen, Münzwesen 19 f., 24, 29,  
 120, 150.  
 Musik 23, 72 f., 95.  
 Mystiker 136, 148 f., 174.  
 Nahrung 9 f., 12, 63 f., 95, 111,  
 139 f.  
 Namen 48 f., 136, 144, 169.  
 Nationalgefühl 33, 120, 125 f., 169.  
 Naturalwirtschaft 24 f., 36, 57, 132.  
 Naturgefühl 90, 107, 111.  
 Natursymbolik 162.

- Naturwissenschaft 118, 162 f.  
 Niederdeutsche 33, 122 f.  
 Niedere Klassen 93, 135, 143 ff.,  
 154 f., 159, 170.  
 — Hebung derselben 107 ff., 112 ff.,  
 129.  
 Nordgermanen 5, 15, 30, 34, 38,  
 51, 115.  
 Nüchternheit 111, 135 f.  
 Obfibau 9, 20 f., 23 f., 28, 36, 56 f.  
 Ornamentik 14, 29, 72.  
 Ostfranken 33, 35 f.  
 Papst(tum) 78 ff., 147 f., 172 ff.  
 Partiafkultur 122.  
 Patriziat 105 f., 116 f., 129 f., 135,  
 139.  
 Persönlichkeit 88, 169, 174.  
 Pfalzen 59, 101.  
 Phantasie 64, 92, 136, 162.  
 Philosophie 91, 118, 161 ff.  
 Plastik 65, 71 f., 102, 158, 172.  
 Predigt 147, 149.  
 Rat, fürsülicher 120.  
 Ratsverfassung, städtische 60, 113,  
 130.  
 Raub 38, 40, 93, 103, 120 f., 132.  
 Rechnen 74, 159 f.  
 Recht 25, 28, 48, 110, 123, 126 f.,  
 156, 164 ff.  
 — römisches 25, 131, 158, 164 ff.,  
 172.  
 Rechtspflege 40, 165 f.  
 Reformation 152, 170, 173 ff.  
 Reformbewegung, klösterliche (aske-  
 tische) 68, 78 f., 81, 84.  
 Reichtum 105, 113, 132 f., 138, 143,  
 150 ff.; s. auch Kapitalismus.  
 Reisen 56.  
 Reiterheer 52, 89, 94.  
 Religiosität 98, 104, 144 f., 147 ff.,  
 158, 173 f.  
 Renaissance, italienische 86, 138, 159,  
 166.  
 — karolingische 24, 30 f., 66.  
 — ottonische 67 f., 73.  
 Renaissancekunst 158, 170.  
 Rhetorik 73.  
 Rittertum 85 f., 89, 93 ff., 119, 121 f.,  
 129.  
 Rodung 35, 52 f., 56, 124.  
 Römerstädte 26, 29, 59 f.  
 Römische Einflüsse 4, 13, 17 ff., 23 ff.,  
 37 ff., 85; s. auch Antike, Romani-  
 sierung.  
 Romanische Einflüsse 34, 47, 56, 62,  
 79, 81 f., 85, 97 f., 100, 123;  
 s. auch französische, italienische  
 Einflüsse.  
 Romanischer Stil 65 f., 117.  
 Romanisierung 20, 28, 31.  
 Runen 16.  
 Sachsen (Stamm) 6, 21, 23, 27, 30,  
 33, 36 ff., 47, 49, 51, 59, 61 ff.,  
 122 ff., 141.  
 Sächsische Könige 35, 38, 40, 66 ff.,  
 74 f., 78, 80, 123.  
 Säkularisation 168 ff.  
 Sänger 29, 47, 105, 129.  
 Salier 65, 69, 75, 79, 112, 122.  
 Salz 18, 59.  
 Schauspiel, geistliches 73, 154, 156 ff.  
 Scheinkultur 103.  
 Schenkungen 45, 53, 68, 74, 146.  
 Schiffahrt 38, 91, 116.  
 Schmuck 14, 19, 23, 28, 58, 63, 91,  
 99 f., 143.  
 Schmutz 99, 111.  
 Schönheitsgefühl 95, 100, 169 f.  
 Scholastik 87, 117 ff., 122, 161 ff.  
 Schrift 16.  
 Schriftsprache, deutsche 47, 107, 123,  
 125 ff., 148 f., 159 f.  
 Schriftwesen 25 f., 72, 75 f., 97,  
 158 ff.  
 Schulwesen 26, 67, 73 f., 160.  
 Schwaben (Stamm) 36 f., 122 f.  
 Seelenglaube 6, 40.  
 Seeverkehr 18, 20, 30, 38.  
 Selbstgefühl 110, 112, 129, 134, 136,  
 144, 153.  
 Selbsthaftigkeit 11.  
 Seuchen 142, 148.  
 Siedelungen 8, 11, 49 f., 59, 124.  
 Sippe 6 f., 28, 49.  
 Sittenlosigkeit 49, 134, 141 f., 155.  
 Sittenprediger 142 f., 147.  
 Sittigung 40 f., 43 f., 82, 98, 134.  
 Sittliche Anschauungen 134 f., 142.  
 Sklaverei 6 f., 18.  
 Slaven 3, 6, 33, 35, 38, 43, 58,  
 123 f.

- Sonderart 38 f., 88.  
 Sondergeist 121, 135.  
 Soziale Nöte 149 f.  
 Soziales Leben 7, 24, 49 f., 85, 89,  
 94, 112, 116.  
 Spielleute 46 f., 50, 80, 129, 144,  
 157.  
 Spottlust 144, 154.  
 Sprache 15, 33 f., 95, 100 f., 107.  
 Staat, staatliches Leben 7, 24 f., 51,  
 71, 90, 105, 119 f., 164 f., 170 f.  
 Stadt, Städtewesen 58 ff., 85, 106,  
 112 f., 116 f., 119, 121, 125, 128 ff.,  
 164, 171, 173.  
 Stadtherren 60, 112 f.  
 Stadtverwaltung 113, 130 f., 134,  
 160, 164.  
 Stände, ständischer Staat 121, 130 f.,  
 166.  
 Stammesgegensätze 8, 30, 33, 38 f.,  
 50, 122 f.  
 Stammeskultur 36 ff., 122 f.  
 Standesideal 83 f., 104.  
 Standessonderung 55, 83, 89, 94,  
 104, 122, 131, 143.  
 Steinbau 20 f., 23, 26, 31, 36, 56,  
 62, 64 ff., 117, 139.  
 Steppe (erstes Siedlungsland) 8.  
 Steuern 25, 113, 120, 130 ff., 165.  
 Straßen 24, 112.  
 Studien 117.  
 Tanz 15, 47, 95, 106, 111, 137.  
 Tapferkeit 5, 40.  
 Teppiche 62, 139.  
 Theologie 118, 161 ff., 167, 169, 175.  
 Thüringer (Stamm) 27, 29, 37, 122,  
 124.  
 Tischsitten 137.  
 Tracht 11 f., 28, 37, 63, 91, 95, 99,  
 105, 111, 143.  
 Treue 50 f., 98.  
 Treulosigkeit 40.  
 Trinkfreude 6, 29, 39, 43, 64, 103,  
 140 f.  
 Tuchhandel 30, 38, 58, 114 f.  
 Turnier 95, 97 f., 105 f., 154.  
 Unbändigkeit 6, 16, 39, 93, 119, 129,  
 137, 155.  
 Unbildung 75, 111.  
 Universitäten 160 ff., 166, 168.  
 Unmäßigkeit 64, 111, 137, 155.  
 Unsicherheit 35, 40, 116, 121.  
 Unvollständige Strömungen 158 f.,  
 166, 169 f., 175.  
 Urkunden 75 f., 126 f.  
 Vaganten 144 f.  
 Vasallität 50, 95.  
 Verfassung 24, 51, 60; f. auch Lehns-  
 wesen, Staat.  
 Verfeinerung 62 f., 99.  
 Verkehr 59 f., 121.  
 Verwaltung 25, 54, 60, 113, 120,  
 130 ff., 160, 171.  
 Verweltlichung der Kirche 74, 78,  
 93, 145, 147, 152, 173.  
 Viehzucht 8 ff., 37 f., 56 f., 60.  
 Völkerwanderung 3 f., 10, 17, 21 f.,  
 29, 35, 37.  
 Volkslied 129, 157.  
 Volksprediger 149 f., 152, 158.  
 Volkstümlicher Geist 86, 89, 106 f.,  
 129, 144 ff., 154 ff., 159, 170, 172,  
 174.  
 Volkstum und Kultur 1 f., 34, 47,  
 66, 82 f., 119, 126, 128, 165, 174.  
 Waffen, Bewaffnung 13 f., 23, 28,  
 39, 58, 62, 95.  
 Wald 8, 35.  
 Wanderungen 3 ff., 8, 10, 22, 110  
 f. auch Völkerwanderung.  
 Wandmalerei 65, 71 f., 102.  
 Weberei 12 f., 57 f., 113.  
 Wechsel der Wohnsitze 9 f.  
 Wein 18, 23, 38, 64, 140 f.  
 Weinbau 20 f., 23, 28 f., 36, 56 f.  
 Weltanschauung 82 f.  
 Weltbejahung 175.  
 Weltlichkeit 79, 82 f., 86, 90, 92,  
 103 f., 143.  
 Weltverneinung 83 f.  
 Wohnung 11, 62 ff., 99 f.  
 Wolle 10, 13, 30, 56, 114 f.  
 Wundersucht 41, 92, 148.  
 Zauberei 15 f., 41 f., 148.  
 Zinsbauern 28, 52 f., 55, 57, 108 ff.  
 Zölle, Zollwesen 25, 58, 112, 116,  
 131 f.  
 Zunft 113 f., 119, 129 f., 133 f., 144,  
 146, 150, 153.



Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Bibliothek der Geschichtswissenschaft.

# Deutsche Kaisergeschichte

im Zeitalter der Salier und Staufer.

Von Prof. Dr. K. HAMPE.

8<sup>o</sup>. 277 Seiten. In Originalleinenband Mark 4.—

„Des Verfassers Wunsch, daß sein Buch nicht nur belehren, sondern auch anregen, nicht nur studiert, sondern auch gern gelesen sein möchte, wird vollauf erfüllt werden. **Wissenschaftlichkeit und Volkstümlichkeit vereinigt das Bändchen in vorbildlicher Weise . . .** Das Buch kann daher sowohl als fesselnde Lektüre für Freunde der Geschichte, wie zum Lernen für Studenten zur Vorbereitung für Lehrer aufs Wärmste empfohlen werden.“ F. Fdch. Literar. Zentralbl. f. Deutschl. Nr. 4. 1909.

„Wenn die folgenden Bände ebenso ausgezeichnet ausfallen wie der erste, dann kann man dem Herausgeber wie dem Verleger nur aufrichtig Glück wünschen. Hampe will nicht nur belehren, sondern auch anregen, nicht nur ein Studier-, sondern auch ein Lesebuch schaffen. Mit Recht hat er unnützen Ballast über Bord geworfen, um dafür dem Wesentlichen und Lebensvollen zu seinem Recht zu verhelfen . . .“ Badische Schulzeitung.

„Das ist ein herrliches Buch. Wenn man mit seiner Lektüre einmal begonnen, kommt man nicht wieder davon los. Wie plastisch weiß der Verfasser die alten Recken aus der Zeit deutscher Kaiserherrlichkeit in ihren Vorzügen und Schwächen zu schildern!“ Schulblatt der Provinz Sachsen. Nr. 1. 48. Jahrg.

„Professor Hampe führt seine Leser auf die Höhen des deutschen Mittelalters, in jene Zeit, die noch heute wie wenige andere die Phantasie zu fesseln vermögen, in die Tage der ersten Salier, des Investitorkampfes, da Heinrich IV. nach Canossa pilgern mußte, in die Tage Barbarossas und Friedrichs II. Die Darstellung ist wohl berufen, in dem heutigen Gegenwartstreiben etwas von dem tiefinnerlichen Anteil wiederzuerwecken, mit dem unsere Väter sich in die vergangenen Zeiten deutscher Kaiserherrlichkeit versenkten.“ Hamb. Nachrichten. 25. Dezember 1908.

Prospekte unentgeltlich und postfrei

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

# Altgermanische Religionsgeschichte

Von Dr. Richard M. Meyer

a. o. Professor an der Universität Berlin

665 S. Brosch. M. 16.— In Originalleinenband M. 17.—

Das Werk gibt zunächst eine vollständige Darstellung der altgermanischen Religion oder besser gesagt, der altgermanischen Religionen und versucht auf dieser Grundlage eine Entwicklungsgeschichte der germanischen Mythologie von den frühesten Spuren bis zum Uebergang in das Christentum. Durchweg ist dabei der Standpunkt der vergleichenden Mythologie (im neueren Sinne des Wortes) eingehalten, der in zwei einleitenden Kapiteln über typische Entwicklung der Mythologie und über mythologische Formenlehre eingehend begründet wird. Daneben wird der Einwirkung der Heldensage auf die Mythologie besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Durch die Vereinigung dieser verschiedenen Gesichtspunkte ergeben sich eine Fülle neuer Probleme und neuer Erkenntnis, wodurch das Werk einen höchst wertvollen Beitrag zur Wissenschaft vom deutschen Geist und seiner Geschichte bildet, um so mehr, als Verfasser allen auftauchenden, historischen, kulturgeschichtlichen, allgemeinreligionsgeschichtlichen und literarhistorischen Fragen besondere Beachtung geschenkt hat.

In der Darstellung ist größte Gemeinverständlichkeit angestrebt. Alle speziellen wissenschaftlichen Erörterungen sind in Anmerkungen verwiesen. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis, eine chronologische Tabelle und mehrere Register erhöhen die Benutzbarkeit des Buches.

Prospekte unentgeltlich und postfrei

# Unsere religiösen Erzieher

Eine Geschichte des Christentums in Lebensbildern  
herausgegeben von Professor Lic. B. Beß

2 Bände zu je 280 S. mit Buchschmuck von Bruno Héroug  
geschmackvoll broschiert je M. 3.80, in Originalleinenband je M. 4.40

## Band I

Vorwort . . . . . Prof. Lic. B. Beß  
Moses u. d. Proph. Prof. D. J. Meinhold  
Jesus . . . . . Prof. D. Arnold Meyer  
Paulus . . . . . Prof. Lic. Dr. C. Clemen  
Origines . . . . . Prof. D. E. Preusschen  
Augustinus . . . . . Prof. D. H. Dörner  
Bernh. v. Clairvaux K. K. Prof. D. S. Deutsch  
Franz von Assisi . . . . . Prof. Dr. K. Wend  
Heinrich Seuse (Suso) . . . . . Lic. Dr. C. Clemen  
Wiclif u. Hus Schulrat D. Dr. Buddensieg

## Band II

Luther . . . . . Geh. Rat Prof. Dr. Ch. Kolde  
Zwingli . . . . . Dekan D. H. Baur  
Calvin . . . . . Prof. Lic. B. Beß  
Spener . . . . . Pfarrer D. P. Grünberg  
Schiller-Goethe . . . . . Prof. Dr. K. Sell  
Schleiermacher Geh. Rat Prof. Dr. O. Kirn  
Bismarck . . . . . Prof. D. O. Baumgarten  
Schlußwort . . . . . Prof. D. W. Herrmann

Vom Großherzoglichen Badischen Oberschulrat und  
Großherzoglichen Hessischen Ministerium empfohlen.

„Die **ernstesten Führer auf dem Lebenswege**, die den Blick zu den Sternen emporrichten, sind die großen Persönlichkeiten der Religionsgeschichte. Zu ihnen führt uns „Unsere religiösen Erzieher“.  
Volksbildung. Nr. 1, 38. Jahrgang.

„Den religiösen Idealismus unserer reifen Jugend zu wecken und zu befruchten, dürfte das vorliegende Werk vermöge seiner ansprechenden Darstellungen in hohem Maße geeignet sein; wir möchten es als **vortreffliches Prämienbuch für unsere Primaner und Abiturienten** empfehlen“.  
Monatschrift für höhere Schulen. Nr. 12, 6. Jahrgang.

„Möge dieses **hervorragende Werk** in seiner würdigen und vornehmen Ausstattung einen **eisernen Bestand jedes christlichen Hauses** bilden“. Schulbote für Hessen. Nr. 23, 48. Jahrg.

„Es ist ein Buch, das niemand ohne tiefe Anregung und inneren Gewinn lesen wird.“ Die Wartburg. Nr. 50, 1907.

Prospecte kostenlos und postfrei.





Verlag von Quelle & Meyer  
 :: in Leipzig ::



# Wissenschaft und Bildung

## Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Geheftet  
 1 Mark.

Im Umfange von 124 bis 196 Seiten.  
 Herausgegeben  
 von Privat-Dozent Dr. Paul Herre.

Orig.-Bd.  
 1.25 Mark

Die Sammlung bringt aus der Feder unserer berufensten Gelehrten in anregender Darstellung und systematischer Vollständigkeit die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung aus allen Wissensgebieten.

Sie will den Leser schnell und mühelos, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, in das Verständnis aktueller, wissenschaftlicher Fragen einführen, ihn in ständiger Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft halten und ihm so ermöglichen, seinen Bildungsfreis zu erweitern, vorhandene Kenntnisse zu vertiefen, sowie neue Anregungen für die berufliche Tätigkeit zu gewinnen.

Die Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ will nicht nur dem Laien eine belehrende und unterhaltende Lektüre, dem Fachmann eine bequeme Zusammenfassung, sondern auch dem Gelehrten ein geeignetes Orientierungsmittel sein, der gern zu einer gemeinverständlichen Darstellung greift, um sich in Kürze über ein seiner Forschung ferner liegendes Gebiet zu unterrichten.

### Aus Urteilen:

„Die Ausstattung der Sammlung ist einfach und vornehm. Ich hebe den guten und klaren Druck hervor. In gediegenem sauberen Leinenband stellt die Sammlung bei dem mäßigen Preis eine durchaus empfehlenswerte Volksausgabe dar.“  
 W. C. Gomoll. Die Hilfe,

„Bei Anlage dieses weitumfassenden Werkes haben Verleger und Herausgeber damit einen sehr großen Wurf getan, daß es ihnen gelungen ist, zumeist erste akademische Kräfte zu Mitarbeitern zu gewinnen.“  
 Straßburger Post.

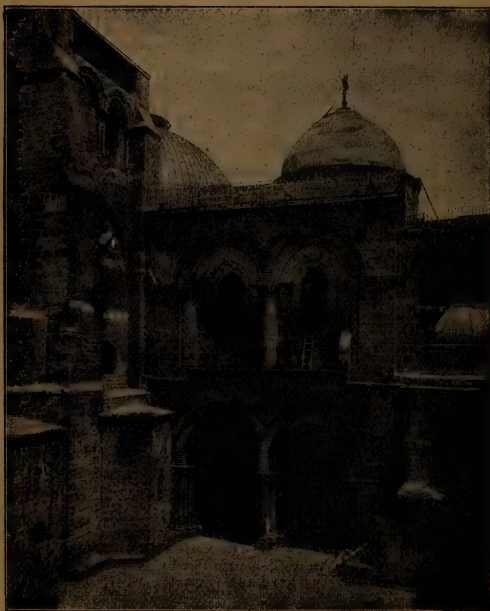
„Das gebildete Publikum wird das Erscheinen der Serie „Wissenschaft und Bildung“ mit lebhaftem Interesse begrüßen; vor allem deswegen, weil Verlag und Herausgeber es verstanden haben, wirklich hervorragende Autoren für ihr Unternehmen zu gewinnen, und weil die Bändchen auch äußerlich vortrefflich ausgestattet sind. Es kommt hinzu, daß der äußerst niedrige Preis den Einzeldarstellungen die weiteste Verbreitung von vornherein sichert.“

Aus der Natur. Heft 8. 3. Jahrgang.

„Wer an der Hand der bisher herausgegebenen Bändchen einen Blick in die Sammlung tut, muß den Eindruck gewinnen, daß hier für einen sehr geringen Preis etwas Hervorragendes geboten wird... Nordd. Allgem. Ztg. Nr. 33. 1909.“

**Volksleben im Lande der Bibel.** Von Prof. Dr. M. Eßhr.  
8°. 138 Seiten mit zahlreichen Städte- und Landschaftsbildern.  
Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1,25

„Mit den gesamten Forschungsergebnissen über Palästina wohl vertraut und auch aus eigener Anschauung mit dem Lande wohl bekannt, war der Verfasser aufs beste geeignet, uns dessen Bewohnerschaft vorzuführen . . .“  
Globus. Nr. 17. 1907.



Die Fassade der Grabeskirche.  
Aus Eßhr, Volksleben im Lande der Bibel.

**Sabbat und Sonntag.** Von Prof. Dr. H. Meinhold. 126 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Orgallbd. M. 1,25

Woher stammt der Sabbat? Woher der Sonntag? Welche Bedeutung hatten sie im Judentum und in der alten Kirche? Stehen beide miteinander in Beziehung oder sind sie garnicht nebeneinander zu nennen? Das sind die Fragen, die sich der bekannte Bonner Theologe in dem oben genannten Büchlein stellt.

„Der Laie kann sich zur Zeit nirgends schneller und besser über diesen Gegenstand von immer neuer Aktualität unterrichten.“  
J. Smend.

Monatsschr. f. Gottesdienst u. kirchl. Kunst. Heft 4. 18. Jahrg.

**Die Poesie des Alten Testaments.** Von Prof. Dr. E. König. 8°. 164 S. Geh. M. 1.— In Originalleinenbd. M. 1,25

„Eine gedrängte und doch reichhaltige Darstellung der alttestamentlichen Poesie, die nach allgemeinen Erörterungen über den Charakter derselben sie in episch-lyrische, episch-didaktische, reindidaktische, reinlyrische und dramatische Dichtungen zerlegt, das Wesen jeder dieser Gattungen beschreibt und gut gewählte Proben für sie beibringt!“

Oetli-Greifswald, Theologischer Literaturbericht. Nr. 6. 1908.

**David und sein Zeitalter.** Von Prof. Dr. B. Baentsch  
8°. 176 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Vertraut mit der Methode und den Ergebnissen der neuerdings so reich ausgebeuteten alttestamentarischen Wissenschaft entrollt Verfasser das Gemälde des epochemachenden Davidischen Zeitalters und dessen beherrschender Gestalt, um sie dem modernen Menschen nahe zu bringen. Es schildert die allgemeine Weltlage, und zwar die außerisraelitischen Völker und die innerisraelitischen Verhältnisse, David bis zur Königswahl und als König und schließt mit einer Charakteristik desselben als Regent, Politiker und Mensch.“  
Das Wissen für Alle. Nr. 36. 1908.

**Christus.** Von Prof. Dr. O. Holtzmann. 8°. 152 Seiten.  
Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Das ist ein ungeheuer inhaltreiches Buch. Da ist mit Gelehrsamkeit und feiner Beobachtung alles an großen und kleinen oft übersehenen Zügen zusammengetragen, was einigermaßen als tragfähiger Baustein verwendbar sein könnte. Ein Versuch, aus den Bruchstücken, in die sich tatsächlich die Evangelien auflösen, das Gebäude neu aufzuführen.“  
Die christliche Welt. Nr. 29. 1908.

**Paulus.** Von Professor Dr. R. Knopf. 8°. 127 Seiten.  
Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Im Gegensatz zu Wredes Paulus ein wirkliches Volksbuch; klar und fesselnd geschrieben, wissenschaftlich gut begründet, zu weitester Verbreitung geeignet.“  
Wi. Zeitschrift für wissenschaftl. Theologie. Nr. 1. 17.

Inhalt. 1. Paulus vor seiner Befeuerung; 2. Befeuerung und Anfänge der Missionsarbeit; 3. große planmäßige Weltmission; 4. Gefangennahme in Jerusalem und Überlieferung über die letzten Lebensjahre des Apostels; 5. Paulus Kampf mit dem jüdischen Gegnern; 6. Paulus und seine Mission; 7. seine organisatorische Tätigkeit an den Gemeinden; 8. seine Theologie und Frömmigkeit.

**Das Christentum.** Fünf Vorträge von Prof. Dr. C. Cornill, Prof. Dr. E. von Dobschütz, Geheimrat Prof. Dr. W. Herrmann, Prof. Dr. W. Staerk, Geheimrat Prof. Dr. E. Troeltsch.  
168 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Wenn hervorragende Forscher einmal dazu schreiten, sich für ihr Fach auf den wesentlichen Ertrag ihrer und fremder Arbeit zu besinnen und ihn in knapper, gemeinverständlicher Form darzubieten, so bedeutet das für sie selbst eine Tat und verspricht für die Nichtfachgenossen eine Quelle reicher Belehrung. Beides trifft, so billig es ist, in vollem Maße zu für das vorliegende kleine Buch. . . Schon die Titel der Vorträge sind geeignet, die Leselust aller zu wecken, welche erfahren möchten, was die moderne Theologie über das Christentum und seine Vorgeschichte zu sagen hat.“

Preussische Jahrbücher. Nr. 1. 1909.



**Die evangelische Kirche u. ihre Reformen.** Von Prof. Dr. F. Niebergall. 8°. 167 S. Geh. M. 1.— In Origbd. M. 1.25

„Ich wüßte nicht, wie diese zarte und schwierige Aufgabe glücklicher angegriffen und gelöst werden könnte, als es von Niebergall geschieht. Er hat den Theologen ausgezogen, als er die Feder ergriff, und doch verrät jede Seite die gründlichste Kenntnis der geschichtlichen Bedingungen und der gegenwärtigen Lage der Kirche. In seiner Schreibart paßt er sich völlig der Ausdrucksweise gebildeter Laien an und weiß die Probleme ohne alle technische Terminologie klar und plastisch zu bezeichnen. Die Formulierung hat oft etwas herzerfrischend Drastisches.“  
Erich Foerster. Die christl. Welt. Nr. 31. 1909.

„Die Meisterschaft des Verfassers, in knappem, blühendem, originellem Stil kurz und deutlich zu sagen, was er denkt, ist bekannt. Man sollte Niebergalls Buch bei den Presbyterien in Umlauf setzen und auf Gemeindetagen Vorträge darüber erstatten lassen.“

H. Die Wartburg. Nr. 10. 8. Jahrgang.

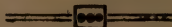
**Die christlichen Sekten der Gegenwart.** Von Professor Dr. J. Leopoldt. 8°. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Dieser Stoff wurde bisher wenig bearbeitet. Eine zusammenfassende kurze Darstellung entspricht geradezu einem Bedürfnis nicht nur bei Theologen, sondern auch von Laien. Denn sowohl in den Städten wie auf dem Lande tritt das Leben einzelner Sekten immer mehr hervor. Verfasser richtet seine Aufmerksamkeit in erster Linie auf die für Deutschland wichtigen Sekten und zwar behandelt er 1. Sekten, die das Hauptgewicht auf religiös sittliche Betätigung legen: Brüdergemeinden, Methodismus, Evangelische Gemeinschaft, Heilsarmee. 2. Schwärmer: Baptisten, Kongregationalisten, Quäker, Adventisten, Irvingianer und Neuirvingianer, Darbisten. 3. Verstandesmäßige Sekten: Unitarier, Aemonstranten, Reste der Aufklärung, Ultrakonfessionelle, Altkatholiken.

**Das Christentum im Weltanschauungskampf der Gegenwart.** Von Professor Dr. A. W. Hunzinger. 8°. 154 Seiten. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

„Es ist mit besonderer Freude zu begrüßen, daß der tüchtigste Apologet unserer Kirche in dieser Sammlung zu unserem gebildeten Publikum so sprechen kann. Auch in dieser Darstellung erweist er sich als ein Meister in der Beherrschung des Stoffes und in der künstlerischen Darstellung. Die nüchterne Kritik, die objektive, historische Untersuchung kommen voll und ganz zu ihrem Rechte. Und das Resultat ist, daß die Wucht der Tatsachen überführt und überzeugt und der Wahrheit zum Siege verhilft.“

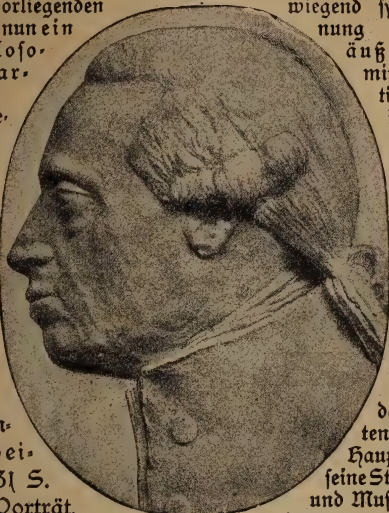
Sächs. Kirchen- u. Schulblatt. Nr. 32. 1909.



# Philosophie und Erziehungswissenschaft

**Die Weltanschauungen der Gegenwart** in Gegensatz und Ausgleich. Von Prof. Dr. C. Wenzig. 8°. 158 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1,25

„In der vorliegenden Arbeit ergreift nun ein Meister philosophischer Darstellungs-kunst die feiner. Mit psychologischem Rüstzeug bahnt uns Wenzig den Weg in die so verschlungenen Pfade der einzelnen philosophischen Systeme. Bei vor-



wiegend systematischer Tönung ist das Buch äußerst instruktiv mit historisch-kritischen Anmerkungen durchsetzt. Evolutionismus, Materialismus und Psychologismus sind besonders wirkungsvoll zur Darstellung gebracht.“

Pädagog. Zeitsung. Nr. 4. 34. Jahrgang.

## Rousseau.

Von Geheimrat Prof. E. Geiger. 8°. 131 S. mit einem Porträt. Geheftet Mark 1.— In Origillbd. M. 1,25

„Der Verfasser zeichnet in fesselnder, leichter Gesprächssprache das Leben und Schaffen des großen Franzosen, geht besonders auch den Personen und Einwirkungen nach, denen Rousseau manche Idee zu

Kant.  
Aus Aßer.

und seiner Stellung zu den Größen jener Epoche dargetan. Kurz es ist ein echtes Volksbuch, das uns gefehlt hat, und es wird eine Lücke in der Volksliteratur ausfüllen.“ Die Hilfe. Nr. 3. 1909.

**Immanuel Kant.** Von Privatdozent Dr. E. von Aßer. Mit einem Porträt. 8°. 136 S. Geh. M. 1.— In Origillbd. M. 1,25

Zu den vielen umstrittenen Fragen der Kantinterpretation nimmt Verfasser Stellung und begründet sie eingehend, so daß das Buch auch als ein Beitrag zu ihrer Lösung angesehen werden muß. Sehr willkommen wird vielen die einleitende großzügige und übersichtliche Darstellung von Kants Leben sein, die uns die Voraussetzungen darlegt, unter denen seine Werke entstanden.

## **Einführung in die Psychologie.** Von Prof. Dr. H. Dyroff.

8<sup>o</sup>. 139 Seiten. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

„Dyroff versteht es mit großem Geschick, aus den Forschungsgebieten der Psychologie diejenigen engeren Bezirke herauszuschälen, bei denen sich ohne innere Schwierigkeiten die bisher gewonnenen Grundbegriffe bewähren und alle theoretischen Fragezeichen an die Grenze abschleppen lassen.“  
Mag Ettlinger. Deutsche Literaturzeitung. Nr. 20. 1909.

## **Unsere Sinnesorgane und ihre Funktionen.** Von Privatdozent Dr. Mangold, vgl. S. 23.

## **Charakterbildung.** Von Professor Dr. Th. Elsenhans.

8<sup>o</sup>. 143 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Die Abhandlung über Charakterbildung von Professor Elsenhans kann zur Dyroffschen „Einführung in die Psychologie“ als Ergänzung betrachtet werden, welche vom psychologischen Gebiet aufs pädagogische hinüberführt. Das Werkchen von Elsenhans ist aber auch ohne psychologische Vorkenntnisse durchaus verständlich und wird jedem Pädagogen eine Fülle von Anregungen bieten. . . . Das Buch vereinigt in so einzigartiger Weise Reichhaltigkeit des Stoffes mit klarer und verständlicher Darstellung, daß jeder Gebildete, vor allem jeder Pädagoge, viel Genuß und Förderung aus der Lektüre gewinnen wird.“  
Pädagog.-psychol. Studien. Nr. 1. X. Jahrg.

## **Einführung in die Ästhetik der Gegenwart.** Von

Prof. Dr. E. Meumann. 8<sup>o</sup>. 154 Seiten. Geheftet Mark 1.—

In Originalleinenband Mark 1.25

„Deshalb wird man eine so klar geschriebene kurze Zusammenfassung aller ästhetischen Bestrebungen unserer Zeit mit lebhafter Freude begrüßen müssen. Die gesamte einschlägige Literatur wird vom Verfasser beherrscht. Man merkt es seiner elegant geschriebenen Darstellung an, wie sie aus dem Vollen schöpft. Gerade für den, der in die behandelten Probleme tiefer eindringen will, wird Meumanns Werkchen ein unentbehrlicher Führer sein.“  
Straßburger Post. 6. Dez. 1907.

„Jeder, der sich mit diesem Gegenstande befaßt, muß zu dem vorliegenden Buche greifen, denn eine Autorität wie Meumann kann nicht übergangen werden.“  
Schaun und Schaffen, 2. Februarheft, Jahrgang XXXV.

## **Das System der Ästhetik.** Von Prof. Dr. E. Meumann.

8<sup>o</sup>. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Während der Leser in der „Einführung“ die Hauptprobleme der Ästhetik und ihrer Methoden, nach denen sie behandelt werden, kennen lernt, gibt der Verfasser hier eine Lösung dieser Probleme, indem er seine Anschauungen in systematischer, zusammenhängender Form darlegt.



## Prinzipielle Grundlagen d. Pädagogik u. Didaktik.

Von Prof. Dr. W. Rein. 8°. 142 S. Geh. M. 1.— In Origbd. M. 1.25

„W. Rein ist einer der tüchtigsten und anerkanntesten Pädagogen unserer Zeit... Wenn nun ein solcher Mann sich entschließt, den Reichtum seiner Erfahrungen in einer Schrift, die mehr einem Abriss als einer ausführlichen Darstellung gleicht, in streng systematischer Form niederzulegen, so ist dieses Büchlein von vornherein hoher Beachtung wert. Der Verfasser kennt die einschlägige Literatur genau und weiß alles im Zusammenhange leicht und faßlich darzustellen. Es ist köstlich zu lesen, wie er im Gegensatz zur modernen Denkweise die Erziehung viel höher schätzt als die bloße Unterweisung, wie er zeigt, daß es die höchste Aufgabe des Menschenlebens ist, eine charaktervolle Persönlichkeit zu werden, und was Elternhaus, Schule und Staat zu tun haben, damit das hohe Ziel erreicht wird... Sonach glaube ich sagen zu dürfen, daß Staatsmänner, Ratsherren, Eltern und Lehrer sehr viel aus dem Büchlein lernen können.“

Geheimrat Muff, Pforta.

Neue Preuß. (Kreuz-) Zeitung. 31. Dez. 1909.

## Praktische Erziehung. Von Direktor Dr. A. Pabst. 8°.

123 S. mit zahlr. Abbild. Geh. M. 1.— In Origbd. M. 1.25

„Alles in allem haben wir hier ein vortreffliches Buch, das man mit größtem Vergnügen liest und jedem aufs wärmste empfehlen kann, dem Fachmann wie dem Laien. Einige Kapitel wie das 3. seien den Eltern besonders zur Lektüre empfohlen, sie finden da goldene Worte. Ich bin überzeugt, das Schriftchen wird sich viele Freunde erwerben.“

Zeitschrift für das Gymnasialwesen. 1909.



Blinde Knaben bei Unterricht in der Holzarbeit. Aus Pabst, Praktische Erziehung.



Schiller und Goethe. Aus Eienhard, Klaff. Weimar.

## Sprache ♦ Literatur ♦ Kunst

**Unser Deutsch.** Einführung in die Muttersprache von Geh. Rat Prof. Dr. Friedrich Kluge. 8°. 2. Auflage. 158 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1,25

„Das Büchlein darf als eine vortreffliche Belehrung über das Wesen der deutschen Sprache freudig begrüßt werden. Es enthält zehn zwanglose, aber wohl zusammenhängende Kapitel, die sich gleichmäßig durch sichere Beherrschung des Stoffes, klare Entwicklung der Probleme und Gesetze und frische Anschaulichkeit der Darstellung auszeichnen. Diese Vorzüge machen die Schrift, zumal an Belegen und Proben nicht gespart wird, zu einer anziehenden Lektüre für jeden Gebildeten. Aber auch der Fachmann wird den Ausführungen nicht ohne Genuß und Gewinn folgen. Man sieht, wie der Verfasser aus eigener reicher Erfahrung heraus seine Ansichten und Forderungen formuliert und bemüht ist, zukünftiger Forschung den Boden zu bereiten. . . Das Ganze wird beherrscht von dem wiederholt ausgesprochenen Leitgedanken: Die Geschichte eines Volkes ist zugleich die Geschichte seiner Sprache und umgekehrt. So verdient das Büchlein warme Empfehlung.“

O. L. Literar. Centralbl. f. Deutschland. 5. Febr. 1908.

**Lautbildung.** Von Prof. Dr. L. Sütterlin. 8°. 191 S. mit zahlr. Abbildungen. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1,25

„. . . Eine ganz vortreffliche Orientierung bietet S. mit dem vorliegenden Büchlein. Der behagliche Fluß der Rede vereinigt sich mit Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung, so daß auch der fernerstehende mit Verständnis folgen kann. Fremdartige wissenschaftliche Ausdrücke werden möglichst vermieden, gut gewählte und oft amüsante Beispiele aus dem Deutschen und seinen Dialekten unterstützen die theoretischen Ausführungen.“

Univ.-Prof. Dr. Albert Chamb. Frankf. Jolgt. 1908.

**Der Sagenkreis der Nibelungen.** Von Prof. Dr. G. Holz.

8°. 131 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1,25

„Dem jungen Studiosen, der sich zum ersten Male mit den Fragen vertraut machen will, die sich an das Nibelungenlied anknüpfen, dürfte es eine ebenso willkommene Gabe sein wie dem Schulmanne, der vor der Lektüre des Liedes mit seinen Zöglingen das Bedürfnis fühlt, in wenigen Stunden auch die neuesten Ergebnisse der Forschung auf diesem Gebiete vor sich vorüberziehen zu lassen.“  
Neuphilologische Blätter. Heft 12. 1907.

**Lessing.** Von Geheimrat Prof. Dr. R. M. Werner. 8°. 159 S.

mit einem Porträt. Geh. M. 1.— In Originalleinenband M. 1,25

„Eine vorzügliche und zugleich eine mit der Gabe knapper und klarer Anweisung ausgestattete Führerin wird dabei R. M. Werners kurze Lessingbiographie sein. Auf 159 Seiten erhalten wir eine Fülle von Anregungen in stilistisch fein abgerundeter Form. Wir begleiten den Dichter und Schriftsteller durch alle Stufen seines reichen Wirkens. Den mutigen eisernen Charakter, den kraftvollsten Autor unserer Literatur lernen wir kennen in dem geradezu spannend geschriebenen Buche, das uns nicht wieder losläßt, wenn wir uns ihm einmal gewidmet haben. Und dabei ist mit dem Leben Lessings seine Dichtung beständig verwoben und ebenso Lessings Glaube und Wissen mit den Schöpfungen seiner Dichtkunst.“  
Geh. Rat A. Matthias, Berlin.

Monatsschrift für höhere Schulen. Dezember 1908.

**Das klassische Weimar.** Von Friedrich Eienhard. 8°.

161 S. mit Buchschmuck. Geh. M. 1.— In Originalleinenbd. M. 1,25

„Ein treuer Hüter steht Fritz Eienhard am Tor des Graltempels der idealistischen Weltanschauung unserer klassischen Kunst von Weimar. Und mit tiefen Begeisterungen, mit priesterlicher Weihe, mit echter Wärme, ein wahrhaft Gläubiger, weist er uns immer wieder hin auf das einzig Eine, was uns not tut: daß wir die Seele, das Wesen dieser Weimarer Kultur uns wahrhaft innerlich aneignen und das ganze tiefe Empfinden, die Sicherheit und Gewißheit von ihrer vollkommenen und höchsten Schönheit und Wahrheit in uns erfahren. In großen Linien zeichnet er den Entwicklungsgang, den Aufstieg von Friedrich dem Großen und Klopstock bis zur Vollendung in Goethe, und legt den Wert und die Bedeutung der Führer in ihren Besonderheiten dar.“  
Julius Hart. Der Tag. 30. Mai 1909.

**Heinrich von Kleist.** Von Prof. Dr. H. Roettgen. 8°.

152 S. Mit einem Porträt. Geh. M. 1.— Geb. M. 1,25

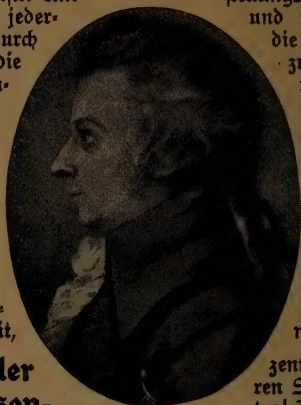
„Eine treffliche, auf selbständiger Forschung ruhende Zusammenfassung unseres Wissens über Kleist wird hier geboten. Die knappen Analysen und ästhetischen Wertungen der Dichtungen enthalten eine Fülle des Anregenden; vorzüglich wird das echt Kleistische in den Gestalten des Dichters veranschaulicht und ein Begriff von seinen psychologischen und stilistischen Ausdrucksmitteln gegeben.“  
f. D. Königsberger Allgem. Zeitung. 27. März 1908.



## Musikalische Bildung und Erziehung zum musikalischen Hören.

Von Privatdozent Dr. Arnold Schering.  
8°. 160 S. Broschiert M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Auf wenigen Gebieten der Kunst herrscht heute auch in gebildeten Kreisen solche Unbildung, wie auf dem der Musik. Und doch ist es beinahe jedermann möglich, sich durch Selbsterziehung die Grundlagen musikalischen Verständnisses anzueignen. Die Wege hierzu will Verfasser dieses Buches aufzeigen. Er erörtert zunächst die Voraussetzungen, Grundlagen und Ziele der musikalischen Bildung unserer Zeit,



Mozart.

Aus v. d. Pfordten.

zerlegt das Wesen des musikalischen Genusses in seine Bestandteile, sucht den Anteil des Gefühls- und Vorstellungsvermögens klarzulegen und regt auf diese Weise die bildungsfähigen Leser zu eigenem Nachdenken und gesteigerter Vertiefung in die Meisterwerke der Tonkunst an. So dürfte das Büchlein als Berater und Führer für alle Musikfreunde und als ein Beitrag zur praktischen Musikästhetik hochwillkommen sein.

## Grundriß der Musikwissenschaft.

Von Prof. Dr. phil. et mus. Hugo Riemann. 8°. 160 Seiten. Gebunden Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein phänomenales Büchlein, auf 160 Seiten eine zusammenfassende, in bewunderungswürdiger Übersichtlichkeit aufgerollte Darstellung der gesamten Musikwissenschaft, eine Enzyklopädie von nie dagewesener Kon-

zentration eines ungeheuren Stoff- und Ideengebietes! Der berühmte Leipziger Musikgelehrte . . . behandelt in dieser seiner erstaunlichen Arbeit

den ganzen Komplex von Wissenschaften, die dienend oder selbständig in ihrem Zusammenschluß die moderne Musikwissenschaft bilden; . . . Beiden, Musiker wie Musikfreund, kann Riemanns Grundriß der Musikwissenschaft als ein Buch von starkem Bildungswert nicht warm genug empfohlen werden.“

S. Pf.  
Hamburger Nachrichten. Nr. 30. 1908.

„Riemann versteht es, wie kein anderer, in knaptester Form ein anschauliches, allerdings nicht für oberflächliche Leser geeignetes Bild zu geben. Der Fachmann, der ja alle Erscheinungen des Leipziger Gelehrten kennt und ebenso auch alle seine Ansichten, findet in dem neuesten Büchlein eine vortreffliche Nachschlagegelegenheit deren wertvollste die Literaturangabe zu den oben angeführten Materien ist.“

J. U. Intern. Literatur u. Musikberichte. Nr. 13 u. 14. 15 Jahrg.

**Mozart.** Von Prof. Dr. Herm. Freih. von der Pfordten. 8°. 159 S. Mit einem Porträt des Künstlers v. Doris Stock. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1,25

„Das Mozartbüchlein unterscheidet sich durch die lebendige und anschauliche Art, wie in ihm das Leben und Schaffen des göttlichen Mozart dargestellt wird, von vielen der in letzter Zeit erschienenen Musikermonographien aufs vorteilhafteste. Wenn der Verfasser in der Einleitung vielleicht nicht ganz mit Unrecht sagt, daß Mozart, in Folge einer mangelnden Kenntnis des von ihm Geschaffenen, bei aller vermeintlichen Hochachtung schief und einseitig beurteilt wird, so ist gerade das vorliegende Werk geeignet, auf dem Wege zur richtigen Erkenntnis des Menschen und Künstlers Mozart ein sicherer Führer zu sein.“

Allgem. Musikzeitung. 25. März 1909.

**Beethoven.** Von Prof. Dr. Herm. Freih. von der Pfordten. 8°. 151 Seiten. Mit einem Porträt des Künstlers von Prof. Stock. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband. M. 1,25

„Ein treffliches Buch, das die Fach- und Sachkenntnis des geistreichen Autors glänzend dokumentiert. Dieser hat damit ein Werk geschaffen von einzigartiger Natur, indem er bei aller Fülle des Gebotenen doch nur anregt, sich mit dem großartigen „Beethoven-Material“, sowohl dem biographischen, wissenschaftlichen und musikalischen, näher zu beschäftigen und damit der Oberflächlichkeit mancher Musikfreunde und Allwissener entgegenarbeitet. Wahrlich ein hervorragendes Verdienst, das nicht genug anzuerkennen ist.“ J. L. Musikal. Rundschau. 1. Okt. 4. Jahrg.

„Ein populär gehaltenes Buch über einen gewaltigen Stoff zu schreiben, ist nicht so leicht, wie vielleicht der Laie glaubt; um so mehr ist von der Pfordten zu beglückwünschen: es ist ihm gelungen, wirklich für Leser aus den verschiedensten Kreisen zu schreiben und dabei doch dem großen Stoff die Treue zu halten. Jeder Beethovenfreund, sowie jeder Freund der Kunst überhaupt kann seine helle Freude darüber haben.“

Dr. Egon v. Komorzynski. Die Musik. 1. Aprilheft 1908.

**Richard Wagner.** Von Dr. Eug. Schmitz. 8°. 150 Seiten mit einem Porträt. Geh. M. 1.— In Originalleinenbd. M. 1,25

Die Absicht des Verfassers, in kurzen Zügen ein lebensvolles Bild von dem Wirken und Schaffen des großen Dichterkomponisten zu entwerfen, ist ihm voll und ganz gelungen. Noch mehr, eine Reihe psychologischer und historischer Momente, welche von entscheidender Bedeutung bei der Beurteilung Wagners und seiner Werke sind, treten neu hinzu und dienen als orientierende Fingerzeige für den beobachtenden Leser. In fünf Kapiteln zeigt der Verfasser Wagner als Musiker und großen Dramatiker, als Dichter und Komponist zugleich. Die Grundlage hierzu bieten ihm die Wagnerschen Werke. Möge dieses Büchlein der Popularisierung R. Wagners und seiner Kunst dienen.“

Cecilia. Nr. 11. 1909.

# Bürgerkunde . Volkswirtschaftslehre

**Politik.** Von Prof. Dr. Fr. Stier-Somlo. 8°. 170 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„In großen Zügen, stets die historischen Zusammenhänge herausarbeitend, gibt es die Grundlinien einer wissenschaftlichen Politik und in fesselnder Weise ziehen am Leser die Grundprobleme der für jede politische Bildung unentbehrlichen Staatslehre vorüber. Wesen und Zweck, Rechtfertigung und typischer Wandlungsprozeß des Staates, seine natürlichen und sittlichen Grundlagen mit Hinblick auf geographische Lage, Familie, Ehe, Frauenfrage und Völkerkunde, Staatsgebiet, Staatsvolk und Staatsgewalt mit ihrem reichen Inhalt, Staatsformen und Staatsverfassungen werden geprüft und gewertet. Monarchie und Volksvertretung, Parteiwesen und Imperialismus, kurz alle unsere Zeit bewegenden politischen Ideen kommen zur Sprache.“ *Commentusblätter für Volkserziehung.* 1. Heft. 16. Jahrg.

**Einführung in d. Rechtswissenschaft.** Von Prof. Dr. G. Radbruch. 8°. 135 S. m. 2 Portr. Geh. M. 1.— In Origllbd. M. 1.25

„In einer Zeit, in der man mit Recht bürgerkundliche Kenntnisse zu einem wesentlichen Bestandteil unserer allgemeinen Bildung zählt, ist uns eine Einführung in die Rechtswissenschaft besonders willkommen . . . Nicht etwa einen oberflächlichen und dem Gedächtnis des Lehrers bald wieder entweichenden Auszug der wichtigsten Gesetzesvorschriften erhalten wir hier, vielmehr werden uns die rechtsphilosophischen und rechtspolitischen Grundgedanken des geltenden Rechtszustandes im allgemeinen und auf den einzelnen Rechtsgebieten im besonderen bloßgelegt. . . . Es würde zu weit führen, hier eingehend die Fülle der in diesem Buche enthaltenen Probleme aufzuzählen. Wir können nur wünschen, daß es von vielen gelesen wird.“ *Deutsche Beamtenszeitung.* Nr. 2. 33. Jahrgang.

**Unsere Gerichte** und ihre Reform. Von Prof. Dr. W. Kisch. 8°. 171 Seiten. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

„Ein prächtiges Büchlein, das Wesen und Aufgabe unserer Gerichte gemeinverständlich darstellt und zu den Reformfragen in so trefflicher, überzeugender und sachlicher Weise Stellung nimmt, daß ich es im Interesse des Ansehens und deren Organe gerne jedem Deutschen in die Hand geben möchte.“ *Das Recht.* Nr. 11. 1908.

**Die Deutsche Reichsverfassung.** Von Geh. Rat Prof. Dr. Ph. Jörn. 8°. 126 S. Geh. M. 1.— In Origbbd. M. 1.25

„Die vorliegende gemeinverständliche Schrift des hervorragenden Bonner Rechtsgelehrten macht den Leser in leichtfaßlicher klarer und prägnanter Darstellung mit dem Wesen der deutschen Reichsverfassung bekannt. . . Als willkommene Beigabe ist dem sehr zu empfehlenden, vom Verlage vorzüglich ausgestatteten und preiswerten Schriftchen ein kurzer Überblick über die Literatur des Reichsstaatsrechts angegliedert.“ *Literarisches Zentralblatt.* Nr. 1. 1908.



**Unsere Kolonien.** Von Wirkl. Legationsrat Dr. H. Schnee, Vortragender Rat im Kolonialamt. 8<sup>o</sup>. 196 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1,25

„Der Leser findet hier vor allem das vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt Wesentliche, auf amtliches Material gegründete Angaben über den gegenwärtigen Stand der Besiedelung und der Plantagenwirtschaft, des Bergbaues, des Handels und der Eingeborenenproduktion, des Eisenbahnbaues, der Finanzen und der Verwaltungsorganisation unserer Schutzgebiete.“

Deutsches Kolonialblatt. Nr. 17. XIX. Jahrgang.

**Volkswirtschaft und Staat.** Von Prof. Dr. C. Kindermann. 8<sup>o</sup>. 128 S. Geheftet M. 1.— In Originallbd. M. 1,25

„Mit Recht weist der Verfasser im Vorwort auf die Wichtigkeit des Verständnisses der Wechselwirkung zwischen Staat und Volkswirtschaft für unsere Allgemeinbildung hin. Sein Büchlein will vor allem über die verschiedene Stellung der Volkswirtschaft zum Staat im Laufe der Jahrhunderte orientieren. In seiner allgemein verständlichen klaren Darstellung gibt es einen Einblick in die Mitarbeit der Volkswirtschaft an staatlichen Zielen, vor allem im Etatswesen und in die Mitwirkung des Staates an der volkswirtschaftlichen Tätigkeit, und zwar seine direkte durch Eigenproduktion und seine indirekte durch allgemeines Ordnen und Pflegen und durch besondere Förderung einzelner Stände.“

Deutsche Literaturzeitung. Nr. 15. 1909.

**Die Großstadt und ihre sozialen Probleme.** Von Professor Dr. A. Weber. 8<sup>o</sup>. 148 Seiten. Geh. M. 1.— In Origbd. M. 1,25

„Eine interessante Einführung in die sozialen Probleme der Großstadt, deren Studium weiteren Kreisen nur empfohlen werden kann. In leicht lesbarer Form legt der Autor die kulturelle und soziale Bedeutung der modernen Großstadt dar und führt uns nach Betrachtung des Familienlebens, dessen sittlichen Wert er ins rechte Licht rückt, in die eigentlichen sozialen Probleme ein, in die Wohnungsfrage, das Verkehrsproblem, die Arbeitslosigkeit, die Armut und Armenfürsorge und endlich die Volksbildung und Volksgeselligkeit.“

Volkswirtschaftliche Blätter. 18. Dezember 1908.

**Der Mittelstand und seine wirtschaftliche Lage.** Von Syndikus Dr. J. Wernicke. 8<sup>o</sup>. 122 S. Geh. M. 1.— Im Origlbd. M. 1,25

„In einem kleinen handlichen Bändchen . . . führt uns der sachverständige Verfasser in fast alle Fragen des Mittelstandes ein, die in den politischen und wirtschaftlichen Tageskämpfen zur Debatte stehen. Theorie und Praxis kommen da gleichmäßig zu ihrem Rechte. Wer sich über Lage und Statistik des Mittelstandes, seine Forderungen, seine Zukunftsaussichten, seine Entwicklung zum neuen Mittelstand und zahlreiche andere wichtige Probleme unterrichten will, dem gibt dieses praktische Büchlein erwünschten Aufschluß. . . .“

Wchs. Die Hilfe. 20. Dezember 1908.

## Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen.

Von Helene Lange. 8°. 141 S. Geh. M. 1.— Geb. M. 1,25

„Wer sich klar werden will über den organischen Zusammenhang der modernen Frauenbestrebungen, über die man so leicht, je nach zufälligen Erfahrungen, hier zustimmend, dort verdamnend, urteilt, ohne sich zu vergegenwärtigen, daß eine die andere voraussetzt, eine mit der anderen in den gleichen letzten Ursachen zusammenfließt . . . der greife zu diesem inhaltsreichen, trefflich geschriebenen Buche.“ Elisabeth Snaack-Kühne. Soziale Kultur. Dez. 1907.

## Geschichte und Geographie.

### Der Kampf um die Herrschaft im Mittelmeer.

Von Priv.-Doz. Dr. P. Herre. 180 S. Geh. M. 1.— In Origb. 1,25

„Aus diesem Überblick wird klar, daß der Verfasser den Anforderungen einer übersichtlichen Anordnung des Stoffes und einer gleichmäßigen Berücksichtigung der wesentlichen Entwicklungsmomente voll- auf gerecht geworden ist. In letzterer Hinsicht hat er neben der politischen überall auch die kommerzielle Entwicklung geschildert, wie er auch die Rassen- und Kulturprobleme ins rechte Licht zu setzen verstanden hat.“

Deutsche Literaturzeitung. Nr. 31. 1909.

### Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung d. Menschheit. Von Prof. Dr. H. Winckler.

8°. 156 Seiten. Geheftet Mark 1.— Gebunden Mark 1,25

„Das kleine Werk behandelt die Fülle von Material, wie wir es nunmehr zur altorientalischen Weltanschauungslehre besitzen, in übersichtlicher und zugleich fesselnder Weise; es wird jedem Leser, der sich für diese Fragen zu interessieren begonnen hat, ungemein nützlich werden.“

C. N. Norddeutsche allgem. Zeitung. Nr. 287. 1908.

### Vom Griechentum zum Christentum. Von Prof.

Dr. A. Bauer. 8°. 160 S. Geh. M. 1.— In Origlbd. M. 1,25

Immer deutlicher erkennt man die großen Zusammenhänge, die zwischen der hellenistischen Welt, in ihrer äußeren Erscheinung und ihrer inneren Struktur und der Gegenwart bestehen. Sie aufzuzeigen ist die interessante Aufgabe vorliegenden Buches, das in 7 Kapiteln behandelt:

1. Hellenisch und Hellenistisch. 2. Der hellenische Staat. 3. Der hellenistische Staat. 4. Die göttliche Verehrung Alexander des Großen, die hellenistischen Herrscherkulte. 5. Der Übergang hellenistischer Religionsanschauungen und des Herrscherkultes ins römische Reich. 6. Die Evangelien als historische Quellen. 7. Hellenistische Religion in den Evangelien.

### Zur Kulturgegeschichte Roms. Von Prof. Dr. Th. Birt.

164 S. 8°. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1,25

„Birt ist nicht nur ein gründlicher Kenner der Antike, sondern auch ein glänzender Schriftsteller. Farbenprächtige, lebensdurchpulste Bilder zaubert er vor unser geistiges Auge. Wir durchwandern mit ihm die Straßen des alten Roms, bewundern die privaten und öffentlichen Bauten und beobachten im Gewühl die vorbeistutende Menge.“

Döbische Zeitung. 10. Juli 1909.



Römischer Fleischerladen. Aus Kamer.

**Römische Kultur im Bilde.** Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Dr. H. Kamer. 175 Abbild. auf 96 Taf. und 64 S. Text. Brosch. M. 1.— In Originallbd. M. 1.25

Ein kunsthistorischer Atlas für alle Freunde der Antike und solche, die es werden wollen. Der Herausgeber führt uns an Hand eines reichen anschaulichen Materials die verschiedenen Äußerungen römischer Kultur sowie das antike Leben selbst im Bilde vor und zeigt uns nicht nur, was römische Kunst und Arbeit in Rom und Italien, sondern auch in den übrigen Ländern des römischen Reiches vor allem in Deutschland geleistet.

**Das alte Rom.** Sein Werden, Blühen und Vergehen. Von Professor Dr. E. Diehl. 126 S. Mit zahlreichen Abbildungen und 4 Karten. Geheftet M. 1.— In Originallbd. M. 1.25

„Rom seit der Völkerwanderung das magische Ziel und die Sehnsucht des Deutschen, die ewige Stadt, die einst die Welt beherrschte, ihr ist dieses wertvolle Büchlein gewidmet. Ihr Werden, Blühen und Vergehen von seinen ersten Anfängen bis zum Ende des weströmischen Reiches lernen wir hier kennen an Hand einer klaren Darstellung, unterstützt von Bildern und Karten.“  
Dresdner Anzeiger. Nr. 341. 1909.

**Mohammed und die Seinen.** Von Prof. Dr. H. Rechen-  
dorf. 8°. 138 S. Geheftet M. 1.— In Originallbd. M. 1.25

„Unter den in jüngster Zeit sich mit erfreulichem Fortschritt mehrenden Darstellungen der islamischen Anfänge für weitere Kreise nimmt dieses Buch eine ganz hervorragende und besondere Stelle ein.“

K. Seyer, Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. Bd. XXI.





Innere der Moschee in Kairuan. Aus Hell.

**Die Kultur der Araber.** Von Prof. Dr. H. Hell. 8°. 154 Seiten. Mit 2 Tafeln und zahlreichen Abbildungen. Gebestet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

„Diese kurz und straff zusammengefaßte Darstellung, die trotzdem anschaulich und lebendig zu schildern weiß, darf mit großer Freude willkommen geheissen werden. . . . So lohnt es sich in der Tat, sich hier in die Vergangenheit zu versetzen, und der Verfasser hat es trefflich verstanden, uns durch Wort und Bild immer neue Seiten dieser Kultur zu erschließen. Man schließt das Buch nicht, ohne ganz neue Aufklärungen über das Wesen der Gesamtkultur erhalten zu haben, und darf dem Autor auch deshalb dankbar sein, weil die Araber doch vielleicht in ferner Zukunft noch einmal wieder eine hervorragende Rolle spielen werden.“

J. K. Hamburger Nachrichten. 6. Febr. 1910.

**Grundzüge der Deutschen Altertumskunde.** Von Prof. Dr. H. Fischer. 8°. 143 S. Geh. M. 1.— In Origillbd. M. 1.25

„Wer künftig sich darüber unterrichten will, welches die Hauptfragen sind, die die deutsche Altertumskunde zu beantworten hat, welche verschiedene Umfragen dabei zu berücksichtigen sind, der greife zu Fischers Büchlein. Er wird hier seine Wünsche erfüllen können. Mit diesen Worten ist dem Buche eine Empfehlung erteilt, die man in der Tat sonst keinem anderen Werke der gesamten wissenschaftlichen und populären Literatur auf dem Gebiete der deutschen Altertumskunde zuteil werden lassen kann. Fischer hat Recht, wenn er in dem Vorwort betont, daß es eine andere Darstellung des ganzen Gegenstandes zur Zeit nicht gibt. Prof. Dr. Kanfer. Frankf. Ztg. Nr. 107. 1909.“

**Eiszeit und Urgeschichte des Menschen.** Von Prof.

Dr. J. Pohlig. 8°. 150 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein Bild der prähistorischen Eiszeit stellt der Verfasser vor unserm Geiſt auf, wie es kürzer und einleuchtender dem Laien wohl ſelten geboten wurde. . . . Einfach im Stil und doch anregend genug, um ſelbſt Menſchen, die ſich auf dieſem Gebiete der Wiſſenſchaft fremd und unbehaglich fühlen, feſſeln zu können.“ *R. M. Natur u. Haus.* 16. Jahrg. 14. 5.

**Die Alpen.** Von Privatdozent Dr. F. Machaček. 8°. 151 Seiten

mit zahlreichen Proſilen und typiſchen Landſchaftsbildern. Ge-

heftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Verfasser des Werkes hat es in ausgezeichneter Weise verstanden, auch den Nichtfachmann in die verwickelte Tektonik des Alpengebirges einzuführen. Nach einer topographischen Beschreibung des Alpengebietes folgt in übersichtlicher Darstellung eine Würdigung der Klimamodifikationen. Ihr ſchließt ſich ſachlich unmittelbar ein Abſchnitt über Waſſer und Eis in den Alpen an. Auch das Pflanzenkleid der Alpen, mit den verſchiedenen Höhengrenzen der Vegetationselemente zeigt deutliche Abhängigkeit vom Höhenklima. Das letzte Kapitel des Buches iſt dem Menſchen in den Alpen und der wiſtſchaftlichen Abhängigkeit deſelben von der umgebenden Natur gewidmet. . . . Das Buch kann jedem Freunde unſeres Hochgebirges auf wärmſte empfohlen werden.“ *E. Werth. Zeiſſſchr. der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin.* Nr. 1. 1909.

**Die Polarvölker.** Von Dr. H. Byhan, Abteilungsvor-

ſtand am Muſeum für Völkerkunde, Hamburg. 8°. 148 Seiten

mit ca. 200 Abb., 2 Karten. Geh. M. 1.— In Origillbd. M. 1.25

„Mit der durch die äußeren Verhältnisse hier gebotenen Kürze, aber doch in inſtruktiver und verhältnismäßig reichhaltiger Darſtellung führt der Verfasser des kleinen Buches die Völker des hohen Nordens in ihrer materiellen und geiſtigen Kultur vor. . . . Die Tafeln enthalten etwa 200 gut ausgewählte Abbildungen nach den beſten Vorlagen. . . . Solche allgemeinverſtändlich und leſbar gehaltenen und die doch wiſſen-

ſchaftliche Verläglichskeit wahren Schriften wie dieſe können der Völkerkunde nur nützlich ſein.“



Globus.  
Nr. 22.  
Bd. XCVI.

Einbaum, Jentſſejer. Aus Byhan.

**Anleitung zu zoologischen Beobachtungen.** Von Prof.

Dr. f. Dahl. 8°. 160 S. m. zahlr. Abb. Geh. M. 1.— Origbbd. M. 1.25

Das Büchlein will den gebildeten Laien zu einer planmäßigen Beobachtung der Tierwelt anleiten, indem es ihn in die wichtigsten hierzu geeigneten Methoden einführt und ihre Anwendung in der Praxis zeigt. Es ist ein unentbehrlicher Ratgeber für jeden Naturfreund!

**Der Tierkörper.** Seine Form u. sein Bau unter dem Einfluß der

äußeren Daseinsbedingungen. Von Privatdoz. Dr. Eugen Neresheimer. 8°. 140 S. m. zahlr. Abb. u. 8 Taf. Geh. M. 1.— Origbbd. 1.25



Kaempferia Kaempferi, Die Riesenkraabe. Aus Neresheimer.

„Der Verfasser gibt nicht etwa eine trockene systematische Aufzählung und Beschreibung der verschiedenen Tierformen, sondern sein Streben geht dahin, diese seinen Lesern aus ihrer Entwick-

lungsgeschichte zu erklären, zu zeigen, welchen Einfluß die umgebende Welt auf deren Bau ausgeübt, und welche Beziehungen sich daraus zwischen Tier zu Tier, zu den Pflanzen und der übrigen lebenden und nicht belebten Natur ergeben müssen.“ Aus der Heimat. Heft 5. 1909.

**Die Säugetiere Deutschlands.** Von Privatdozent Dr.

Hennings. 8°. 174 Seiten mit zahlr. Abbildungen und 1 Tafel. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Diese Eigenschaften zu würdigen, scheint uns der Verfasser des vorliegenden Büchleins besonders berufen zu sein, denn er vereint die ganz gediegenen Kenntnisse des Zoologen mit dem liebevollen Blicke des Naturfreundes, der ein rein ideelles Interesse hat an der Erhaltung unserer Tierwelt, er unterläßt es aber daneben nicht, stets auch deren wirtschaftliche Bedeutung voll zu würdigen. So sind die in unserem Bändchen gegebenen Schilderungen nicht etwa trockene zoologische Beschreibungen, sondern aus dem vollen Leben geschöpfte Naturbilder, die in gleicher Weise den Forscher wie Laien, den Jäger wie den Naturfreund fesseln werden.“

Forst- und Jagdzeitung. Nr. 5. 9. Jahrgang.



**Anleitung zur Beobachtung der Vogelwelt.** Von Privatdozent Dr. Zimmer. 8°. Mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1,25

Das Büchlein enthält zum großen Teile in erweiterter Form die Winke, die der Verfasser alljährlich seinen Schülern auf den ornithologischen Exkursionen gibt. Wie es aus der Praxis heraus geschrieben ist, so ist es auch für die Praxis bestimmt: Es soll kein Kompendium der Ornithologie sein, sondern Anleitung für den praktischen Beobachter draußen in Wald und Feld bieten. Der Verfasser hofft, daß das Büchlein nicht allein als Anleitung, sondern auch als Anregung zum Beobachten unserer Vogelwelt gute Dienste leistet.

**Tier- und Pflanzenleben des Meeres.** Von Prof. Dr. A. Nathansohn. 8°. 134 S. mit 1 farb. u. 2 schwarzen Tafeln sowie zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Origillbd. M. 1,25

Dies Buch gibt eine übersichtliche Darstellung des reichen Lebens, das alle Schichten des Meeres von seiner Oberfläche bis hinab zu den größten Tiefen bevölkert. Es werden hier dem Leser die Arbeitsmethoden und Forschungsergebnisse der modernen Ozeanographie vorgeführt, die bestrebt ist, die Kette von Beziehungen klar zu legen, welche die unscheinbarsten Veränderungen des Wassers mit den Lebensäußerungen der höchstorganisierten Seetiere verbindet, und die damit in das praktische Leben übergreift, indem sie auch die Fische zum Gegenstand ihrer Forschungen macht, ein Erzeugnis des Meeres, das manchem Lande Ersatz für die Unfruchtbarkeit des Bodens gibt. Bei dem ständig steigenden Interesse für alle Fragen der Meeresbiologie wird das reich illustrierte Bändchen sicher allen Naturfreunden willkommen sein.



Leuchtende fische. Aus Nathansohn, Tier- und Pflanzenleben des Meeres.



Verbreitungsmittel der Früchte und Samen. Aus Rosen.

**Das Schmarotzertum im Tierreich** und seine Bedeutung für die Artbildung. Von Prof. Dr. L. v. Graff. 8<sup>o</sup>. 136 S. mit zahlreichen Abb. Geh. M. 1.— In Originalabd. M. 1,25

„Der schon vielfach behandelte Stoff findet hier von einem Meister wissenschaftlicher Forschung eine ausgezeichnete klare Darstellung, wobei besonders die allgemeinen Fragen, soweit es der beschränkte Umfang gestattet, eingehend berücksichtigt werden.“

Prof. Dr. R. Hesse (Tübingen). Monatsheft f. d. nat. Unterr. 1908. Nr. 6.

**Pflanzengeographie.** Von Prof. Dr. P. Graebner. 8<sup>o</sup>. 160 S. mit zahlr. Abb. Geheftet M. 1.— In Originalabd. M. 1,25

„Mit einer wahren Kunstfertigkeit sind hier auf dem so engbegrenzten Raum die Pflanzengeographie und die ihr innigst verknüpfte Formationsbiologie untergebracht worden. Jetzt ist jedem Menschen hinreichende Gelegenheit gegeben, sich in Kürze über das in Rede stehende Gebiet zu orientieren.“

E. Roth. Halle. Globus. Nr. 4. Bd. XXVII.

**Anleitung zur Beobachtung der Pflanzenwelt.** Von Prof. Dr. f. Rosen. 8<sup>o</sup>. 161 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet M. 1.— In Originalleinwand M. 1,25

„Dieses Buch begnügt sich nicht damit, dem Leser eine Reihe von Winken und Rezepten zur Beobachtung der einzelnen Pflanzen oder Pflanzenfamilien zu geben, sondern es stellt sich das schöne Ziel, den Naturfreund die Pflanzen verstehen zu lehren in ihrem Kampf ums Dasein und ihrer Stellung im Ganzen der belebten Natur. Die Darstellung ist stets vom biologischen Gesichtspunkt beherrscht.“

Kosmos. 3. Heft. 1910.

## Befruchtung und Vererbung im Pflanzenreiche.

Von Professor Dr. Giesenhagen. 8<sup>o</sup>. 136 S. mit zahlr. Abbild.

Geheftet Mark 1.—

In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Verfasser hat es mit Erfolg versucht, ein tieferes Verständnis für das Entwicklungsproblem im Pflanzenreiche in seinem Zusammenhange mit der Befruchtung und Vererbung zu wecken . . . Die Art der Darstellung wird das mit guten Abbildungen versehene Buch jedem für Naturwissenschaft Interessierten zu einer angenehmen Lektüre machen.“

Fühlings Landwirtschaftl. Zeitung. Nr. 20. 1908.

## Phanerogamen (Blütenpflanzen). Von Prof. Dr. E. Gilg u.

Dr. Muschler. 172 S. m. zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Origillb. 1.25

„Wer dies 172 Seiten starke Bändchen gelesen, wird den beiden Verfassern volle Anerkennung zollen müssen, daß sie es verstanden, auf so beschränktem Raume das gewaltige Gebiet der Phanerogamen so übersichtlich und erschöpfend zu behandeln. Auf eine kurze Einleitung über die wesentlichsten Gesichtspunkte der modernen Pflanzenkunde, die Geschlechtsverhältnisse, Befruchtung, Frucht und Samenbildung bei den Blütenpflanzen folgt die Schilderung der bedeutendsten Familien des Pflanzenreiches nicht nur der einheimischen Flora, sondern aus allen Gebieten der Erde, soweit es sich um Nutz- oder Arzneigewächse handelt . . . Da auch die Fierpflanzen berücksichtigt sind, eignet sich das Werkchen insbesondere auch für Gärtner und Blumenliebhaber jeder Art.“

Deutsche Gärtner-Zeitung. Nr. 12. 7. Jahrgang.

## Kryptogamen (Algen, Pilze, Flechten, Moose und Farnpflanzen).

Prof. Dr. Möbius. 168 S. m. zahlr. Abb. Geh. M. 1.— Geb. M. 1.25

„Dieser Aufgabe hat sich der Verfasser in anerkennenswerter Weise unterzogen. Was er auf den 168 Seiten des Buches bietet, gibt nicht nur einen guten Überblick über das ausgedehnte Gebiet der Kryptogamenkunde, sondern ermöglicht dem Laien auch, sich in einem kleineren Gebiet die ersten Kenntnisse anzueignen, auf Grund deren er dann mit Hilfe von ausführlicheren Lehrbüchern sich weiter einarbeiten kann.“

G. Lindau. Deutsche Literaturzeitung. 10. Juli 1909.



Die Blüten der Nadelholzgewächse. Aus Giesenhagen, Befruchtung und Vererbung.



**Zimmer- und Balkonpflanzen.** Von Paul Dannenberg, städtischer Garteninspektor. 166 S. mit zahlr. Abbildungen und 1 Tafel. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

„Nicht der Naturwissenschaftler, sondern der praktische Gärtner ergreift das Wort und lehrt uns seine Kunstgriffe und Handfertigkeiten. Aber der Verfasser ist auch der ästhetisch gebildete Züchter, dem es nicht auf die Erzielung botanisch merkwürdiger oder seltener Züchterfolge ankommt, sondern der immer wieder betont, daß die Blumenpflege ein Stück Kultur unserer Wohnung im Innern wie nach außen darstelle. Das Buch sei jedem Blumenliebhaber angelegentlichst empfohlen.“

Pädagog. Reform. 24. Febr. 1909.

Stücklinge im Wasser:  
Efeu, Oleander  
Gummibaum.  
Aus Dannenberg.

„Die klare, schlichte Darstellungsweise und der enorm billige Preis werden das Buch als Hausfreund in jeder Familie willkommen sein lassen. Lehrern und Lehrerinnen sei das Werk angelegentlichst empfohlen. Für jede Volks- und Schulbibliothek ein unentbehrlicher Ratgeber. Der Hausfrau wird es eine herrliche Weihnachtsgabe sein, von deren Studium die ganze Familie Nutzen ziehen wird.“

C. Gdte. Preuß. Lehrz. Nr. 290. 1908.

Aus dem Inhalt: Erdarten und Mischungen  
Düngung. Begießen. Blumentische, Contöpfe,  
Pflanzenkübel. Das Blumenfenster. Pflanzen  
für die verschiedenen Jahreszeiten usw.

**Die Bakterien und ihre Bedeutung im praktischen Leben.** Von

Professor Dr. H. Mische. 80.

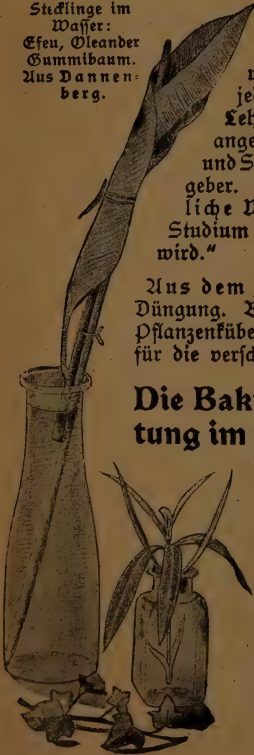
146 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.  
Geh. M. 1.— In Originalleinenbd. M. 1.25

„Es ist daher dem Buch Verbreitung zu wünschen, namentlich ist es Landwirten, ferner den Nahrungsmittelgewerbetreibenden, Hausfrauen und Müttern, sowie Lehrern sehr zu empfehlen; auch dürfte es sich als Unterlage zu Vorträgen in Fortbildungs- und ähnlichen Schulen vortrefflich eignen. Die Zeichnungen sind klar und deutlich, und trotz der guten Ausstattung ist der Preis billig.“

Älterarisches Zentralblatt für Deutschland. Nr. 8. 1909.



Mit Warteausch geschlossenes Reagenzröhrchen, in welchem sich etwas schräg erstarrte Nährgelatine befindet.  
Aus Mische, Bakterien.

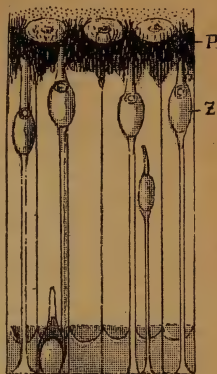


A

**Lebensfragen.** Der Stoffwechsel in der Natur. Von Prof. Dr. F. B. Ahrens. 8°. 159 Seiten mit Abbildungen. Geheftet M. 1.— Gebunden M. 1.25

„Wissenschaftlich und populär zugleich zu schreiben ist eine Kunst, die nicht vielen gegeben ist. Ahrens hat sich als ein Meister auf diesem Gebiete erwiesen. Auch die vorliegende Schrift zeigt die vielen Vorzüge seiner klaren Darstellung und pädagogischen Umsicht. Ohne besondere Kenntnisse vorauszusetzen, behandelt er die chemischen Erscheinungen des Stoffwechsels und beschreibt die Eigenschaften, Bildung und Darstellung unserer Nahrungs- und Genussmittel. Das Buch kann aufs beste empfohlen werden.“

Chemiker-Zeitung 1908. 28. März.



Nehhaut des Froschauges.  
Aus Mangold.

**Der menschliche Organismus** und seine Gesunderhaltung. Von Oberstabsarzt und Privatdozent Dr. A. Menzer. 160 S. mit zahlreichen Abb. Geh. M. 1.— In Originallbd. M. 1.25

„Ein solcher treuer Ratgeber ist das vorliegende Büchlein. In meisterhaft klarer Darstellung, durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, gibt es seinen Lesern zunächst einen tiefen Einblick in den Aufbau und die Leistungen des menschlichen Körpers. . . . Nachdem wir auf diese Weise den menschlichen Organismus kennen gelernt haben, werden wir in einem weiteren Kapitel in die Krankheitsursachen und ihre Verhütung eingeführt, wobei besonders die allgemeine Hygiene der Lebensweise erörtert werden. . . . All diese Ausführungen aber sind für unser Wohl von grundlegender Bedeutung, daß wir das Büchlein in jedem Hause wissen möchten.“

Natur und Kultur. 15. Juni 1909.

**Das Nervensystem** und die Schädlichkeiten des täglichen Lebens. Von Professor Dr. P. Schuster. 8°. 137 Seiten mit zahlreichen Abbild. Geheftet M. 1.— In Originallbd. M. 1.25

„Das vorliegende Büchlein enthält sechs ausgezeichnete klare Vorträge. . . . Es behandelt nach einem Überblick über den Bau und die Funktionen des Nervensystems die Schädlichkeiten, die dasselbe treffen können, ferner die Wirkung der Gifte, insbesondere des Tabaks, des Alkohols und des Morphiums, die Bedeutung der Anfälle für das Nervensystem, die Einwirkung geistiger Vorgänge auf körperliche Funktionen und schließlich die Folgen der geistigen Überanstrengung.“

Literarisches Zentralblatt für Deutschland. Nr. 12. 1909.





**Die vulkanischen Gewalten der Erde** und ihre Erscheinungen. Von Geheimrat Prof. Dr. H. Haas. 8°. 146 Seiten mit zahlr. Abbildungen. Geh. M. 1.— In Originalld. M. 1.25

„In trefflicher Weise und unter Berücksichtigung der neuesten Literatur führt vorliegendes Büchlein den Leser in das Verständnis der vulkanischen Erscheinungen ein . . . Möge das Büchlein einen recht zahlreichen Leserkreis finden.“

K. Sapper.  
Petermanns Mitteltg. 5. VII. 1909.



Ausbruch einer Gtutwolke aus dem Mont Pelé.  
Aus Haas, Vulkanische Gewalten.

**Das Wetter** und seine Bedeutung auf das praktische Leben. Von Prof. Dr. C. Kassner. 8°. 154 Seiten mit zahlr. Abbild. und Karten. Geh. M. 1.— In Originalld. M. 1.25

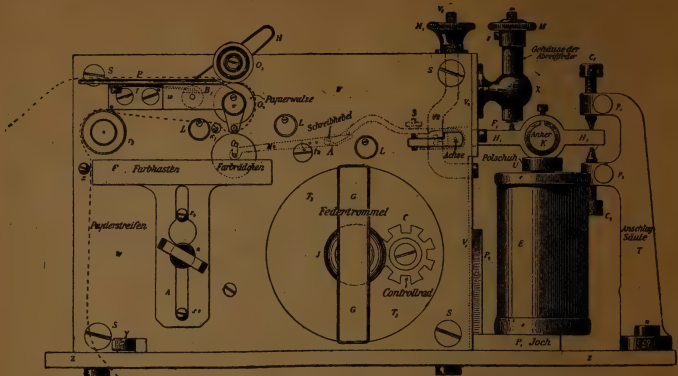
„Die feine Schrift ist in klar fließender Sprache geschrieben, und der Inhalt bietet mehr als der Titel verspricht. Es werden nicht nur Naturgesetze, auf denen sich die Witterungskunde als Wissenschaft aufbaut, sachgemäß durchgenommen, sondern es wird auch gezeigt, wie sich die Wetterkunde als Zweig der Meteorologie historisch entwickelt hat und welchen großen Wert sorgfältige Aufzeichnungen über den Verlauf der Witterung für das öffentliche und private Leben besitzen . . . Da man oft noch sehr irrtümlichen Auffassungen über den Wert der Witterungskunde begegnet, so ist dem kleinen inhaltreichen Werke größte Verbreitung zu wünschen.“

Naturwissenschaftliche Rundschau Nr. 50. XXIII. Jahrgang.

**Das Reich der Wolken und der Niederschläge.** Von Prof. Dr. C. Kassner. 8°. 160 Seiten mit zahlr. Abb. u. 6 Tafeln. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenbd. Mark 1.25

„Wie durch Verdunstung Wasserdämpfe in die Atmsphäre gelangen, wie die Luftfeuchtigkeit gemessen wird, wie die Bildung von Nebel und Wolken vor sich geht, davon handelt der erste Teil. Mit der Niederschlagsbildung befaßt sich der zweite. Wir haben es sonach mit einem Buche zu tun, das dem Laien wie dem Fachmann in gleicher Weise Belehrung bringen wird.“

Sächs. landwirtsch. Zeitschr. Nr. 28. 1909.



Morseapparat. Aus Hamacher, Telegraphie und Telephonie.

**Die Elektrizität als Licht- und Kraftquelle.** Von Privatdozent Dr. P. Eversheim. 8°. 129 S. mit zahlreichen Abbildungen. Geh. M. 1.— In Originalalleinband M. 1,25

„Heute ist das Verwendungsgebiet der Elektrizität ein so außerordentlich ausgedehntes, daß wohl ein jeder mehr oder weniger mit ihr in Berührung kommt. Deshalb kann man es nur dankbar begrüßen, wenn auch dem Laien durch ein so klar geschriebenes Büchlein ein Einblick eröffnet wird und in großen Zügen die Grundbegriffe der Elektrotechnik dargelegt werden. . . . Die sorgfältig gezeichneten Abbildungen beleben die Darstellung.“ Elektrotechnische Zeitschrift. Heft 7. 1907.

**Hörbare, Sichtbare, Elektrische und Röntgenstrahlen.** Von Geh. Rat Prof. Dr. Fr. Neesen. 8°. 132 S. mit zahlreichen Abb. Geh. M. 1.— In Originalabb. M. 1,25

„Ein vortrefflicher Führer ist das vorliegende Büchlein. In vorbildlich klarer Sprache, von leichterem zu schwerem ansteigend, werden nach einem mehr einleitenden Kapitel über die Wellen in vier weiteren Abschnitten die verschiedenen, im Titel des Werkchens angegebenen Strahlenarten behandelt, die hörbaren, sichtbaren, elektrischen Strahlen und die Strahlen ohne Wellen. Wir werden jeweils mit den wichtigsten Erscheinungen und Hypothesen des betreffenden Gebietes bekannt gemacht, sowie in deren Nutzenanwendung für die Praxis eingeführt, und wir bekommen so einen Überblick über dieses schwierige, aber wohl auch interessanteste Gebiet der Physik.“ Gasa. 1909.

## Einführung in die Elektrochemie. Von Prof. Dr. W.

Bermbach. 8°. 144 S. mit zahlr. Abb. Geh. M. 1.— Gebd. M. 1.25

„In diesem ausgezeichneten Werkchen unternimmt es der Autor, jeden, der die Grundbegriffe der Chemie und Physik kennt, mit dem Gebiete der Elektrochemie in seinen Hauptzügen bekannt zu machen. Es werden zunächst die Hauptgesetze der Elektrizitätslehre und der physikalischen Chemie, die zum Verständnis der Elektrochemie nötig sind, in anschaulicher Weise, unterstützt durch gute Zeichnungen, vorgeführt und dann das ganze Gebiet der heutigen Elektrochemie skizziert. Hervorzuheben ist, daß der Autor überall die neueste Literatur benutzt und somit seine Führung dem jüngsten Stande dieses Wissenszweiges gerecht wird.“

K. Zellmer. Physikalische Zeitschrift. Nr. 2. X. Jahrgang.

## Telegraphie und Telephonie. Von Telegraphendirektor

und Dozent f. Hamacher. 8°. 156 Seiten mit 115 Abbildungen. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Dieser Leitfaden will, ohne Fachkenntnisse voranzusetzen, die zum Verständnis und zur Handhabung der wichtigsten technischen Einrichtungen auf dem Gebiete des elektrischen Nachrichtenwesens erforderlichen Kenntnisse vermitteln, insbesondere aber in den Betrieb des Reichstelegraphen- und Telephonwesens einführen.

„Die Ausdrucksweise ist knapp, aber klar; die Ausstattung des Werkes ist gut. Laien werden sich aus dem Buche mühelos einen Überblick über die Einrichtungen des Telegraphen- und Fernsprechbetriebes verschaffen können.“

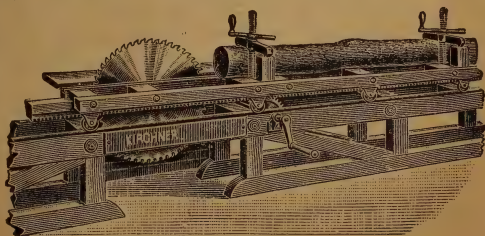
Elektrotechnische Zeitschrift. Heft 44. 1908.

## Kohle und Eisen. Von Prof. Dr. A. Binz. 8°. 136 Seiten

Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Die Notwendigkeit, sich über diese wichtigsten wirtschaftlichen Faktoren zu orientieren, besteht darum für jeden, dem das Verständnis der treibenden Kräfte in der menschlichen Entwicklung Bildungsbedürfnis ist. Deshalb ist auch das vorliegende, neue Bändchen mit Freude zu begrüßen. . . . Es verdient größte Anerkennung, wie dieses enorme Gebiet auf dem zur Verfügung stehenden gedrängten Raume eine immerhin erschöpfende Darstellung gefunden, wobei selbst die geschichtliche Entwicklung der verschiedenen Instruktionen berücksichtigt und somit eines der wichtigsten Kapitel aus der Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen behandelt wird.“

Deutsche Bergwerkszeit.  
27. Juni 1909.



Kreisäge. Aus Kuttmeier-Uhlmann, Das Holz.





Moderner Stall. Aus Sommerfeld.

**Das Holz.** Von Forstmeister H. Kottmeier und Dr. F. Uhlmann. 143 S. mit Abbildungen (Wissenschaft und Bildung Bd. 72). Gebestet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Das Büchlein zerfällt in zwei Teile. In einem ersten lernen wir die technischen Eigenschaften des Holzes, seinen Einschlag und seine Zubereitung im Walde kennen, sowie die aus den Eigenschaften sich ergebenden verschiedenen Verwendungsarten. Der zweite Teil handelt von dem Holzverbrauche. Der Holztransport, der Holzhandel Deutschlands in seinen verschiedenen Formen, die erste Verarbeitung des Holzes sowie die Bedeutung der Holzindustrie für die deutsche Volkswirtschaft wird hier eingehend erörtert.

**Milch- und Molkereiprodukte,** ihre Eigenschaften, Zusammensetzung und Gewinnung. Von Dr. Paul Sommerfeld. 140 Seiten mit zahlreichen Abbildungen (Wissenschaft und Bildung Bd. 73). Geh. M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

In elf Kapiteln bringt dies Büchlein alles, was jedermann über das Wesen und die Verwendung der Milch wissen muß. Es wird behandelt: Zusammensetzung und Bakteriologie der Milch, die wichtigsten Molkereiprodukte, Verfälschungsarten, Konservierung, Sterilisierung und Pasteurisierung. Der Milchgewinnung wird besondere Berücksichtigung der wirtschaftlichen und hygienischen Fragen zugewandt (Stallanlagen, Fütterung, Melkeinrichtungen und Kühlung der Milch usw.).

## Rohstoffe der Textilindustrie. Von Geh. Rat Dipl.-Ing.

H. Blasfey. 8°. 144 S. m. zahlr. Abb. Geh. M. I. — In Origillb. 1.25

Das mit einer großen Zahl von Abbildungen ausgestattete Bändchen behandelt die natürlichen und künstlichen Rohstoffe der Textilindustrie nach ihrem Vorkommen, ihrer Gewinnung und ihren physikalischen Eigenschaften, mit besonderer Rücksicht unserer Kolonialprodukte.

„Unter den behandelten pflanzlichen Rohstoffen nennen wir: Baumwolle, Flachs, Hanf, Jute, Manilahanf, Kokosfasern, unter den tierischen: Wolle, Haare, Seiden, Federn, unter den künstlichen Rohstoffen: Glas, Metall-, Kautschukfäden, künstliche Seide, Vanduraseiden usw. Charakteristische Ansichten aus den Kolonien, mikroskopische Aufnahmen einzelner Rohstoffe sowie die neuesten maschinellen Einrichtungen werden im Bilde vorgeführt. So dürfte es kaum ein besseres Hilfsmittel geben, sich rasch und gründlich über dies wichtige Gebiet zu unterrichten. Das schmucke Bändchen wird seiner Aufgabe in hervorragendem Maße gerecht.“

Die Baumwollindustrie. Nr. 15. II. Jahrgang.

## Unsere Kleidung und Wäsche in Herstellung und Handel.

Von Direktor B. Brie, Prof. P. Schulze, Dr. K. Weinberg.

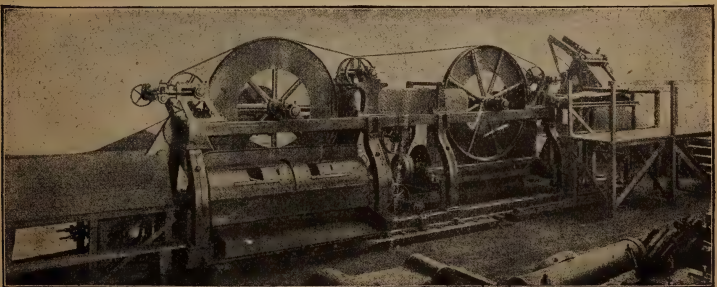
136 S. Geheftet Mark 1. — In Originalleinenband Mark 1.25

„Dieses Werkchen gibt knapp und doch umfassend in fließender und leicht faßlicher Form einen Überblick über die Textilindustrie, über Rohstoffe der Textilwaren, Fabrikation und Handel, über Konfektion im Bekleidungsfach, Seiden- und Wäschefabrikation und Handel und endlich über Modeartikel, wie Hüte, Handschuhe, Schirme, Pelzwaren usw. . . . Ich empfehle das Buch ganz besonders für die genannten Schulen.“

Zeitschrift für gewerblichen Unterricht. Mai 1909.

„Man sieht aus dem ganzen Inhalt des Buches, daß es ein Buch aus der Praxis ist, geschrieben von Männern, die eingehende praktische Erfahrungen und Kenntnisse haben . . . Die Darstellung ist von der ersten bis zur letzten Seite anregend und fesselnd . . . Das Buch dürfte für die weitesten Kreise interessant und lehrreich sein.“

Der Konfektionär. Nr. 13. 1909.



Enfaserungsmaschine „Victor“. Aus Blasfey, Rohstoffe der Textilindustrie.



Der Markt in Freiberg. Aus Körners Briefwechsel.

## Theodor Körners Briefwechsel mit den Seinen.

8°. 300 S. mit zahlr. Tafeln, Facsimiles und künstlerischem Buchschmucke von A. Wefner. Herausgegeben von Dr. A. Steinberg. In Originalgeschenkband M. 3.80

„Eine köstliche Gabel . . . wie im Drama die Spannung von Szene zu Szene wächst, so zwingt auch die künstlerisch geschlossene Anordnung der Briefe den Leser bis zum Eintritt der Katastrophe zu immer wärmerer Teilnahme. So ist diese Brieffammlung nicht nur biographisch von höchstem Interesse, sondern sie ist zugleich ein wertvoller Beitrag zur Zeit- und Kulturgeschichte der napoleonischen Ära in Deutschland.“

L. Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung. Nr. 80. 1909.

„Dieser Briefwechsel ist nicht eine ängstlich vollständige Wiedergabe der Briefe an oder von Theodor Körner und all den Seinen, sondern er ist eine feinfühligte Sammlung der hauptsächlichsten Niederschriften der Familienglieder untereinander, die uns die einzelnen so nahe bringen, daß wir sie aus ihren eigenen Worten lieben und achten müssen.“

Dr. E. P. Dresdner Journal. 1. Dez. 1909.

## Die bildende Kunst der Gegenwart. Von Hofrat Prof.

Dr. J. Strzygowski. 8°. 295 S. zahlr. Abb. In Origillbd. M. 4.80

„Das Buch, es birgt einen reichen Schatz von Klugheit und Begeisterung, der Vielen wertvolle Gaben spenden kann. Es ist das Buch eines Kunsthistorikers, für das der Laie wie der Kunstertzieher dankbar sein muß.“

Kunstwart Nr. 12. 1908.

„Diese Art der Betrachtungs- und Genußweise wirkt in hohem Maße erzieherisch . . . So kann ich das Buch warm empfehlen.“

Dr. Karl Stork. Thürmer. Dezbr. 1907.



## Professor Dr. Otto Schmeil's

**Lehrbuch der Zoologie.** Für alle Freunde der Natur. Mit 37 mehrfarbigen Tafeln, sowie mit zahlreichen Textbildern nach Originalzeichnungen. 1910. 25. Auflage. XVI und 535 Seiten. In Leinwand Mark 5.40 In elegantem Geschenkband Mark 7.—

„Schmeil, unserm ersten Meister in allen methodischen Fragen des naturkundlichen Unterrichts, ist es durch seinen weitsichtigen Blick, seine praktische, geistreiche und lebendige Auffassung des naturkundlichen Unterrichtsstoffes gelungen, eine längst ersehnte Reform des naturgeschichtlichen Unterrichts in denkbar glücklichster Weise anzubahnen. Seine fesselnde, bei Lehrer und Schüler Lust und Liebe erweckende Behandlung des Stoffes muß zum eigenen Forschen und Beobachten anregen. Dazu gesellt sich eine Illustration, welche an Schönheit und Zweckmäßigkeit nichts zu wünschen übrig läßt.“

Zeitschrift für Mikroskopie. Nr. 12.

**Lehrbuch der Botanik.** Unter besonderer Berücksichtigung biologischer Verhältnisse bearbeitet. Mit 40 mehrfarbigen und 8 schwarzen Tafeln, sowie mit 470 Textbildern. 24. Auflage. XII und 521 Seiten. In Leinwandband Mark 4.80 In elegantem Geschenkband Mark 6.—

„Mit einem Wort: das Buch ist eine der herrlichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuen Schulliteratur. Ich kann dem Verfasser zu der Idee, die Botanik in dieser Weise zu behandeln, nur meinen Glückwunsch aussprechen.“

Prof. Dr. F. Ludwig in „Zeitschrift für Naturwissenschaften“. Bd. 74, S. 229.

„Das ‚Lehrbuch der Botanik‘ von Schmeil ist das beste, das mir bis jetzt vorgelegen hat.“

Dr. Luerßen, Professor der Botanik, Direktor des Bot. Gartens in Königsberg i. Pr.

**Flora von Deutschland.** Ein Hilfsbuch zum Bestimmen der in dem Gebiete wildwachsenden und angebauten Pflanzen, bearbeitet von O. Schmeil und J. Fitschen. 1909. 6. Aufl. 587 Abb. VIII u. 418 Seiten. In Leinwand gebunden M. 3.80

„Durch ihre Vollständigkeit und Übersichtlichkeit, sowie durch die vortrefflichen Abbildungen verdient die Flora zweifellos als eine der brauchbarsten und besten Anleitungen zum Bestimmen der heimatischen Pflanzen bezeichnet zu werden.“

Bot. Zentralbl.

**Der Sinn und Wert des Lebens** für den Menschen der Gegenwart. Von Geheimrat Prof. Dr. Rudolf Eucken. 8°. 156 S. Mit einem Porträt des Verfassers. In Origllb. M. 3.20  
 Numerierte Luxusausg. m. eigenhänd. Unterschr. d. Verf. M. 5.60

===== **Fünftes bis achttes Tausend.** =====

„Es ist ein Buch, in dem die Philosophie im schönsten und tiefsten Sinne fühlung mit dem Leben sucht, und wie wenige geeignet, seelisches Leben und Begeisterung zu wecken. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, es werde einst zu den Büchern unserer Literatur gehören, welche dauern, nicht zuletzt auch um seiner hohen Genuß gewährenden Sprache willen, die äußerlich das Gepräge vornehmer, wissenschaftlicher Ruhe trägt und doch von verhaltener innerer Bewegung, von hier und da auch zum Durchbruch kommender Blut durchpulst ist.“

Der Säemann. 3. Heft. 5. Jahrg.

**Intelligenz und Wille** Eine Begabungs- und Charakterlehre auf psychologischer Grundlage. Von Prof. Dr. E. Meumann. Gr. 8°. 300 S. Geh. M. 3.80 In Origbd. M. 4.40

„Meumann versucht hier die psychologischen Forschungsergebnisse über die geistigen Mächte der Intelligenz und des Willens in ihrem Wesen und ihrer Bedeutung für die menschliche Persönlichkeit in gutfaßlicher Form dem Leben näher zu bringen. Die Begriffe Intelligenz und Wille bilden letzten Endes die Grundbegriffe bestimmter Lebens- und Weltanschauungen. Darum hat diese Schrift nicht bloß für Psychologen und Pädagogen, sondern für jeden tiefer gehenden Menschen Bedeutung.“

Der Volkserzieher. Nr. 12. 13. Jahrgang.

„Sein Buch wird jedem Gebildeten die inneren Probleme der Gegenwart nahe bringen und ihn zur Selbstbestimmung anregen. Es ist ein Buch für all die Suchenden unserer Zeit. Es weist den Weg zu eruster und doch freudiger Lebensgestaltung.“

Breslauer Morgenzeitung. 17. Dez. 1907.

**Reich illustr. Verlagskatalog**

Geschichte, Religion, Philosophie, Pädagogik, Naturwissenschaften usw. im Umfang von 212 S. mit 6 Tafeln unberechnet und postfrei

**Quelle & Meyer, Leipzig, Liebigstraße 6.**

# Naturwissenschaftliche Bibliothek

Geb. M. 1.80 für Jugend und Volk Geb. M. 1.80

Herausgegeben von Konrad Höller und Georg Ulmer.  
Reich illustrierte Bändchen im Umfange von 140 bis 200 Seiten.

In die Liste der von den Vereinigten Jugendschriften-  
Aussschüssen empfohlenen Bücher aufgenommen.

## Aus Deutschlands Urgeschichte. Von G. Schwantes.

191 S. mit zahlreichen Abbildungen. In Originallbd. M. 1.80.

„Eine klare und gemeinverständliche Arbeit, erfreulich durch die weise Beschränkung auf die gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft; erfreulich auch durch den lebenswarmen Ton, der die tote und begrabene Vergangenheit vieler Jahrtausende uns menschlich näher bringt.“

Frankfurter Zeitung. 28. März 1909.

## Der deutsche Wald. Von Professor Dr. M. Buesgen.

184 S. mit zahlr. Abb. und 2 Taf. In Originallbd. M. 1.80.

„Unter den zahlreichen, für ein größeres Publikum berechneten botanischen Werken, die in jüngster Zeit erschienen sind, beansprucht das vorliegende ganz besondere Beachtung. Es ist ebenso interessant wie belehrend.“ Naturwissenschaftliche Rundschau. Nr. 17. XXIV. 1909.

## Die Heide. Von W. Wagner. 200 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband M. 1.80.

Verfasser will weitere Kreise nicht nur anregen, die neuentdeckte Perle der deutschen Landschaft mit dem Auge des Künstlers oder des wanderfrohen Touristen zu betrachten, sondern auch in bezug auf Flora und Fauna zu verstehen und zum vollen Genuße zu kommen.

## Niedere Pflanzen. Von Professor Dr. R. Timm. ca.

220 S. mit zahlreichen Abbildungen. In Origillbd. M. 1.80.

Der Verfasser stellt in gemeinverständlicher Weise mit Hilfe zahlreicher, größtenteils selbstgefertigter Abbildungen die Abteilungen der Farnpflanzen, Moospflanzen, Algen, Pilze (beide im weitesten Sinne) und Flechten dar, insbesondere werden wertvolle Winke für das Sammeln, Präparieren und Bestimmen, sowie für die Beobachtung lebendigen Materials gegeben.



**Das Süßwasser-Aquarium.** Ein Stück Natur im Hause. Von C. Heller. 194 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und 1 farbigen Tafel. In Originallbd. M. 1.80.

„Dieses Buch ist nicht nur ein unentbehrlicher Ratgeber für jeden Aquarienfrend, sondern es macht vor allen Dingen seinen Leser mit den interessanten Vorgängen aus dem Leben im Wasser bekannt... Ein größerer Raum ist der technischen Seite des Aquariumbetriebes eingeräumt und besonders Wert darauf gelegt, einfache Einrichtungen zu beschreiben.“

Bayerische Lehrerzeitung. Nr. 16. 43. Jahrgang.

**Reptilien- und Amphibienpflege.** Von Dr. P. Kreff. 152 S. mit zahlreichen Abbildungen und 1 farbigen Tafel. In Originalleinenband M. 1.80.

„Die einheimischen, für den Anfänger zunächst in Betracht kommenden Arten sind vorzüglich geschildert in bezug auf Lebensgewohnheiten und Pflegebedürfnisse, — die fremdländischen Terrarientiere nehmen einen sehr breiten Raum ein. Die beigegebenen Abbildungen... sind fast durchweg vorzügliche Reproduktionen.“

O. Kr. Pädagogische Reform. Nr. 51. 1908.

**Die Ameisen.** Von H. Viehmeyer. 168 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband M. 1.80.

„Viehmeyer ist allen Ameisenfreunden als bester Kenner bekannt. Von seinen Bildern kann man sagen, daß sie vom ersten bis zum letzten Wort der Natur geradezu abgeschrieben sind. Wir lernen in zweiundzwanzig Abschnitten das Leben und Treiben des kleinen Volkes kennen, eines der interessantesten Kapitel aus der lebenden Natur.“

Thüringer Schulblatt. Nr. 19. 32. Jahrgang.

**Die Schmarotzer der Menschen und Tiere.** Von Dr. v. Einstow. 152 S. m. zahlr. Abb. In Origillbd. M. 1.80.

„Es ist eine unappetitliche Gesellschaft, die hier in Wort und Bild vor dem Leser aufmarschiert. Aber gerade jene Parasiten, die unserer Existenz abträglich sind, gerade sie verdienen, von ihm nach Form und Wesen gekannt zu sein, weil damit der erste wirksame Schritt zu ihrer Bekämpfung eingeleitet ist.“

K. Süddeutsche Apotheker-Zeitung. Nr. 55. 1909.

**Beleuchtung und Heizung.** Von J. f. Herding. 176 S. mit zahlreichen Abbildungen. In Originallbd. M. 1.80.

„Ich möchte gerade diesem Buche, seiner praktischen, ökonomischen Bedeutung wegen, eine weite Verbreitung wünschen. Hier liegt, vor allem im Kleinbetrieb, noch vieles sehr im Argen.“

Frankfurter Zeitung. 28. März 1909.

# Wissenschaft und Bildung

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens  
Herausgegeben von Privatdozent Dr. Paul Herre

Im Umfange von 150—180 Seiten  
Geb. 1 M. Originalleinenbd. 1,25 M.

Die Sammlung bringt aus der Feder unserer be-  
rufensten Gelehrten in anregender Darstellung und  
systematischer Vollständigkeit die Ergebnisse wissenschaft-  
licher Forschung aus allen Wissensgebieten. § §

Sie will den Leser schnell und mühelos, ohne fach-  
kenntnisse vorauszusetzen, in das Verständnis aktueller  
wissenschaftlicher Fragen einführen, ihn in ständiger  
Führung mit den Fortschritten der Wissenschaft halten  
und ihm so ermöglichen, seinen Bildungskreis zu er-  
weitern, vorhandene Kenntnisse zu vertiefen, sowie neue  
Anregungen für die berufliche Tätigkeit zu gewinnen.  
Die Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ will  
nicht nur dem Laien eine belehrende und unterhaltende  
Lektüre, dem Fachmann eine bequeme Zusammenfassung,  
sondern auch dem Gelehrten ein geeignetes Orien-  
tierungsmittel sein, der gern zu einer gemein-  
verständlichen Darstellung greift, um sich in Kürze  
über ein seiner Forschung ferner liegendes Gebiet  
zu unterrichten. § Ein planmäßiger Ausbau der

Sammlung wird durch den Herausgeber  
gewährleistet. § Abbildungen werden

den in sich abgeschlossenen und  
einzeln käuflichen Bändchen  
nach Bedarf in sorg-  
fältiger Auswahl  
beigegeben.



Über die bisher erschienenen Bändchen vergleiche den Anhang



# AUS DER NATUR

## Zeitschrift für alle Naturfreunde

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. R. BRAUNS-Bonn, Prof. Dr. F. G. KOHL-Marburg, Prof. Dr. E. KOKEN-Tübingen, Prof. Dr. A. LANG-Zürich, Prof. Dr. LASSAR-COHN-Königsberg, Prof. Dr. C. MEZ-Halle, Prof. Dr. PFURTSCHELLER-Wien, Prof. Dr. K. SAPPER-Tübingen, Prof. Dr. H. SCHINZ-Zürich, Prof. Dr. OTTO SCHMEIL-Wiesbaden, Prof. Dr. STANDFUSS-Zürich, Prof. Dr. G. TORNIER-Charlottenburg

herausgegeben von

**Dr. W. Schoenichen**

Monatlich 2 Hefte zu je 32 Seiten, mit zahlreichen Textbildern und mehrfarbigen oder schwarzen Tafeln. — Halbjährlich (12 Hefte) Mark 4.—

Für den geringen Preis leistet „Aus der Natur“ **wirklich Hervorragendes**. Sie berücksichtigt alle Gebiete der Naturwissenschaften mit Aufsätzen aus der Feder **unserer best bekannten Gelehrten**. Eine besondere Aufmerksamkeit wird erfreulicherweise den biologischen Fächern geschenkt. Mit dem gediegenen Inhalt verbindet die Zeitschrift ein vornehmes Äußere. Sie ist äußerst reichhaltig illustriert. So machen Ausstattung und Inhalt „Aus der Natur“ zu **einer auf das wärmste zu empfehlenden Zeitschrift**. Bresl. Akad. Mitteil. 1906, Nr. 10.

Eine Zeitschrift wie die uns vorliegende **gehört in jede Lehrerbibliothek**, sei dieselbe groß oder klein. Vor allem kann diese schöne, durchaus moderne Zeitschrift aber auch allen Naturfreunden, Zoologen, Botanikern und Mineralogen sowie wissenschaftlichen Vereinigungen auf das angelegentlichste empfohlen werden. Wir sehen dem Erscheinen weiterer Hefte mit lebhaftestem Interesse entgegen.

Chr. Sch. (Bayr. Lehrertztg. 1905, Nr. 20.)

Ich **kenne keine andere Zeitschrift**, welche bei aller Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit den **wahrhaft volkstümlichen Ton so zu treffen weiß**, welche sich — trotz unserer Zeit — vor spekulativen Naturbetrachtungen so zu hüten versteht, welche zudem **so prächtig und reichhaltig** (13 farbige Tafeln!) ausgestattet, in Umschlag, Papier und Druck **so vorzüglich ausgerüstet** ist, wie gerade diese, von der ich nur wünschen kann, daß sie namentlich in Lehrerkreisen **recht weite Verbreitung finden** möchte.

Barfod, (Die Heimat 1907, Nr. 1.)



**Die Photographie.** Von W. Zimmermann. 168 S.  
mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln. In  
Originalleinenband M. 1.80.

„Das Buch behandelt in kurzen Zügen die theoretischen und prak-  
tischen Grundlagen der Photographie und bildet ein Lehrbuch bester  
Art. Durch die populäre Fassung eignet es sich ganz besonders für  
den Anfänger der Photographie.“

3d.

e.

D.

n

er

r-

n

VICTORIA UNIVERSITY  
LIBRARY

